
A 927,972

DEUTSCHE LITTERATURDENKMALE
DES 18. JAHRHUNDERTS
IN NEUDRUCKEN HERAUSGEGEBEN VON BERNHARD SEUFFERT

7

FRANKFURTER GELEHRTE ANZEIGEN

VOM JAHR 1772

ERSTE HÄLFTE



HEILBRONN
VERLAG VON GEBR. HENNINGER
1882

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

EINLEITUNG.

ERSTER ABSCHNITT.

URTEILE.

'Es ist übrigens ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt.' Dieses Goethesche Wort, über eine Schrift von Abraham a Sancta Clara gesprochen (Briefwechsel mit Schiller Nr. 516 der vierten Auflage), kommt mir oft in den Sinn, wo ein auf den ersten Blick buntes litterarisches Allerlei sich bei näherer Betrachtung zu einem einheitlichen und im ganzen erfreulichen Eindruck zusammenschliesst. Auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 wird es gewiss jeder Leser anwenden, welcher dem vorliegenden Bande seine Aufmerksamkeit schenken mag. Es herrscht darin eine so eigentümliche Mischung von jugendlichem Eifer und männlicher Reife, von stürmischer Energie und massvoller Ruhe, von Uebermut und Gerechtigkeit, von Leichtigkeit und Gründlichkeit, eine solche Verbindung von Spottlust über das Schlechte und von sachkundiger Versenkung in das Wertvolle, ein solches Talent der Polemik und eine solche Fähigkeit der Anerkennung, dass dieses Journal oder vielmehr dieser eine Jahrgang eines Journals im ganzen Umkreise des deutschen Zeitungswesens nur wenige seinesgleichen haben dürfte.

Eine vollständige Charakteristik gehört in eine Geschichte des deutschen Journalismus, welche für das neunzehnte Jahrhundert einen ungeheueren und vieljährigen Aufwand von Kraft und Arbeit erfordern würde, für das achtzehnte Jahrhundert im Anschluss an das be-

kannte Buch von Robert Prutz aber recht wohl möglich wäre und in absehbarer Zeit hergestellt werden könnte. Nur die eingehende Vergleichung mit anderen Zeitschriften derselben Art, d. h. mit anderen Recensieranstalten, würde die Eigentümlichkeit der gegenwärtigen völlig ins Licht setzen. Davon jedoch soll hier nicht die Rede sein. Unsere Publikation will nur reizen, nicht befriedigen; sie will die Beantwortung der mannigfaltigen Fragen, die sich an das Werk knüpfen, nicht vorwegnehmen, sondern erleichtern; sie will vor allem einen lange vergrabenen Schatz unserer Litteratur jedermann zugänglich machen und das erste öffentliche Auftreten Goethes (das erste öffentliche Auftreten, wenn wir vom Leipziger Liederbuch absehen) wieder in den allgemeinen Gesichtskreis rücken.

Was Goethes Anteil an dem Journal sei, ist die Hauptfrage, die sich aufdrängt. Eben diese Frage wird aber nie mit absoluter Sicherheit beantwortet werden können; und darum ist man nur gewiss, Goethes ganzen Anteil zu besitzen, wenn man den ganzen Jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten Anzeigen besitzt. Die Ausgaben von Goethes sämtlichen Werken können ihn nicht aufnehmen, weil sie Goethes Recensionen nicht so viel fremde und zweifelhafte beimischen dürfen. Es blieb also nur der Weg einer unverstümmelten Reproduktion, um den Freunden Goethes, den geniessenden wie den forschenden, denen jedes Wort Goethes wichtig und jede Aeusserung des jugendlichen Schriftstellers doppelt und dreifach wichtig ist, zu genügen und ihre Wünsche zu erfüllen. —

Der deutsche Journalismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war grossenteils von französischen und englischen Mustern abhängig; und diese Abhängigkeit drückte sich vielfach schon in den Titeln aus. Die Zeitschrift, die uns augenblicklich interessiert, bestand von 1736 bis 1790. Am 3. Juli 1736 wurde die Ankündigung ausgegeben und darin das Journal benannt,

wie folgt: 'Franckfurtische | gelehrte | Zeitungen, | darinnen | Die merckwürdigste Neuigkeiten | der | Gelehrten Welt, | So wohl | In Ansehung der jetzt lebenden Gelehrten, | als auch | Aller zur Gelehrsamkeit gehörigen Wissenschafften, | Künsten und Sprachen umständlich berichtet, | Und insonderheit | Der gegenwärtige Zustand aller in- und ausser Teutschland | blühenden | Hohen Schulen und Gesellschafften, | Mi [so!] unpartheyischer Feder entworffen.' Die erste Nummer erschien 'Freytags den 6 *Julii* 1736' unter dem Titel: 'Franckfurter Gelehrte Zeitung.' Am Schlusse des Jahres 1736 ward ein Titelblatt ausgegeben: 'Franckfurtischer | Gelehrter | Zeitungen | Erstes halbe Jahr; von 1736. | Darinnen... entworffen' wie in der Ankündigung. Das Titelblatt des zweiten Jahrganges lautet dann: 'Franckfurtischer | Gelehrter | Zeitungen, | Zweytes Jahr; von 1737.' U. s. w. Für die einzelnen Blätter aber wird die Bezeichnung 'Franckfurter Gelehrte Zeitung' festgehalten. Wie jedoch immer der Titel lauten mag, so erinnert er an das *Journal des Sçavans* und seine deutsche Imitation, die Leipziger *Acta Eruditorum*. Der erste Verleger und Redacteur war der Notar Samuel Tobias Hocker, hinter welchem als geistiger Urheber des Unternehmens der Senior des Frankfurter *Ministerii*, Dr. Münden, stand. Hocker übergab das Journal seiner Tochter Anna Maria Gertraud Hockerin, die es seit dem 1. Juli 1743 verlegte, aber am 1. Dezember 1749 ihre Vermählung mit Johann Sebastian Georgen anzeigte, der nun 1749 und 1750 als Verleger zeichnete, aber 1751 wieder seiner Frau Platz machte. Seit 1760 wurde die Zeitung in der Brönnerschen Buchhandlung ausgegeben. Von dem Buchhändler Brönner kaufte sie der fürstlich Waldeckische Hofrat Deinet, der die Witwe des Buchdruckers Eichenberg geheiratet hatte, und setzte sie unter der Firma der Eichenbergischen Erben in verändertem Format sowie mit dem veränderten Titel 'Frankfurter gelehrte Anzeigen' fort: ähnlich waren die Göttingischen

Zeitungen von gelehrten Sachen 1753 zu der Bezeichnung Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen übergegangen; und sie scheinen nicht bloss im Format, sondern auch sonst für die neue Gestalt des Frankfurter Blattes einigermassen als das Muster angesehen worden zu sein. Dieser neuen Gestalt erster Jahrgang ist der vorliegende von 1772.

Vgl. Struve-Jugler, *Bibliotheca historiae litterariae selecta (Jenae 1754)* 2, 890; J. v. Schwarzkopf, Ueber politische und gelehrte Zeitungen . . . zu Frankfurt am Mayn (Frankfurt 1802), S. 27; Prutz S. 364; Didaskalia vom 4. Dezember 1882, S. 1339 (unterz. Rr.); Mitteilungen von Dr. K. K. Müller in Würzburg. Ich selbst habe nur die Jahrgänge 1736 und 1737 der älteren Gestalt gesehen.

Als eine Probe aus dem ersten Jahrgang teile ich den Anfang der Nummer XIII vom 17. August 1736 mit: 'Das eigentliche Studiren des Menschen, ist der Mensch selbst. Der Herr Pope, ein Engelländer, der durch seine poetische Wercke, welche aus seiner Feder geflossen, sich nicht geringen Ruhm erworben, hat eine kleine poetische Schrifft von dieser Materie in seiner Sprache ans Licht gestellet, welche den Titul führet: Versuch von dem Menschen. Welche in das Frantzösische übersetzt, und die Ausgabe davon ist von dem Ubersetzer selbst übersehen und besorget worden. Sie ist in 12. von 112. Blätter ohne die sinnreiche Vorrede, welche aus 36. Blätter bestehet, zu Amsterdam bey Johann Friedrich Bernhard. In dem Werck, davon wir reden, hat Herr Pope allen falschen Schein der Dichtkunst, womit man sie sonsten zu zieren und auszuschmücken pfleget, weggelassen, hingegen hat er die beliebte Anmuth und gründliche Gedancken, welche ihr einen besondern Preiss geben, sorgfältig beybehalten, die *Metaphysic* von falschen *Subtilit*äten und kindischen Possen gereiniget, welche sie in anderer Schrifften sehr verächtlich machet, und sie so gebraucht, dass man sie als etwas Wahrhafftiges, Begreiffliches, Sinnreiches und

kräfftig Unterweisendes ansehen kan, welche Eigenschafften ihr vornemlich gehören. Mit einem Wort, er hat gezeiget, wie man das Feuer und die Anmuth der Dichtkunst mit *Metaphy*sischer Gründlichkeit und Verstand verknüpffen, und mit beyden zugleich seine Gedancken ausdrücken könne.' Es folgt eine Inhaltsangabe, welche endigt: 'Der Schluss dieses vierdten Abschnitts hält in sich ein Lob seines Gönners des Herrn Mylord Bollinbroke da man den Verfasser dieser Schrifft des *Spinozismi* beschuldigen wollen, so hat der Ubersetzer von ihm diese Beschuldigung abzulehnen gesucht, und zwar mit Recht, indem der GOtt dieses Englischen Dichters nicht ein stummer, blinder, tauber, und mit der Materie vermischter wie *Spinozae* GOtt ist, sondern das höchste Wesen, welches alles weisslich regieret und erhält.'

Die reorganisierte Zeitschrift von 1772, an der Merck, Georg Schlosser, Herder, Goethe mitarbeiteten, erregte sofort die Aufmerksamkeit der litterarischen Kreise; man stellte ihr allenthalben das beste Zeugnis aus und sah ihrem weiteren Erscheinen mit Spannung entgegen. Man hatte auch wohl zu tadeln, die Mitarbeiter selbst waren mit einander nicht stets zufrieden. Aber der Wert, den man auf das Unternehmen legte, und der Ernst, mit welchem das Recensiergeschäft getrieben wurde, erhellen aus den tadelnden Aeusserungen nicht minder, als aus den lobenden.

Claudius liess sich im Wandsbecker Bothen 1772 Nr. 8 vom 14. Januar vernehmen wie folgt:

'Mein Herr hat mir wohl eher en passant erzählt, dass die Zeitungssteller es unter sich so halten, dass einer des andern so wenig erwähnt, als es nur irgend möglich ist, und sonderlich wenn ein neuer Versucher ins Feld kommt; denn thun sie, als ob er gar nicht in der Welt wäre, und lassen sich zum Theil am Rock zupfen, und sehen sich ja nicht um. Das thun sie darum, dass ihre Leser nicht erfahren, dass noch sonst jemand in der Stadt mit Blau-Holz handle, und nennen

das eine höchstnöthige Politique; 's mag auch zum Theil wohl wahr seyn. Wenn ich den Finger an die Nase lege und so recht stark nachdenke, so kann ich diese Politique zur Noth wohl begreiffen, aber nachthun — — ich habe die ganze Hand an die Brust gelegt, ich kanns doch nicht nachthun; mich dünkt immer die Leute schreiben ihre Blätter deswegen, dass sie bekannt werden sollen, und wenn ich nun schweige — da thät ich ja was die Leute nicht gerne haben wollten, und wer mag das thun? Nein, nicht doch! In Frankfurth am Mayn kommen mit Anfang dieses Jahres „Frankfurther gelehrte Anzeigen" heraus „die nicht eigentlich ein Repertorium . . . wo möglich allezeit bemerken" (= Neudruck 3, 6 bis 17).

'Diese Frankfurther Anzeigen werden von einer Gesellschaft Männer herausgegeben „die, wie sie sagen, ohne alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen im stillen bisher dem Zustand der Litteratur und des Geschmacks hiesiger Gegenden als Beobachter zugesehen, und sich vereiniget haben, um dafür zu sorgen . . . enthalten" (= unten S. XXXI).

'Das erste Stück vom 3 Jan. enthält die Anzeigen des brittischen Museum 3ter Theil, Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier, Singedichte von Wilhelm Heinsen und *Loix & constitutions de Sa Majeste le Roi de Sardaigne publiees en* 1770 2 Vol. in 12, und die Verfasser sagen ihre Meinung grade heraus, ohne viel Federlesens und ohne Stachelreden. Ich wünsche ihnen viele Leser.

'Zu Aachen kommt auch mit Anfang dieses Jahres eine Kaiserl. privilegirte Reichs-Post Amts-Zeitung, nebst einem Wochenblatte, und zu Coburg eine neue Zeitung unter dem Titel „Auszug aus der neuesten Geschichte der Staaten der Wissenschaften und der Künste heraus. Von diesen habe ich noch kein Stück gesehen, und auf die vorläufigen Avertissements verlasse ich mich niemals.

'Es mögen wohl noch sonst hie und da mit Anfang dieses Jahrs neue Blätter ausgegangen seyn, ich besinne mich itzo aber grade nicht auf mehr, sonst zeigte ich sie auch an.'

Diese Bemerkung gleich der ihr vorangehenden über Aachen und Coburg, sollte, wie man sieht, die Unparteilichkeit des Boten illustrieren. Er berichtigt dann noch einige Druckfehler, welche der Korrektor in seiner Nr. 3 stehen lassen, indem er bemerkt: 'Er ist sonst ein guter Corrector, nur dass er nicht gut corrigirt.' Endlich meldet er in einer Nachschrift den Tod von Klotz und Helvetius. Letzterer habe vom 'Geist' geschrieben: 'Aber vom Geist getrieben werden, ist mehr als vom Geist schreiben sagt mein Vetter.' Hiermit schliesst 'der Bothe' seinen diesmaligen Artikel 'Gelehrte Sachen.'

Was sonst Journale über die Frankfurter gelehrten Anzeigen zu sagen hatten, wird sich im Verlauf ergeben. Zunächst gehen wir den brieflichen Aeusserungen nach.

Sophie von La Roche schrieb am 5. Januar 1772 an Merck (Merck-Briefe 1, 32): 'Darf ich Ihnen sagen, dass Sie nicht hätten leiden sollen, dass gleich in den ersten Zeitungsblättern Nonnen und Pfaffen angepackt werden; es hat einige Köpfe gestossen.' Sie meint die Bemerkungen über Burcard Waldis in der ersten Nummer (Neudruck 6, 24 ff.) die natürlich in katholischen Kreisen verletzen mussten. Sie hatte Abonnenten geworben, in Düsseldorf z. B. Fritz Jacobi gewonnen (s. dessen Auserl. Briefw. 1, 65) und durfte sich daher eine solche Warnung wohl erlauben.

Einem Briefe von Franz Leuchsenring (vgl. Herders Nachl. 3, 176. 183) und Merck an Wieland etwa vom 7. oder 8. Februar waren zwei Nummern der Frankfurter gelehrten Anzeigen beigelegt, darunter die (noch nicht ausgegebene) vom 11. Februar, 'worin' wie Wieland am 18. Februar aus Erfurt an Georg Jacobi nach Halberstadt schreibt 'Sulzers Theorie sehr scharf, nicht etwa blos mit attischem Salze, sondern, beym Anubis! mit

Salpeter und spanischem Pfeffer gerieben wird.' 'Ich möchte wohl wissen' fährt er fort, 'wer die Recension gemacht hat. Sie ist *avec connoissance de cause* und ungleich besser als die meinige geschrieben' (Wielands Ausgew. Br. 3, 26 vgl. 103). Auch der Verleger war auf diese Recension stolz: 'Das Stück ist einzig' sagt er (Weim. Jahrb. 6, 82).

Schlözer in Göttingen fordert am 8. März Johannes Müller auf (Maurer-Constant 3, 31), ein Exemplar seines *Bellum cimbricum* 'an die Verfasser der nagelneuen Frankfurter Gelehrten Anzeigen' zu schicken. 'Darin lese ich soeben' fügt er hinzu 'eine Recension *ad invidiam usque* vorteilhaft von meiner Allgemeinen Nordischen Geschichte, und darin eine Verwunderung, warum ich die Runen in Dänemark nicht von dem Cimbrischen Krieg herhole. Da kommt also unsre nagelneue Kätzerei von den Cimbern auch wieder zu passe!' Vgl. die Nummer 17 vom 28. Februar (Neudruck S. 113, 27 ff.). Ueber eben diese Recension ärgerte sich Schlözers Kollege Heyne mit kollegialischer Liebenswürdigkeit: der Frankfurter Recensent habe den Geist der Kompilation in einen Schöpfergeist verwandelt: 'Wäre doch die Recension von dem Verfasser gewesen, der das Mosaische Recht (220, 14) und den Batteux (in der Allgem. Deutschen Bibliothek, vgl. unsern Neudruck 426, 28: es war Herder!) recensirt hat.' So schreibt Heyne an Herder (Von und an Herder 2, 135). Dieser hatte sich auch über 'das Posaunen' der Schlözer-Recension geärgert und vermutet: 'dieser und viele ähnliche Gassentrompeter z. E. Revision der Philosophie (Neudruck 313, 3 vgl. 468, 23) u. s. w. müssen von Schlosser herrühren, oder ich weiss nicht. In allen ist der platteste Kopf von aussen und der leerste von innen; Ignoranz des Zustandes der Sache und Mangel des Gefühls, was sein soll' (ibid. 138). Heyne meint, der Recensent habe Herder für den Verfasser der 'Revision der Philosophie' (von Meiners) gehalten (ibid. 141). Eine spätere tadelnde Recension über Schlözer

nennt er so wohlthätig, als eine ist; 'denn hier konnte es doch niemand sagen, und doch stimmt alles, was ich kenne, dem gesunden Urtheile bei' (ibid. 141).

Aus demselben Göttingen schreibt am 19. Mai Boie an Bürger (Bürger-Briefe 1, 49): 'Wegen der Frankfurter Kritik mag Sie ein Brief von Wieland trösten, den ich beylege.' Er meint die Nr. 19 vom 6. März, worin (125, 31) Bürgers 'Dörfchen' abgelehnt wird. Voss schreibt am 24. Februar 1773 (Briefe 1, 127): 'Die Frankfurter gelehrte Zeitung mit dem Wandsbecker Boten, war bisher die einzige, die vernünftig war, aber auch die ist jezt in schlechte Hände gefallen.'

Auf die 'Anekdote' vom 23. Juni (332, 4) wird der Hofrat Ring in Karlsruhe durch Wieland hingewiesen (Funck, Beiträge zur Wieland-Biographie S. 25), und dieser nennt die Frankfurter gelehrte Zeitung 'eine der besten, die wir dermalen haben.' Dass er damit auch oft unzufrieden gewesen, wusste Boie an Merck zu melden (Merck-Briefe 1, 46).

J. L. Benzler schreibt aus Leipzig am 4. Juli 1772 an Gleim: 'Auch die Frankfurter Zeitungen, die ich gelesen habe, sind oft partheyisch; doch halt' ich sie für die besste gelehrte Zeitung, die wir itzt haben' (ungedruckt, mitgeteilt von Seuffert). Hierauf antwortet Gleim, Halberstadt 13. Juli: 'Die Frankfurtsche Zeitung wurde zu Berlin gerühmt, ich habe sie noch nicht zu sehn bekommen' (ungedruckt, Mitteilung Seufferts). Georg Jacobi schreibt aus Halberstadt an Merck (Merck-Briefe 2, 43): 'Ihre gelehrten Anzeigen, mein Bester, hat Gleim zu wiederhohlten Malen auf dem hiesigen Postamte bestellt; aber noch nicht bekommen. Ich bin unbeschreiblich begierig, sie zu sehen. Hoffentlich find ich dieselben in Düsseldorf, wohin ich in acht Tagen abzureisen gedenke. Wohl unsrer Critik, deren Afterbild so lange in allen Trödelbuden zur Schau gestellt und gekauft worden ist, dass endlich einmal edeldenkende, freie Männer sich ihrer annehmen!'

'Nennen Sie mich nicht mehr in Ihren Zeitungen einen grossen Kopf' beschwert sich Herder an Merck (Merck-Briefe 1, 41) mit Beziehung auf 413, 1 vom 7. August 1772: 'in Jena hat ein Narr geglaubt, Ich habe mich selbst so genannt und über die Büttelidee mir anonym seine Zeitungsrecension zugeschickt, von der ich noch jetzt kein Wort verstehe.' In demselben Briefe bemerkt Herder, dass ihm Lavaters biblische Erzählungen weit mehr Lob zu verdienen scheinen, 'als ihnen Ihre Zeitung (*nam tibi allinitur faex ista*) gegeben.' Vgl. 339, 27 vom 30. Juni.

Schlosser an Lavater 22. August (mitgeteilt von Ludwig Hirzel, Im neuen Reich 1879. I. S. 276): 'Ihr Urtheil von der hiesigen Zeitung macht den Verfassern derselben Ehre; es ist aber auch nicht zu leugnen, dass der Tadel über die Flüchtigkeit einiger Recensenten gegründet ist. Die Haupt-Absicht dieses Blattes ist, wenigstens so viel ich Antheil daran habe, nicht sowohl Bücher-Kenntniss mitzutheilen, sondern (den) Gesichtspunct zu zeigen, in welchem die Wissenschaften gesehen werden sollten. — Daher kommts dass man oft blos mit dem Autor, blos über seinen Gegenstand räsonnirt und seinen Gang nicht verfolgt, und dieses und die sorglose Freymüthigkeit und Ehrlichkeit, womit die Verf. zu Werk gehen, giebt ihnen einen Ton der Neuheit, der freylich seyt den Litteratur-Briefen nicht viel gehört worden ist, und den die Clotzische Schule in ihren Zänkereyen und schlechten Absichten verlieren muste.' In einem ferneren Brief vom 13. September spricht Schlosser abermals über die Haltung des Journals überhaupt, indem er Lavater zugibt, dass der Ton desselben wohl überspannt werden könne, dass aber die 'Ueberschwemmung von elenden Schmierereien', in denen man bald ersaufen werde, den lebhaften Spott, nicht gegen die Autoren als Männer, sondern nur als Autoren, den die Anzeigen bisweilen enthielten, gerechtfertigt und wirksam erscheinen lasse (Hirzel a. a. O. 277).

Christian Felix Weisse in Leipzig schreibt am 13. Oktober 1772 an Johann Peter Uz nach Ansbach (Morgenblatt 1840 S. 1170 f.): 'Kennen Sie schon die gel. Zeitung von Frankfurth am Main? Unter vielen guten und richtigen Urtheilen kommt viel Wunderbares und Eigenes darin zum Vorschein: richterliche, partheyische Aussprüche, und wehe dem, den ein Verdammungsurtheil trifft! Man richtet alles nach einer besondern Theorie, redet beständig von Ideal und Intuitionsgefühle. Kein Gedicht ist ein wahres Gedicht, was nicht Handlung hat, d. i. kein Drama ist, kein Drama aber gut, was nicht mit Leib und Seele Shakespear ist. Nach dieser Theorie werden selbst Gessners Idyllen verworfen (446, 29). Unter den Deutschen ist Niemand Dichter als Gerstenberg, Klopstock, Lessing und Wieland. Jacobi kriecht nebst Gleimen auch bisweilen durch, aber für diese scheint die persönliche Freundschaft irgend eines Mitrecensenten zu sprechen. Wir hier halten alle für einen der Hauptverfasser Herdern, denn seine Sprache verräth ihn. In Lemgo kömmt eine andere Bibliothek heraus, die sich wider die Frankfurther Zeitung auflehnet: nach dem ersten Theile zu schliessen, den ich bloss durchgeblättert, sind aber die Recensenten weit seichtere Köpfe'. Derselbe an denselben am 28. Dezember 1772: 'Die Frankfurther Zeitung ist allerdings ein seltsames Werk: auf einer Seite hat sie viel Gründlichkeit, auf der andern viel seltsame Anforderung an unsere Schriftsteller, eine unerklärliche Theorie, übertrieben in Lob und Tadel und viel Partheylichkeit. Unfehlbar ist Herder nebst einem gewissen Gede Hauptverfasser, so wie er auch bei der allg. Bibliothek Verfasser von verschiedenen Recensionen ist, die sich gleich durch die Sprache kenntlich machen. Ich werde vermuthlich den Zorn dieser Herrn sehr auf mich laden: denn in dem Stücke der Bibliothek, das itzt die Presse verlassen wird, steht eine Recension der lezten Gessnerischen Idyllen, worinnen die Frankfurther Recension,

die Gessnern so tief herabsezte, gerade widerleget wird.' Bezüglich der Autoren war Weisse wenigstens auf einer bessern Spur als Bodmer, der noch am 12. März 1773 äusserte: 'Ich fürchte immer Wieland habe Antheil an diesen (den Frankfurter) Zeitungen' (Zehnder, Pestalozzi 1, 435). Die Recension, welche Weisse in Aussicht stellt, ist in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste 14, 1 (1773) S. 80 ff. erschienen und resümiert die Einwürfe, die sie zu widerlegen sucht, auf folgende Weise (S. 104 f.): 'Nun nehme man noch einen Augenblick die dreyfache Kritik zusammen. Durch die erste ward die Dichtkunst von allen leblosen Gegenständen auf die lebendigen eingeschränkt; durch die zweyte von allen Wesen der Einbildungskraft auf den wirklichen Menschen; und durch die dritte endlich von allen übrigen Formen auf die einzige dramatische Form. Es fehlte nichts, als dass man noch in dieser Form die einzige besondre Manier bestimmte: und welche würde das anders gewesen seyn, als Shakespears Manier? So führe denn auf einmal die ganze Litteratur in den einzigen Shakespear zusammen! Wir gehören gewiss zu den eifrigsten Bewunderern dieses grossen Engländers; aber wir müssen doch auch sagen: Wenn Shakespear vortrefflich ist, so ist darum noch nicht alles, was vortrefflich ist, Shakespear. Eine Erinnerung, die hier vielleicht nicht ganz am rechten Orte steht; die aber doch immer nicht schaden kann!' Die Lemgoer Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur war in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, Neudruck 357, 1 ff. recensiert worden. Darauf antwortet die Lemgoer Bibliothek in der Vorrede zum zweiten Band, zuerst im allgemeinen S. IX ff. und dann durch einen vollständigen, mit Glossen versehenen Abdruck der Frankfurter Recension S. XVIII ff. Den Frankfurter Journalisten wird vorgeworfen, dass in keinem Blatte der entscheidende, positive Docententon mehr als in dem ihrigen herrsche: 'sie zeigen ganz be-

sonders, dass sie meinen alle Kenntnis allein zu haben, und vergessen mehr als jemand, was man, wie sie sich ausdrücken, dem Publiko schuldig ist' (S. XI). Der zweite Band der Lemgoer wurde in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1773 Nr. 1 S. 6 (vgl. S. 666) wieder recensiert, und die Vorrede des dritten erwidert darauf nur beiläufig in dem Satze: 'Andere Vorwürfe, wohin wir auch die von des heil. Röm. Reichs Renomisten in Frankfurt (*vox clamantis in deserto*) mit einem ganz lächerlichen Litteraturdespotismus, ohne die geringste Spur von Gründen, und noch weniger von Critik, bei Gelegenheit des zweiten Bandes wiederholte Verdammung des ganzen Instituts rechnen, und denselben der Justitz seines Orts, die er wol gewohnt ist, überlassen, sind bereits in der Vorrede des zweiten Theiles mithin einmal für allemal beantwortet worden.' Was es mit der taktvollen Anspielung auf die Justiz für eine Bewandtnis habe, werden wir bald erfahren.

Aehnlich wie die Lemgoer Bibliothek war Schirachs Magazin von den Frankfurter gelehrten Anzeigen, Neudruck 466, 26 ff., 647, 4 ff. hart mitgenommen worden. Schirach antwortet in der Vorrede zu seinem zweiten Band, Helmstädt am 20. April 1773. Er versichert auf sein Ehrenwort, 'dass er die Angriffe der schwarzen Zeitung in Frankfurt am Mayn' nicht gelesen habe und nur durch Nachrichten seiner Freunde davon wisse. Er nennt sie aber Invektiven, die nichts weiter als Invektiven sind und zuweilen ins Pasquillante fallen. 'Wenn ich' fährt er fort 'so niederträchtig zu denken fähig wäre, wie diese erbosste Gegner, so würden gleichartige Beantwortungen nicht fehlen. Ich habe Freunde die in ihrer Hitze oft sehr weit gehen würden, wenn ich es zugäbe, und welche rüstig genug wären, auf Kosten anderer Lachen zu erwecken. Die Herren in und um Frankfurt am Mayn S—r. M—k. H—r. G—e S—t. und sehr viele andre, die man wohl kennt, so verdeckt sie ihre Rolle auch spielen wollen, würden gewahr werden,

dass auch auf meiner Seite Personen wären, die Frechheit mit Frechheit vergelten, und in dem Tone, vielleicht besser, antworten könnten, in dem man zu uns spricht. Es fehlt uns nicht an Muthe dazu: es fehlt uns an der Bosheit des Herzens, die dazu erfordert wird.' Die Namen Schlosser, Merck, Herder, Goethe, 'Schmidt' sind leicht zu ergänzen. In demselben zweiten Band, erster Teil S. 30 wird 'der Verfasser' der Frankfurter gelehrten Anzeigen so charakterisiert: 'ein junger Mann, wie es scheint, bey dem es Schade ist, dass er glaubt, das Publikum hätte ihn gedungen, dass er hinter die Gelehrten herlaufen, und ihnen schiefe Gesichter machen, sollte, damit es lachen könnte. Die Rolle eines gelehrten Lustigmachers ist doppelt verächtlich, und es hält schwer alle Woche zweymal für Geld Spass zu machen, der gefällt.' Es handelt sich aber um die Recension von Schlözers Universalhistorie, die, wie wir im zweiten Abschnitte sehen werden, von Herder herrührte. Auch eine Recension über den zweiten Band von Bergsträssers Realwörterbuch schliesst (ebenda S. 195) mit einem Ausfall auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen: das beste Lob werde Bergsträsser 'ohnstreitig von den Leuten erhalten die die neue schwarze Zeitung in Frankfurt am Mayn schreiben. Diese werden ihn tadeln, und kan man gründlicher gelobt werden, als durch den Tadel und die Misshandlung dieser Cotins?' Vgl. Frankfurter gelehrte Anzeigen, Neudruck 582, 34 ff. und Bergsträssers unten S. XCI ff. in Seufferts Vorbemerkung mitgeteilte Antikritik.

Zollikofer in Leipzig meldet am 10. November an Garve nach Breslau (Briefw. zwischen Garve und Zollikofer, Breslau 1804, S. 22): 'Der Verleger der Frankfurter gelehrten Anzeigen klagt mir den Verdruss, den ihm seine Zeitungen machen. Nun sollen alle theologischen Artikel durch die Censur des dasigen Ministeriums gehen. Sie wollen also lieber keine theologischen Bücher mehr recensiren. Diess ist mir nicht lieb, weil mir ihre theo-

logischen Recensionen mit am besten gefallen haben.' Die Reibungen mit der Geistlichkeit hatten früh begonnen. Schon die dritte Nummer gab durch ihre Bemerkungen über das Predigtwesen (22, 1 ff.) Anstoss. Der Verleger musste sich vor die *Deputati ad rem librariam* stellen. Die fünfte Nummer verletzte abermals, wohl durch Anspielungen auf Frankfurter Intoleranz (29, 35 ff.), etwa auch durch tolerante Aeusserungen über die Juden (32, 6 ff.) und ungläubige über den Teufel (32, 20 ff.), durch die Polemik gegen biblische Redensarten (33, 23), sowie durch das Verlangen, die Prediger und Sittenlehrer sollten die Moral aus dem Himmel herab auf die Erde unter die Menschen führen (35, 5 ff.). Man schrie über Ketzerei, und der Senior Plitt predigte gegen die Recensenten. Der Verleger sollte sie nennen, widerrufen und sich bis zu ausgemachter Sache aller theologischen Recensionen enthalten. Schlosser schrieb eine Verteidigung, die man nicht demütig genug fand. Gleichwohl wurde die Sache ausgeglichen, als der Verleger eine schriftliche Versicherung der Direktion beibrachte, wornach der Verfasser der theologischen Artikel auswärts in einer grossen Entfernung von Frankfurt lebte und die Glieder des Frankfurter Ministeriums nicht einmal dem Namen nach kannte, also auch jene Ausfälle nicht auf sie gerichtet sein könnten. Vgl. Weimarisches Jahrbuch 6, 80 f., 83. Allgemeine Deutsche Bibliothek 18, 2, S. 662. Die Recension der Nöltingschen Rede am Grabe des seligen Alberti in Nummer 39 vom 15. Mai (256, 34 ff.) ärgerte die Geistlichen und ihre Partei, ohne dass sie die Sache weiter verfolgten (Allgemeine Deutsche Bibliothek a. a. O. 663). Aber die Nummer 58 vom 21. Juli brachte eine höhnische Recension über ein Buch des Hauptpastors Goeze in Hamburg, das dem Frankfurter Magistrat gewidmet war (379, 12 ff.), und diese hatte einen längeren Pressprocess zur Folge, der sich bis in das nächste Jahr hineinzog und für die obwaltenden Verhältnisse höchst charakteristisch ist.

Der Frankfurter Rat hatte Goezen für seine Widmung gedankt, und dieser darauf in einem Schreiben vom 14. Juli 1772 erwidert, worin er den Frankfurtern das beste Zeugnis ausstellte und behauptete: es leuchte aller Welt in die Augen 'dass der rechte Gott noch in dem Frankfurtischen Zion sey'. Wenige Tage nach Eingang dieses Briefes erschien die Recension, welche den Rat begreiflicher Weise sehr verstimmen musste; und die Frankfurter Geistlichen werden nichts versäumt haben, um die Verstimmung zu steigern. Auf einen Beschluss des Rates vom 30. Juli wurde der Hofrat Deinet als Verleger am 7. August vor die schon genannten *Deputati* gefordert und durch Ratsbeschluss vom 20. August zu einer Strafe von 20 Reichsthalern verurteilt, was man ihm am 22. August persönlich ankündigte. Deinet protestierte gegen das Protokoll vom 7. August, das ihm nicht vorgelegt worden, und worin seine bezüglichen Aeusserungen unrichtig oder mindestens unvollständig angeführt seien, reklamierte das Recht der Verteidigung und ergriff das Rechtsmittel der Aktenversendung an eine auswärtige Juristenfakultät. Dies wurde vom Rat am 15. September zugestanden, aber die gleichfalls erbetene Mitteilung der Entscheidungsgründe des Beschlusses vom 20. August verweigert.

Das Protokoll vom 7. August beginnt: 'In Gefolg eines auf das Schreiben des Herrn Pastor Götz in Hamburg, ergangenen *venerir*lichen Raths-*Conclusi* vom 30sten *elapsi* erschiene, auf Vorbescheid der Hofrath Deinet, und wurde demselben die Eröfnung gethan' u. s. w. Auch bei der Verhandlung selbst hatte man sich auf Goezes Schreiben berufen. Hiernach musste Deinet glauben, dass eine Denunciation Goezes vorliege und bat gleich mündlich und ebenso später schriftlich um Mitteilung des Goezeschen Schreibens, die jedoch beide Male abgeschlagen wurde, so dass sich seine am 27. Oktober eingereichte Verteidigung nicht im einzelnen darauf beziehen und nur im allgemeinen die Anbringe-

und Schmähsucht dieses Mannes, dem es von jeher mehr um seine Sache, als um die Sache Gottes zu thun gewesen sei, geisseln konnte. Jener Verteidigung war ein ausführlicher Rechtfertigungsbrief des Recensenten an den Verleger beigeschlossen, worin jeder Satz der Recension bekräftigt und der Hauptpastor Goeze, der 'sich unterfängt, aus seinem Vatican an der Elbe, Bullen und Anathemas in die übrige Welt zu zerstreuen', nach seiner ganzen bisherigen polemischen Wirksamkeit charakterisiert wird, wie folgt:

'Wer weis nicht, dass Herr Goeze überhaupt nichts lieber sieht, hört und thut, als Zanken. So lang er die Feder führen kann, guter Gott! was hat er nicht schon alles zusammen gezankt? So viel ich mich erinnere, fing er mit dem Verfasser des Buchs *Les Moeurs* an. Das war wohl der Mühe werth, ein solches Canapee-Stück zu widerlegen. Ich habe die Widerlegung nicht gelesen, aber ich finde in den *Les Moeurs* auch nichts zu widerlegen; wenigstens in Rücksicht auf unsere Kirche. Ein anders ist es bey der Catholischen Gemeine.

'Nach diesem, dünkt uns, hat er etwas für des Jairi Töchterlein gekämpft, und bewiesen, dass sie todt und nicht blos ohnmächtig gewesen wäre. Wir wissen aber nicht gegen wen. Und da dieses gute Mädchen nun gewiss todt ist; so wollen wir sie auch todt lassen.

'Im Jahre 1762. stunde ein Ketzer auf, der in den Hanöverischen Beyträgen behauptete, die Weisen aus Morgenland, wären blinde Heyden gewesen; darüber blies Herr Goeze Lärmen! und schrie nach der Gewohnheit dieser Herrn, als wann die ganze Christenheit in Flammen stünde. Sein *Classicum* steht vor dem 11ten Theile seiner Canzelreden.

Δεινον δ᾽ ολολυξε, δραμων δ᾽ ηγγειλε μυεσσιν
Αλλ᾽ ἀγεθ᾽ ὁπλισομεσθα, και ἐξελθομεν ἐπ᾽ ἀυτους!

'Wenn die Weisen aus dem Morgenlande dem Herrn Pastor für seine Vertheidigung nicht mehr danken, als die Christliche Kirche, dann ist es uns leid für seine Mühe.

'Die Wormsischen Streitigkeiten mit der Reformirten Gemeinde waren ein allzuschöner Anlass für den Herr Pastor, abermal seinen Heldenmuth zu zeigen. Er schrieb, widerlegte, verdammte und thate alles, was er konnte, den Riss zwischen den Protestanten, der der Religion so viel geschadet hat, noch immer zu vergrössern. — Stecke dein Schwerdt ein, Peter! wer nicht wider mich ist: der ist für mich; sagt Christus. — Hau ihm ein Ohr ab; sagt Herr Goeze, und, wenn du kannst, beyde; wer nicht denkt wie ich, ist wider mich und Gott!

'Nun kam der Streit über die Bibel zu Alcala auf. Es glaubten einige ehrliche Leute, die wohl erfahren in der Geschichte und der Kritik waren; dass diese Bibel nicht getreu nach den Handschriften abgedruckt, sondern zu Begründung einiger Lieblingssätze, hier und da nach der *Vulgata* abgeändert worden wäre. Das konnte wieder Herr Goeze nicht leiden. Er sprang also auf, und schriebe drey Bücher für die Spanier, gegen den Herrn Semler; ob er gleich in der Vorrede zur ausführlichen Vertheidigung S. XXI. gesteht, dass er erst vor 2. Jahren sich der Kritik genähert habe, und dazu als ein Fremdling, der er noch sey — Was thut das? Ein braver Soldat geht ohne Hosen dem Feind entgegen, wenn die Gefahr droht.

'Ich weis nicht, ob vor, nach, oder unter diesen Händeln, die unglückliche Theater-Geschichte in Hamburg entstanden ist. Ein dortiger Geistlicher hatte in seinen Studenten-Jahren einige Schauspiele von der rührenden Gattung geschrieben, die ihm der Himmel verzeihe! Sie wurden gedruckt, da der Mann Pfarrer war. Der unglückliche Klotz, der die Anecdote wuste, erzählte sie treuherzig in seiner Bibliothek und nahm sich die Erlaubniss, einen Seitenblick auf die bekannte Goezische Intolleranz zu werfen. Das verdross den Herrn Pastor, und da er nach Römischem Rechte § 1. *J. de Ingenuis* glaubt, dass eine Comedie, die vom

Studenten gezeugt, vom Pfarrer aber gebohren worden wäre, immer die Comödie eines Pfarrers wäre; so lärmte er ganz abscheulich gegen diese Dinge, in den Hamburger s. g. schwarzen Zeitungen. Er wurde dabey so heftig, dass der Verfasser der Comedie eine bürgerliche Klage gegen ihn anstellen wollte. Die Sache wurde vermittelt. Herr Goeze schrieb einen demüthigen Brief, und bate den Beleidigten um Verzeihung, versprach auch nichts mehr wider diese Sache zu schreiben. Allein, weder Versprechen noch Zusage, noch einige bürgerliche Rücksicht, noch Ermahnung der kalten Vernunft konnten Herr Goeze abhalten! Er ergriff wieder die Feder und schrieb —

Daret ut catenis
Fatale monstrum

einen so boshaften Tractat von der Sittlichkeit des Theaters, dass jeder Vernünftiger denselben für weit unsittlicher hielte, als alles, was je noch auf dem Theater gesehen worden war.

'Inzwischen hatte Herr Professor Basedow in einigen Schriften den Gedanken geäusert, dass man Kinder nicht zu frühe mit Gebeten und Religions-Uebungen betäuben solle. Darüber stiege Herr Goeze auf die Canzel, und schrie Basedowen aus für — das sind seine eigne Worte — ein Werkzeug des Teufels, einen Gotteslästerer, einen Feind der Christlichen Religion, einen kindermörderischen Herodes u. d. g. Noch andere Privatmeinungen des Hr. Basedows wurden auf eben diese Art angegriffen.

'Endlich — denn wer mag gerne lang in diesen hässlichen Dingen verweilen — endlich äusserten verschiedene Mitglieder des Hochwürdigen Ministeriums zu Hamburg, und sonderlich der verstorbene redliche Alberti, einen Widerwillen gegen das Hamburger Kirchen-Gebet, worinn aus Ps. 79. v. 6 die Worte enthalten waren: Schütte deinen Grimm auf die

Heyden die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Nahmen nicht annehmen! — Das war des Herrn Pastor seine Sache gar nicht. — Wenn die Tromete klingt, denkt er: Huy! wie jenes muthige Ross in dem Buch Hiob. Desswegen schrieb er einen Tractat, worinnen er bewiese, dass (so heist der Titel des Tractats): Die Hamburgische Kirche diese Worte länger als 70 Jahre ohne Versündigung gebeten habe, und noch ferner zu beten die gerechteste Ursache habe? — Denn warum nicht? fragt er. Haben wir um uns keine Heyden; so haben wir doch Catholische Clerisey, Jesuiten, Dissidenten um uns. und die Unglücksfälle, die über die Jesuiten verhängt sind, geben ein deutliches Beyspiel von der Erhörung des Hamburgischen Gebets. Das sind seine eigne abscheuliche Ausdrücke — in dem Tractate dessen Titel ich eben anführte, S. 26. und folgende.

'Hier haben sie eine kurze Erzählung von des Herrn Pastors grossen Kriegen, wovon die Manifeste öffentlich am Tage liegen.

'Seinen letzten Kampf mit dem unglücklichen Alberti, und die übrigen kleinen Scharmützel desselben, die nur auf der Canzel geführt worden sind, oder sonst in den unzähligen Schriften dieses Mannes zerstreut liegen, mag ein künftiger theolgischer (so!) Chronikenschreiber zusammen lesen. Ich, der ich ein für allemal glaube, dass Christus ein Bote des Friedens war, und dass keine Ketzerey in der Welt so gefährlich ist, als diese unartige Kämpfe auf Canzlen und in Schriften, ich wende gern die Augen von diesen verhasten Scenen, und würde auch hier nichts davon gedacht haben, „wenn ich nicht beweisen müste: Dass Herr Goeze würklich an nichts auf der Welt mehr Vergnügen findet, als am Streiten und Kämpfen. Und das beweisen die häufigen Kriege, die er über ganz nichtswürdige Dinge, ohne die

geringste Nothwendigkeit, mit eckelhafter Heftigkeit geführt hat.

'Diesem kriegerischen Geistlichen nun, der nicht allein in den Wormser Händeln, sondern überhaupt bey allen Gelegenheiten den blutigsten Hass gegen die Reformirte Kirche — welcher ich, wie Sie wissen, nicht zugethan bin, bezeugt; muss freylich aller Streit mit dieser Gemeine ein herrlicher Anblick seyn.

Inter caedes caedentiaque agmina laetus
Fertur equo, variisque instigat vocibus alas,
Nomine quemque vocans, reficitque in proelia pulsos.

und dann, wann der Kampf vorbey ist, setzt er sich hin und theilet Preisse aus, Lob, Seegenswünsche und selbstgeschriebene Bücher! —'

Ueber den Streit mit Semler vgl. Röpe S. 64 f. und unsern Neudruck 526, 11. Ueber den Streit mit Basedow Röpe S. 65 ff. und besonders S. 73 ff. Ueber die Streitigkeiten mit Alberti S. 108 ff. und S. 118 ff. Aber ich will die vorstehende Schilderung Goezes nicht kommentieren: sie soll hier hauptsächlich als Stilprobe dienen, da wir uns mit der Person seines Recensenten im zweiten Abschnitt noch werden beschäftigen müssen.

Der Frankfurter Senat beschloss am 19. November 1772, die gesamten Akten an eine auswärtige Juristenfakultät '*in vim revisionis*' zu versenden und dem Hofrat Deinet endlich das Schreiben Goezes vom 14. Juli in Abschrift mitzuteilen. Dies hatte Goeze selbst gewünscht. Denn eine Korrespondenz aus Frankfurt im ersten Stücke des 18. Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek S. 310 brachte den Handel an die Oeffentlichkeit und behauptete: Goeze habe sich bei dem Frankfurter Magistrate beklagt, wolle die Frankfurter gelehrten Anzeigen unterdrückt wissen und habe es dahin gebracht, dass der Verleger mit einer Geldstrafe belegt wurde. Goeze erklärte am 9. November im 52. Stück der Freywilligen Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, es sei ihm von allem dem,

was in Frankfurt vorgefallen, nicht das geringste bekannt geworden; die Frankfurter gelehrten Anzeigen habe er noch nie gesehen und nicht einmal von ihrer Existenz gewusst. Dem Briefsteller warf er Unverschämtheit vor und beschuldigte ihn so wie die Redaktion der Allgemeinen Deutschen Bibliothek kurzweg der Lüge. 'Dem Vernehmen nach' berichtet Deinet, Goeze habe sich an den Frankfurter Rat gewendet und um 'Attestat' gebeten, dass er keinen Teil an diesen Händeln habe (vgl. Br. an Bahrdt 2, 137). Dieses Zeugnis ist ihm in der That ausgestellt und von ihm oder für ihn in einer besonderen Schrift 'Rettung der Unschuld des Herrn Hauptpastor Goeze'... (Hamburg bey Harmsen, 1773) publiciert worden (Allg. Deutsche Bibl. 19, 1, S. 319). Die Auslieferung des Goezeschen Briefes ergab in der That die völlige Harmlosigkeit desselben: was für den Rat nicht gerade angenehm war. Als daher Deinet (wie es die Allg. Deutsche Bibl. 18, 2, S. 661 gewünscht hatte) im Januar 1773 die Akten drucken liess, wurden sie von der Behörde konfisciert (Weim. Jahrb. 6, 84 oben; Br. an Bahrdt 2, 145. 148. 150 ff.; Loeper zu Dichtung und Wahrheit 3, 348). Doch haben sich Exemplare erhalten; eines liegt mir durch Herrn v. Loepers Güte vor und hat mir hier als Quelle gedient. Es trägt den Titel: 'Gerichtliche Akten betreffend eine Recension der Gözischen Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden; in Nro. LVIII. der Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772. zur Rechtfertigung des Herrn Pastors, des Recensenten und des Verlegers. Frankfurt am Mayn gedruckt auf Kosten des Letztern, 1773.' Dazu ist zu vergleichen die Allgemeine Deutsche Bibliothek 18, 2, S. 656 ff. 19, 1, S. 315 ff., wo sich das Schreiben des Recensenten an den Verleger und ebenso die Stelle aus Miltons *Areopagita*, welche die 'Akten' beschliesst, vollständig abgedruckt findet. Die 'Akten' zusammen mit der 'Rettung' von Goezes Unschuld werden im Wandsbecker Bothen vom 13. Februar 1773 angezeigt.

Das Spruchkollegium, an welches die Akten versandt worden, war aber die Leipziger Juristenfakultät. Der Professor Bahrdt in Leipzig schrieb an seinen Sohn, den bekannten Karl Friedrich Bahrdt, am 4. Mai 1773: 'Der Streit über die Frankfurter Zeitung mit Götzen ist vom Rathe in hiesige Juristen-Facultät geschickt worden, mit uns (d. h. mit der theologischen Facultät) *conjunctim* darüber zu sprechen; ich habe es aber mit Ernesti gehindert, und wir haben uns losgemacht. Doch höre ich unter der Hand, dass die Juristen auf eine ziemliche Geldstrafe, vielleicht gar von 100 Rthlr. erkennen möchten' (Br. an Bahrdt 2, 310). Bahrdt, der Sohn, übermittelte die schlimme Nachricht an Deinet, und dieser wandte sich an Goethe, der am 15. Mai einen Leipziger Bekannten für die Sache zu interessieren suchte (J. Goethe 1, 370). Mit welchem Erfolg, ist mir nicht bekannt.

Inzwischen hatte, während die Verhandlungen über das Pressdelikt der Nr. 58 schwebten, die Zeitung neuen Anstoss gegeben. Die Nummer vom 8. September wandte sich gegen diejenigen, welche Christum nicht als einen Freund der Menschen, sondern als einen mürrischen Tyrannen hinstellen, der immer bereit sei, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist (476, 10 ff.). Hiergegen wurde abermals gepredigt. Die Zeitung antwortete am 22. September (503, 11). Aber sofort, am 9. September, hatte der Senior Plitt und sämtliche Frankfurter Prediger dem Rate vorgestellt 'wie die gelehrten Anzeigen so voll von heterodoxen Sätzen und ärgerlichen Ausdrücken seien, dass sie um Abstellung derselben bitten müssten.' Hierauf wurde dem Verleger befohlen, hinfür keine theologischen Artikel mehr einzurücken, bevor sie die Censur bei dem Ministerium und dessen Senior passiert hätten. Um diese Zeit schrieb Goethe (2. Oktober, J. Goethe 1, 319) an Kestner: 'Unsere Spektakels mit den Pfaffen werden täglich grösser. Sie prostituiren sich immer mehr und wir

rencheriren drauf.' Und der Verleger berichtete schon am 22. September in Uebereinstimmung mit seiner Mitteilung an Zollikofer (oben S. XVI): 'Die theologischen Anzeigen haben für diessmal ihr wohlseliges Ende erreicht. Man hat mir das hochwürdige Ministerium dahier zum Censurat gedachter Artikel angewiesen; und ich und mehrere haben das Unglück, dass wir kein Joch tragen wollen' (Weim. Jahrb. 6, 84; vgl. Br. an Bahrdt 2, 135). Die theologischen Recensionen hörten nun zwar nicht ganz auf, wurden aber sehr spärlich und vollkommen zahm.

Als Senior Plitt, der Hauptgegner des Journals, im April 1773 starb, sammelte Deinet Geld zu seinem Begräbnis und zu einer Pension für die Hinterbliebenen. So meldet Schlosser gerührt an Lavater (Im neuen Reich 1879. I. S. 279). Deinet handelte aber nicht so sehr aus christlicher Nächstenliebe, als aus geschäftlicher Schlauheit (Br. an Bahrdt 2, 154 ff.). — —

Die Frankfurter gelehrten Anzeigen wurden, wie sich aus den zusammengestellten Nachrichten ergiebt, in Erfurt, Göttingen, Jena, Leipzig, Berlin, Halberstadt, Lemgo, Helmstädt, Coblenz, Düsseldorf, Hamburg, Zürich beachtet. Doch fassten sie in gewissen Gegenden nur langsam Fuss: in ganz Niedersachsen ging Mitte Februar 1772 nur ein Exemplar nach Göttingen und eins nach Bückeburg an Herder (Weim. Jahrb. 6, 83). Nach Strassburg empfahl Goethe die Zeitung an Salzmann (3. Febr. 1772, J. Goethe 1, 305): 'Halten Sie sie ja; keine in Deutschland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigener Empfindung und Gedanken vortreten.' Nach Wetzlar besorgte er sie für Kestner (ibid. 319. 320. 321. 322? 323. 333; aber 338. 342 f. 402): er äusserte gelegentlich über die Recension des Humphrey Klinker (ibid. 333; vgl. Neudruck 636, 22), er habe das Buch nicht gesehen, aber viel mehr Gutes davon gehört, als der Frankfurter Recensent davon sage; und über die Recension seiner 'Baukunst' (643, 2) lässt er sich des nähern aus (J. Goethe 1, 337 f.).

Unterdessen war es schon gewiss, dass sich die Hauptrecensenten mit Ende des Jahres 1772 zurückziehen würden. Boie schreibt am 26. Januar 1773 an Merck (Merck-Briefe 1, 45): 'Die Frankfurter Zeitung war mir bisher so oft ein Labsal: ich fand so oft meine dunkeln Gedanken darin entwickelt, und sehr oft ein Gefühl bestimmt, das ich hatte, und mir nicht erklären konnte. Anfangs hielt ich das angedrohte Abstehen der Hauptverfasser nur für eine Wendung, um desto sicherer hinter dem Vorhang urtheilen zu können; aber wie fand ich mich bald betrogen! Nie hat man vielleicht einen sichtbareren Abfall gesehen, als die wenigen Blätter des neuen Jahres machen. Ich werde sie nicht mehr lesen. Aber den ersten Jahrgang besäss ich so gerne selbst.' Diesen Jahrgang hat auch Nicolai noch im Auge, wenn er am 16. März 1773 an Johannes Müller schreibt (Maurer-Constant 4, 62): 'In den Frankfurter Zeitungen sind viele schöne Sachen; doch gefallen mir viele Meinungen nicht, die blendend, aber falsch sind, auch ist die Schreibart oft unerträglich dunkel und geziert. Die Recensionen von Sulzers Wörterbuche und Gessners Idyllen haben mir am meisten missfallen. Inzwischen stecken diese Zeitungen freilich in den dortigen Gegenden ein grosses Licht auf.' Er meint wohl nicht die erste (75, 23), sondern die zweite (664, 30) Recension über Sulzer, nicht die Mercksche, sondern die Goethesche. Seine Klage über dunklen Stil erinnert an eine Bemerkung im Teutschen Merkur vom November 1774, S. 175, wornach Hamann Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung gewesen wäre: Hamann selbst macht sich darüber lustig in den Zweifeln und Einfällen von 1776 (Schriften 4, 292).

Seitdem war in unserer klassischen Litteratur wohl nicht mehr von den Frankfurter gelehrten Anzeigen die Rede, bis Goethe, der im Jahre 1812 von Fritz Schlosser die Jahrgänge 1772 und 1773 erhielt (Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlass, Stuttgart 1877, S. 44. 45),

im dritten Bande von Dichtung und Wahrheit darüber sprach (DW. 3, 97 L.). Er fand darin einheitliche Haltung, ausgebreitete Einsicht, reine Uebersicht, redlichen Willen der Mitarbeiter: 'Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer misbrauchen.' Am interessantesten waren ihm beinahe die Recensionen über andere Zeitschriften, 'wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht sowie die Billigkeit mit Recht bewundert.' Diese Charakteristik schwächt das Charakteristische ab. Treffender sagen die Tag- und Jahreshefte (unter 1769 bis 1775) von den Frankfurter Recensionen: sie 'geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.'

Ausführlicher kam er in Kunst und Altertum IV, 3, (1824) S. 151 ff. darauf zurück, indem er ankündigte, dass seine Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen der Ausgabe letzter Hand einverleibt werden sollten. Diese Recensionen 'haben einen eigenen Character' wie er sagt. 'Wild, aufgeregt und flüchtig hingeworfen wie sie sind, möchte ich sie lieber Ergiessungen meines jugendlichen Gemüths nennen als eigentliche Recensionen. Es ist auch in ihnen so wenig ein Eingehen in die Gegenstände als ein gegebener in der Litteratur begründeter Standpunct, von wo aus diese wären zu betrachten gewesen, sondern alles beruhet durchaus auf persönlichen Ansichten und Gefühlen. Die dem Urtheile sich anbietenden Gegenstände sind mannigfaltiger Art, und geben, obgleich nur flüchtig berührt, ein treues Bild vom Character der damaligen Litteratur. Und da nun ferner meine ganze jugendliche Gesinnungs- und Denkungsweise sich überall ohne Rückhalt leidenschaft-

lich auslässt, so liegen die anfänglichen Richtungen meiner Natur in diesen Recensionen offen vor Augen und demnach möchten sie auch für alle diejenigen, die mir und meinen Leistungen einen näheren Antheil schenken, nicht ohne einiges Interesse seyn.'

Was nachher im fünften Bande von Kunst und Altertum, Heft 3 (1826) S. 160 ff. Eckermann darüber vorbringt, ist grösstenteils recht unbedeutend. Doch kann man folgende Sätze über Goethes Recensionen sehr wohl unterschreiben: 'Sie sind ein Schlüssel zu Goethes ganzer Natur. Wer über Goethes Wesen Aufschluss haben will, der studire diese Recensionen. Hier liegt Alles im Keime vor uns. Hier ist der Beginn, der erste Standpunct; und wenn wir hier festen Fuss fassen, und von hieraus alles dasjenige betrachten was später von ihm ausgegangen ist, und nun sehen was von diesen ersten Richtungen sich durch alle übrigen Werke hindurch hält, so haben wir von Goethen den eigentlichen Kern, das Unveränderliche, Unverwüstliche, Dämonische.'

Die weiteren Schicksale der Frankfurter gelehrten Anzeigen, seit Goethes angebliche oder wirkliche Beiträge in seine Werke aufgenommen wurden, verfolge ich nicht. Es ist immer nur gelegentlich davon gesprochen worden. Eingehende Aufmerksamkeit hat ihnen erst Herr v. Biedermann geschenkt, wie seine Einleitung zu Bd. 29 der Hempelschen Ausgabe, sein Aufsatz in Schnorrs Archiv 4, 32 ff. und dessen Umarbeitung in den Goethe-Forschungen S. 315 ff. bezeugt. Ueber den jungen Goethe als Journalisten habe ich selbst in der Deutschen Rundschau Bd. 17 S. 62 (Oktoberheft von 1878) gehandelt und dabei die Frankfurter gelehrten Anzeigen im allgemeinen kurz charakterisiert. Einige Beziehungen zwischen den Tendenzen Goethes und seiner Freunde, wie sie sich in dem Journale spiegeln, und den gleichzeitigen oder späteren Arbeiten Goethes suchte ich in der Schrift 'Aus Goethes Frühzeit' (Quellen und Forschungen, Heft 34, Strassburg 1879) darzulegen.

Nach beiden Richtungen hin wollte ich mich hier nicht wiederholen. Wenn ich den als Hanswurst verkleideten Lichtputzer in Goethes Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, der von sich sagt 'Hab so viel Durst als wie Hanswurst', auf den Doktor Karl Friedrich Bahrdt deutete, so hätte ich anführen sollen, dass Bahrdt in Frankfurt für einen Trinker galt (Br. an Bahrdt 2, 158 f.) und dass er im Jahre 1773 thatsächlich Direktor der Frankfurter gelehrten Anzeigen war. Der Lichtputzer vertritt den erkrankten Hanswurst und sagt: 'Hett i au sei Kopf, wär i Hanswurst gans und gar.' Liegt darin eine Anspielung darauf, dass man sich im Jahrgang 1773 der Frankfurter gelehrten Anzeigen vergeblich bemühte, den von Goethe 1772 angegebenen scherzhaften Ton festzuhalten? Muss man überhaupt die Beziehungen auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen noch bestimmter fassen? Den Marktschreierton des Christian Heinrich Schmid, der im Jahrmarktsfest als Marktschreier aufzutreten scheint, kann man besonders in der Widmung seines Musenalmanachs für 1773 geniessen, wo er die Fortschritte der deutschen Litteratur unmässig anpreist und sich über die Frankfurter gelehrten Anzeigen insbesondere auslässt, wie folgt (S. 5): 'Vom Zustande unsrer Kritik schweige ich mit Vorbedacht. Nur zwey Worte von unsrer Zeitungskritik! Wenn sie gleich noch grösstentheils in den Händen von Dunsen, Buben, Pedanten und Intriguenmachern ist: so ist doch endlich eine gelehrte Zeitung entstanden, die sie wieder zu Ehren bringen wird. Was für die Gelehrsamkeit die Göttinger Anzeigen sind, sind nun für die schönen Wissenschaften die Frankfurter geworden. Ich würde in ihrem Lobe weitläuftig seyn, wenn ich es nicht um der Schwachen willen unterlassen müsste, die mir zutrauen würden, dass ich Unbestechliche bestechen wollte oder könnte, und die da glauben würden, dass ich gegen die Mängel derselben, insbesondre gegen ihren mystischen Ton und Hang zum Paradoxen, blind sey.' Dazu die Anmerkung:

'Welche von den übrigen Zeitungen sich dieser oder jener nähere, oder auch das Mittel zwischen beyden halte, ist hier der Ort nicht zu bestimmen.'

Schmid wurde für dieses Lob angegriffen, und er erwiderte im Musenalmanach für 1774 S. 25 f.: 'Der vortrefliche 1772ste (so!) Jahrgang der Frankfurter Zeitung, der in seiner Art der einzige bleiben wird, ist (nach der Meinung des Angreifers) aus Schmeicheley von uns gelobt worden, da doch alle jene Verfasser abgegangen sind, und der sie gar nicht kennen muss, der sie für bestechlich hält.'

ZWEITER ABSCHNITT.

ZEUGNISSE.

Die Ankündigung der reorganisierten Frankfurter gelehrten Anzeigen, welche der Verleger Deinet drucken liess, kann man im Weimarischen Jahrbuch 6, 79 vollständig lesen. Folgende Sätze seien auch hier wiederholt: 'Eine Gesellschaft Männer, die ohne alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen im stillen bisher dem Zustand der Litteratur und des Geschmacks hiesiger Gegenden, als Beobachter zugesehen haben, vereinigen sich, um dafür zu sorgen, dass das Publikum von hieraus nicht mit unrichtigen, oder nachgesagten, oder von den Autorn selbst entworffenen Urtheilen getäuscht werde. Jedes Blatt wird allezeit eine ausführliche Kritik, nebst einigen kurzen Anzeigen enthalten. Nebst allen gemeinnützigen Schriften der höhern Wissenschaften wird man sich besonders mit Historie, Philosophie, schönen Wissenschaften und Künsten beschäftigen, und bey allen Wissenschaften das Augenmerk dahin nehmen, dass dem Liebhaber der Englischen Litteratur vorzüglich nichts entgehe, das einer Anzeige werth ist. Hierunter zählt

man auch die kurze Anzeige der schlechten und mittelmässigen Englischen Bücher, um wenigstens der Uebersetzerwuth einigen Einhalt zu thun. Zuweilen werden sich unsere Blätter mit einem Epigramm, oder einem kleinen Gedichte schliessen, das der künftigen deutschen Anthologie würdig seyn möchte; so wie wir uns vorbehalten, wichtige Werke der Kupferstecherkunst mit einer kurzen Kritik anzuzeigen. Dieses wird genug seyn, um dem Publikum eine (so!) Ideal von den Obliegenheiten zu geben, die wir in Ansehung seiner auf uns nehmen. Und wir überlassen es seinem Richteramte, uns zu strafen, oder loszusprechen.'

Ich meinerseits überlasse es meinen Lesern, das vorstehende Programm mit der Ausführung zu vergleichen, und mache nur auf die Uebereinstimmung desselben mit der Nachricht an das Publikum an der Spitze des neuen Jahrganges aufmerksam.

'Der gewöhnliche Preis bleibt' besagt die Ankündigung weiter. Dieser Preis war vier Gulden jährlich, wie aus Goethes Briefen an Kestner (J. Goethe 1, 320. 338) hervorgeht.

Nach Goethes Bericht (DW. 3, 97 L.) wäre Schlosser durch Merck angeregt worden, die Frankfurter gelehrten Anzeigen herauszugeben: 'sie hatten sich Höpfnern und andere Akademiker in Giessen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, den Rektor Wenck, und sonst manchen wackeren Mann zugesellt.' Alfred Nicolovius in dem Buch über J. G. Schlosser (S. 25 f.) wiederholt die Nachricht, ohne sie zu prüfen. Karl Wagner in der ersten Merckschen Briefsammlung S. 32 Anm. spricht gleichfalls von den 'durch J. G. Schlosser, auf Mercks Anregung, im Verein mit Merck, H. Schlosser, Goethe, Höpfner, Wenck, den Gebrüder Petersen, Schulz u. A. herausgegebenen Frankfurter gelehrten Anzeigen' (vgl. Merck-Briefe 2, 295 s. v. Petersen). In Wahrheit aber war Merck 'Director' des Journals; der Verleger erläutert: 'Er führet das Directorium so, dass nichts

ohne sein Vorwissen eingerückt wird' (Weim. Jahrb. 6, 81). Und an einer früheren Stelle: Der Direktor 'sendet von verschiedenen Händen Richtersprüche und Anzeigen ein. Von mir bekommt er, auf der andern Seite, auch wieder verschiedene Handschriften zu sehen, die ich sammle, und von deren Verfassern er eben so wenig weiss, als ich von den seinigen' (ibid. 78). Vgl. auch Herders Nachlass 3, 313.

Indessen blieb die Sache so nicht, und Goethes Erinnerung war nicht ganz unrichtig. Schlosser besorgte seit dem Juli 1772 die Redaktionsgeschäfte. Dies geht aus einem Briefe Mercks an Fritz Jacobi vom 25. Dezember 1772 hervor, dessen Mitteilung ich Herrn Dr. Konrad Reichard verdanke und aus dem ich hier alles einrücke, was sich auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen bezieht: 'Sie haben vollkommen recht, wenn Sie mit vielen Artikeln der Frf. Zeitung nicht zufrieden waren, sobald Sie sich Nuzen, Einfluss, Beyfall, Publikum u. dergl. dabey gedenken. Die besten Sachen, die vielleicht jeder Sympathisirende Meister darrinne nicht verkennen wird, waren aber geschrieben, um sich Luft zu machen, ohne die geringste Rüksicht, dass es gedrukt und gelesen würde. Und über die Moralität, die mir das Publikum *pretirt* oder nicht *pretirt*, darüber bin ich Gottlob nun mit meinem Charakter hinaus. — Noch Eins über diesen Trödel Kram. Sie werden mir hoffentl. glauben, wenn ich Ihnen ganz einfach versichere, dass ich an dem lezteren Anfall auf Ihren Bruder nicht den geringsten Antheil habe. Ich habe es ebenso wie Sie, nicht eher gesehen, als biss es gedrukt war, u. bin von Herzen erschroken. Seit dem Monate *Julius* bekomme ich schon kein *Manuscript* mehr zu sehen, u. Hr. Schlosser in Frfurt sieht sie vor mich durch. Weil ich auch seit meiner Coblenzer Reise fast nichts geliefert habe, so bin ich mit dem Verleger gespannt, und er macht was er will. Man hats mir wie ich jezo weiss, zuversichtl. zum Possen gethan. — Antworten Sie mir nichts auf diesen

Artikel. Nicht des wegen ists mir verhasst, etwas mehr davon zu reden, weil es einen Schatten auf meinen Charakter werfen könnte, sondern weil es möglich ist, dass es Ihr Bruder Einer der besten Menschen kan gesehen, u. darüber gelitten haben.' Er meint natürlich die Recension S. 670, 30, die, wie wir sehen werden, von Goethe herrührt. Die Koblenzer Reise ist die bekannte Zusammenkunft um die Mitte September bei La Roches, zu der sich Goethe von Wetzlar her einfand.

Wenn nun auch Merck anfangs das Direktorium führte, so dürfte von vornherein Schlosser grossen Anteil an dem Unternehmen gehabt haben. In dem Bericht Goethes an Salzmann (J. Goethe 1, 305), er kenne und schätze den Direktor und ein Mitinteressent sei sein besonderer Freund, bezieht man den Direktor jetzt mit Recht auf Merck, den Mitinteressenten auf Schlosser. Und wenn Caroline Flachsland Ende Dezember an Herder schreibt, Merck sei vor einigen Tagen in Frankfurt gewesen, habe Goethe kennen gelernt und mit Schlosser verkehrt (Herders Nachl. 3, 169), wenn Goethe selbst an Herder über einen mit Merck zugebrachten Abend schreibt (J. Goethe 1, 304), so mag es sich dabei allerdings um die entscheidenden Verabredungen über das Journal gehandelt haben; denn Merck schreibt am 18. Januar 1772 (Br. an Bahrdt 1, 168): 'Jetzt sind alle Artikel noch ein wenig leicht und husarenmässig, weil das Institut präcipitirt wurde, und der ganze Gedanke der Ausführung und die Zusammenbringung der Gesellschaft erst ein Werk von wenigen Wochen ist.' Merck schickte gleich Manuskript für sechs Wochen, worüber der Verleger nach Belieben disponierte (Merck-Briefe 3, 54).

Ueber die Mitarbeiter gibt Deinet am 8. Februar 1772 (Weim. Jahrb. 6, 81) die beste Auskunft. Merck habe einen geschickten Mitarbeiter an seiner Seite, den Rektor Wenck in Darmstadt. Professor Waldin in Marburg werde 'hinfüro ordentl. mitarbeiten'. Ebenso

Bahrdt in Giessen. 'Hr. Lebret in der Historie — gewiss kein Ihnen unbekannter Name, aber auch der einzige in Schwaben. Hr. Leichsenring (soll heissen: Leuchsenring), Leibmedicus der Frau Herzogin von Zweibrücken recensirte noch vor kurzem *Gaubii adversaria*. Hier ist noch ein Mann im Gefach der *botanic* ('im medicinischen Fache' Deinet, Br. an Bahrdt 2, 138) Hr. Behrends. Herr Hofrath Schlosser ein Rechtsgelehrter und im Gefach der schönen Wissenschaften ein Freund des Herrn Merks (offenbar Goethe) ist sehr fleissig. Hr. v. Olenschlager ist Patient — lässt uns aber hoffen (doch vgl. Weim. Jahrb. 6, 82). Herr Iselin in Basel will alle dortige Producte, nehmlich überhaupt schweizerische durchsehen.' Christian Heinrich Schmid habe sich empfohlen; man will aber augenscheinlich nichts von ihm wissen. Diese Notizen richtet Deinet an Raspe in Kassel, auf dessen Teilnahme gleichfalls gerechnet wird. Waldin war Professor der Mathematik an der Universität Marburg und ein vielseitiger gelehrter Schriftsteller, le Bret Gymnasialprofessor in Stuttgart und ein damals geschätzter Historiker, Johann Adolf Behrends Dr. med. und praktischer Arzt in Frankfurt.

Hierzu füge ich gleich eine mir von R. M. Werner mitgeteilte Stelle aus einem Briefe von M. Georg Wilhelm Petersen, Lehrer der Prinzen Friedrich und Christian von Hessen-Darmstadt, an Nicolai vom 6. November 1772, worin es heisst: 'An diesen Frkf. gel. Anz. arbeitet Herder; das ist zuverlässig, ganz zuverlässig. Von seiner Feder sind z. B. Denina, Millar, Beattie u. a. m. recensirt; darauf können Sie zählen. Ich muss bekennen, ich wünschte, dass ihm ähnl. Bücher für die A. D. B. zum Beurtheilen überlassen würden. — Le Bret hat einen geringen Antheil an diesen Frankf. Anz. gehabt; ist aber, wie man mir versichert hat, abgetreten. — Sehr schöne Recensionen, die in die Litteratur, Poesie etc. einschlagen, rühren von Herrn Göthe *J. U. D.* und Advokaten in Frank-

furt, der in grosser Stille daselbst den Musen lebt, her. — an den theologischen Artikeln hat das Frankfurter Ministerium, wie ich zuverlässig weiss, nicht den mindesten Theil; — vielmehr seit 8 Wochen ausgewirkt dass nichts theolog. mehr darin recensirt werden darf, ohne die Censur passirt zu haben, — da denn nun diese Minen nicht mehr bearbeitet werden'... Vgl. oben S. XXVI. Petersen war augenscheinlich sehr gut unterrichtet. Wenn er in demselben Briefe von einem Rechtsgelehrten in Frankfurt als Recensenten der Anzeigen spricht, so kann nach dem Zusammenhange nicht Goethe gemeint sein; und man denkt leicht an Schlosser.

Höpfner in Giessen, seit längerer Zeit Mitarbeiter an Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek, lehnte die Beteiligung an den Frankfurter gelehrten Anzeigen anfangs wenigstens ab (Merck-Br. 3, 54). Ob der Besuch Mercks und Goethes bei ihm (am 17. oder 18. bis 22. August 1772 mit einer kleinen Unterbrechung, Herbst, Goethe in Wetzlar S. 128 ff. Höpfner, Weim. Jahrb. 3, 65) etwas daran änderte, bleibt zweifelhaft. Goethes Erinnerung kann in diesem Punkt ebenso falsch sein, wie in der Voraussetzung, Schlosser habe sich gleichfalls in Giessen eingefunden. Auch im Jahre 1773 machte man sich auf Höpfners Teilnahme Hoffnung (Br. an Bahrdt 2, 141. 171), aber was mindestens das eine bestimmt erwähnte Buch anlangt, wieder vergebens.

Die Petersen, Hieronymus Schlosser und 'Schulz' (es ist wohl Johann Christoph Friedrich Schulz, Professor der morgenländischen und griechischen Litteratur in Giessen gemeint) müssen als Mitarbeiter so lange dahin gestellt bleiben, als wir nicht wissen, worauf sich ihre Nennung bei Karl Wagner gründet. Auch ob Deinet zuweilen selbst Hand anlegte, wie er 1773 that (Br. an Bahrdt 2, 145 unten. 148) wissen wir nicht.

Dagegen darf Herder sicher zu dem Kreise gerechnet werden. Caroline Flachsland schreibt ihm zu Anfang April (Herders Nachl. 3, 229): Merck 'hat sich

recht sehr, sehr über die Recensionen, die Sie ihm geschickt, gefreut. Goethe hat sie auch gelesen.' Herder grollt im Anfang Dezember, indem er sich offenbar nicht erinnert, dass Caroline von seiner Mitarbeiterschaft Kenntnis hatte (Nachl. 3, 387 Anm.; Erinner. 1, 232): 'In Deutschland fürchte ich mich nur wieder vor elendem Streit und Fehde. — Ich habe, um nicht immer die Briefe an Sie für Merk so leer hinzuschicken, an den Frankfurter gelehrten Zeitungen einigen Antheil genommen, aber ohne Zweck und fast ohne Willen. Und da hat, glaub' ich, Schlosser, der sich als Hauptverfasser umherträgt, geschwatzt — kurz man schreibt mir davon aus allen Gegenden und nennt mich und weiss von mir, und das ärgert mich. Ich will für alle Kritik und Tummelei in dieser Welt begraben seyn und lieber in eignen guten Werken leben, als im Urtheil über andere.' Worauf Caroline begütigend und schmeichelnd erwidert (Nachl. 3, 389): 'Dass Du über den hochgeehrten Herrn Schlosser schimpfest, hast Du nicht ganz recht; es kennt Dich ja jedermann an Deinen Adlersfittigen, Herr Adler!' Er seinerseits hat seine an Caroline gerichtete Klage wieder vergessen, wenn er antwortet (Nachl. 3, 402): 'Wer hat Ihnen gesagt, dass ich auf Schlossern schimpfe, den ich nicht kenne. Ich habe in einem Briefe ein paar Worte über ihn als Zeitungsschreiber geredet. Das ist alles. Kann ein eitler Zeitungsschreiber nicht der vortrefflichste Mann von der Welt sein?' Caroline besteht aber auf ihrer vorigen Aeusserung (ibid. 407): 'Was ich wegen Schlosser gesagt, war nicht halb so böse; er ist seiner Eitelkeit wegen berühmt in aller Welt. — Nur, ohne Schlossers Posaunen kennt ja jedermann Deine Recensionen.' Ebenso wie Caroline urteilt Nicolai (Von und an Herder 1, 339): Herder sei eben zu originell, um nicht erkannt zu werden. Herder muss es zugeben (ib. 341), behauptet aber (ib. 342 am 15. Januar 1773), er habe so wenige Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen geschrieben, 'dass sie

sich vielleicht im ganzen Jahrgange mit sieben aufzählen lassen', übrigens würde sich die Zeitung jetzt so sehr ändern, dass ihn wahrscheinlich keiner mehr in Verdacht haben werde. Vgl. an Lavater, Januar 1774 (Nachl. 2, 81): 'Die paar Recensionen, die ich in die Frankfurter warf (es sind ihr vielleicht nicht 10) waren geworfen und haben mich genug gereuet.' Claudius fragte (Nachl. 1, 373): 'Nicht wahr, Sie haben in den Frankfurter gelehrten Anzeigen die Hand mit? Wenigstens scheints, dass Sie der Küster wären und das ganze Chor nachsänge. Das Gleichniss ist nicht von mir, aber ich approbire es.' Hartknoch in Riga glaubte, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen Herders Fussstapfen erkannt zu haben (Von und an Herder 2, 38 Anm.); dieser beteuert (ib. 37), er habe daran weniger teil, als man ihm schuld gebe. Heyne deutet am 2. Juni 1772 an (ib. 135 vgl. oben S. X), dass er ihn für den Verfasser der Recension über Michaelis' Mosaisches Recht halte; er kommt am 6. August nochmals auf das Strafgericht über den 'Erzengel mit dem farbichten Kleide und Marktgolde' (Anspielung auf Frankf. gel. Anz. Neudr. 403, 3 f. und ohne Zweifel: Michaelis, vgl. 'den heiligen Michael in Göttingen und alle die Erzengel' Br. an Bahrdt 2, 174) und über Schlözer (392, 17) zurück mit dem Zusatze: 'Aber hoffen Sie nicht lange unentdeckt zu bleiben; die Ihnen eigene Farbe des Ausdrucks und der Imagination verräth Sie zu sehr' (Von und an Herder 2, 141). Darauf Herder: 'Es thut mir leid, dass ich über die Frankfurter Zeitung so bezüchtigt werde; ich bin unschuldig und wills werden' (ib. 143). An Raspe schreibt Herder (Weim. Jahrb. 3, 48): 'Jetzt wähnen Sie doch nicht mehr, dass ich an der Frank. Zeit. arbeite? Das Unrecht wäre doch schreiend.' Diese letzte Aeusserung weiss ich nicht sicher zu erklären; sie bezieht sich etwa schon auf die ersten Nummern aus dem Jahre 1773. Der Brief ist Antwort auf einen Raspes vom 8. September 1772, wie Haym angibt (Herder 1, 483 Anm.), indem er noch ein mehreres über

Herders Sorgen wegen der Frankfurter gelehrten Anzeigen beibringt. — Noch am 31. Mai 1774 fragt Hamann (Schriften 5, 83 vgl. 62): 'Ich habe zufällig ein Probestück der neuen Frankfurter Zeitung gelesen. Können Sie mir etwas von den gegenwärtigen Arbeitern melden? Göthe ist doch noch Ihr Freund? Der Name seines Götzen wird wohl ein *Omen* für unseren theatralischen Geschmack seyn, oder die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie.' Man sieht, dass ihm wenigstens der alte Mitarbeiterkreis der Zeitschrift noch vorschwebt.

Böttiger zeichnet den 18. November 1798 aus Herders Munde auf (Lit. Zustände und Zeitgen. 1, 124): 'Theinet (so!) gab 1772 eine neue frankfurter gelehrte Zeitung heraus, worin Goethe damals sehr genialische Recensionen machte und Herder auch ungefähr sieben bis acht anonym lieferte, die gewaltig viel Lärmen machten; eine gegen Michaelis, die dieser so übel aufnahm, und gegen Schlözer, wogegen Schlözer ein ganzes Buch, den zweiten Theil seiner Weltgeschichte, voll Anzüglichkeiten gegen Herder schrieb. Der Graf von Bückeburg sagte damals zu Herdern, indem er ihm zuerst Schlözers Angriff kund that: Machen Sie es wie ich; ich lese nie das Urtheil, wenn ich einen Process verloren habe. Herder las auch die Schlözersche Schrift nie, die auch Schlözern in der Folge selbst leid that, wie er denn erst im vorigen Jahre seine zwei neuesten historischen Schriften über das Alter der Wechsel u. s. w. ihm mit einem sehr höflichen Brief und der Bitte schickte, sie in der erfurter Zeitung anzuzeigen, welches auch Herder mit vieler Feinheit wirklich gethan hat.' Vgl. Deinet an Bahrdt (Br. an Bahrdt 2, 170) 15. Oktober 1773: 'Zwischen Schlözern und Herdern giebts ein heftiges Gefecht, und das wegen der Anzeige in unserm vorigen Jahrgange — die Universalhistorie.' Das Erscheinen der Briefe an Bahrdt (1798) dürfte den unmittelbaren Anlass zu Herders Aeusserungen gegeben haben. Zur Autorschaft der Recension über Schlözer bekennt sich Herder

auch in einem Brief an Lavater vom Januar 1774 (Nachl. 2, 81). Schlözers 'Vorstellung seiner Universal-Historie' von 1772 war in einem Bande abgeschlossen; unter dem Titel eines zweiten Teils der Universal-Historie liess er seine Antikritik gegen Herder, einen Band von etwa 200 Seiten (Göttingen und Gotha bey Johann Christian Dieterich 1773), erscheinen. Das zweite Blatt trug den besonderen Titel: 'Hrn. Johann Gottfried Herders, Gräfl. Schaumburg-Lippischen Consistorial-Raths zu Bückeburg Beurteilung der Schlözerischen Universalhistorie in den Frankfurter Gel. Anzeig. St. 60, 1772. mit August Ludwig Schlözers Anmerkungen über die Kunst, Universalhistorien zu beurteilen.' Schlözer konstatiert, es sei allgemein bekannt, dass die Recension von Herder herrühre; er macht die Unterstellung, dass dieser dazu aufgestiftet sei und sich nur 'zum Ausleerungsgefässe fremder Galle' habe gebrauchen lassen (womit er vermutlich auf Gatterer zielt); er steift sich darauf, dass Herder kein Historiker von Fach sei und dass es sich für einen Konsistorialrat nicht schicke in einer öffentlichen Zeitung den Lustigmacher zu agieren; er behauptet, Herder sündige allzu grob und allzu oft gegen das, was man Lebensart und gute Sitten nenne, er sei plump in seinen Ausdrücken, habe gemeine Schimpfwörter an sich und scheine gar kein Gefühl 'vom Decoro' zu haben, 'das ihm gleichwol sein Stand eines renommirten Gelerten, eines Belletristen, und eines Geistlichen, dreifach zur Pflicht macht'; er nennt Herders Kritik 'patzig' und erklärt sie aus der eitlen Idee, dass ein Belletriste ein Universalmann, ein Generalrichter aller Wissenschaften sei; er redet etwas gegen die Genies im allgemeinen; er denunciert seinen Recensenten bei den Göttinger Studenten, welche Herder Schüler und Kinder genannt habe (Neudruck 393, 12 f.) und worunter sich doch 'wirkliche Kammerherren, auswärtige Professoren, Hofräthe, Räthe, Oberofficiers, und dergl.' befänden (S. 363); er denunciert ihn ein wenig beim Grafen zu Lippe-Schaumburg, weil er dem Gatterer-

schen historischen Institut 'eine beleidigende Grobheit vorsage' (vgl. Neudruck 393, 1 !), dessen Mitglied der Graf doch sei (S. 361 f.); er denunciert ihn bei dem Publikum als einen Nichtdeutschen, der das deutsche Publikum noch nicht genau genug kenne (S. 393); er denunciert ihn bei seiner Gemeinde wegen seines Eigendünkels, seines blinden bösen Herzens, seiner Sorglosigkeit gegen anderer litterarische und moralische Ehre, seines 'Brummicht-witzelnden' im Tadel, seines Ungeschliffenen im Bessern und bricht emphatisch in den Ausruf aus: 'Was ist das für eine Aufführung für einen protestantischen Geistlichen!' Er bezeugt fast Lust ihn zu den 'moralischen Schandflecken der evangelischen Christenheit' zu rechnen und führt dem Preussen zu Gemüte, dass solche Schandflecken sich ganz besonders in der preussischen Reformations- und Kirchengeschichte vorfänden (S. 399). Kurz, er ist in seinem Zorn aus Rand und Band. — Hamann, der Schlözers Antikritik recensierte (Werke 4, 373), schrieb an Herder (5, 82): 'Rügen Sie nicht, liebster Herder, den Schlözerischen Misthaufen. Wer Sie dazu aufmuntert, ist nicht Ihr Freund.' Hamann schmeichelt sich, dass seine Recension Herdern mehr Genüge thun werde als die Wandsbeckische (s. die letztere bei Claudius, Redlichs Nachlese, 1871, S. 29 ff.). Herders spätere Recensionen in den Erfurter Nachrichten stehen bei Suphan 20, 303—306: es ist nicht vom Alter des Wechsels, wie Böttiger angibt, sondern des Papiergeldes in dem einen der angezeigten Schlözerschen Werke die Rede. Vgl. über den ganzen Handel Haym 1, 601—610.

Aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen sind nun mindestens zwei Recensionen durch Herders eigenes Zeugnis sicher für ihn gewonnen. Dazu kommt Goethes Meldung am Schluss eines Briefes an Herder: 'Eben krieg' ich Nr. 54 Frankfurter Zeitung' (J. Goethe 1, 310): was darauf schliessen lässt, dass sich darin eine Anzeige von Herder befand. Doch hierüber vgl.

den dritten Abschnitt, wo sich auch Petersens obige (S. XXXV) Angaben bestätigen werden.

Herder schreibt (etwa im Oktober 1772) an Merck (Merck-Briefe 1, 42 f.), er wolle nichts zu Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung Erschienenes recensieren, weil er das was er lese aus dieser Handlung bekomme, weil ihm die Recensionen von Benzler (S. 280), Dodd (S. 433) und den Devisen (S. 321), alle zu Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung erschienen, zugeschrieben worden und dies der Besitzer jener Buchhandlung als den ärgsten Freundschaftsbruch aufgenommen. Er bestellt sich ein Buch zur eventuellen Recension, das er im Manuskript gesehen, ist dabei, Hartley (*Observations on man*, übersetzt von Pistorius, Leipzig, 1772) zu recensieren und sagt: 'Wenn Sie Harpe's Eloge auf Fenelon mir zuwenden wollen, so sollen Sie viel Dank haben, so wie ich mich für Hemsterhuys sehr verbinde.' Laharpes Eloge war schon in Nr. 2 (S. 14) recensiert worden; hatte ihm Merck wie den Laharpe über Fenelon so den schon am 12. Mai (S. 247) angezeigten Hemsterhuys *sur les désirs*, eine litterarische Seltenheit nach 251, 17, zum Geschenk angeboten? Herder schreibt, worauf mich Suphan verweist, am 6. Oktober 1772 an Boie: 'Verhelfen Sie mir doch zu Hemsterhuys *Essai sur l'homme et ses rapports* und seine *Lettre sur la sculpture*' (Weinhold, Boie S. 181). Der Brief *sur les désirs* war ihm also von anderer Seite bereits zugekommen: eben von Merck? Herders Uebersetzung desselben erschien im Teutschen Merkur 1781. IV. S. 97 ff. Den Wunsch nach den beiden anderen Schriften muss Boie auch befriedigt haben (vgl. Weinhold a. a. O.): rührt also die, obgleich sehr ruhige Analyse des *Essai sur l'homme* in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 13. November (S. 599) von Herder her? Suphan citiert noch Von und an Herder 2, 41 f. 43. 46. 49. 72.

Oft hat man die Stelle wiederholt, worin Herder an Merck (Merck-Br. 1, 37) diesen, sich selbst und

Goethe als Mitarbeiter des Journals charakterisiert: 'In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Göthe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüssen, und wenn ich denn einmal komme, so ists der irländische Dechant mit der Peitsche. Ueber die hat nun Sokrates sehr Acht zu geben, und Sie haben von Anfang an volles Recht bekommen, zu ändern und auszustreichen, was Ihnen gefällt; insonderheit auszustreichen. Ich rede oft, als wenn kein Mensch Deutsch verstünde: und da mir überhaupt das schöne Runde fehlt, mit dem Ihr Leute die Welt betrügt, so ist allemal die Zeit, wenn ich mich lese, mir Aergerniss und Zwist. Benehmen Sie mir die, soviel Sie können, es ist nicht gut, dass der Mensch sich ärgert.'

Von Merck selbst ist nicht viel ausdrücklich bezeugt. An Höpfner schreibt er (vor dem 11. Februar 1772, wie sich gleich zeigen wird): 'Bei Gellerts Werth und Sulzers Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M.' (Merck-Br. 3, 54.) Beide Recensionen sind noch nicht erschienen in dem Augenblicke, wo er schreibt. Beide müssen von ihm herrühren, wie von Biedermann u. a. mit Recht geschlossen haben. Die über Sulzers Theorie (75, 23) erschien am 11. Februar, die über Gellerts Werth (98, 27 ff.) am 21. Februar 1772. Als bestätigend muss man mit Herrn von Biedermann auch eine Bemerkung von Deinet an Raspe (Weim. Jahrb. 6, 82) ansehen. Ferner erzählt Caroline Flachsland ihrem Herder (Nachl. 3, 369) am 3. November, Merck recensiere den Göttinger Musenalmanach. Die Recension erschien am 13. November (603, 19). Merck erfüllte damit einen Wunsch Herders (Merck-Briefe 1, 42). Ausser diesen dreien kann ihm noch mit Bestimmtheit die Recension über Klopstocks Oden vom 28. Januar 1772 (49, 17) zugeschrieben werden, zu der er sich selbst bekennt in einem ungedruckten Brief an Fritz Jacobi, den ich Herrn Dr. Konrad Reichard verdanke und den ich ganz mitteilen will:

Frankfurt Sonntags.

Hier haben Sie die versprochene Revision meines eigenen Urtheiles. Sie ist unter Leuchsenrings Augen geschrieben, und Er hat mein ehmaliges Mscr. der Klopst. Beurth. in der Frf. Zeitung gesehen, dass also auch sein Zeugnis vor mich gilt, dass ich niemand auf der Welt hierdurch eine Wahrheit predige als mir selbst. Und das soll nach Freund *Shaftesbury's* Meynung ein verdienstliches Werk seyn. Leuchsenr. meynt übers Jahr solte man den Merkur so revidiren; auf diese Art könne es nie an Materie fehlen. Als denn würde er selbst mit Arbeiten, und was er noch weiter von der Cirkulation der Materie in dem grosen Universo sagt, das ich nicht verstehe. Er lässt Ihnen viel schönes sagen. Gestern habe ich den Nach Mittag mit *Mlle Fahlmer* zugebracht. Ich finde sie als ein Frauenzimmer von ungemein viel angebohrener Grazie, und sanfter Empfindsamkeit. Behalten Sie mich lieb, u. glauben Sie mich

Ihren

in fidem. ergebensten

Leuchsenring J H M.

Der Brief ist am 7. Februar 1773 geschrieben (vgl. J. Goethe 1, 348. 349). Fritz Jacobi war anfangs am Merkur sehr stark beteiligt und forderte Merck durch Vermittelung der Frau von La Roche zur Mitarbeit auf (Auserl. Briefw. 1, 101). Ueber die 'Revisionen' des Merkur vgl. den ersten Band S. XIV. 284; dazu Auserl. Briefw. 1, 110; auch Goethe-Jahrbuch 2, 380, wo nicht 'Recension' zu lesen. Es ist nichts Rechtes daraus geworden. Jacobi aber berief sich unter anderm auf die vorliegende Angelegenheit, um über Mercks Charakter auf das schärfste abzuurteilen: 'Für die Frankfurter Zeitung von 72 verfertigte er ein Dythiramb zum Lobe von Klopstocks Oden; und in demselben Jahr schickte er eine Revision eben dieser Rezension für den Merkur ein, worin Klopstocks Oden heruntergemacht wurden, weil er glaubte, Wieland wollte sie herunter gemacht

haben. Diese Revision, von seiner eigenen Hand geschrieben, muss sich noch unter meinen Papieren finden' (an Forster 13. November 1779; Zöppritz 1, 23).

Die Recension deutscher Schauspiele lehnt Merck in einem Brief an Nicolai (Merck-Briefe 3, 63) entschieden ab. Vermutlich hat er also auch in den Frankfurter gelehrten Anzeigen keine recensiert. Man wird bei Recensionen über dramatische Litteratur wohl in erster Linie immer an Goethe denken müssen. Aber direkt bezeugt ist keine.'

Ausdrücklich bezeugt sind für Goethe überhaupt nur die Recensionen über Hausen, Leben und Charakter Klotzens (S. 284) und über die Gedichte eines polnischen Juden (S. 461) durch Höpfner an Raspe (Weim. Jahrb. 3, 66), die Recensionen über Gessners Idyllen (S. 446) und über Lavaters Aussichten in die Ewigkeit (S. 579) durch Schlosser an Lavater (Ludwig Hirzel, Im n. Reich 1878, II. S. 599), die Recension über Georg Jacobis Verteidigungsschrift gegen Hausen (S. 670) durch Fritz Jacobi an Wieland (Goethe-Jahrbuch 2, 377), die 'Nachrede statt der Vorrede' (S. 689) durch ihn selbst (J. Goethe 1, 338). Dass Höpfner, Schlosser und Fritz Jacobi in den betreffenden Fällen die Wahrheit wissen konnten, leidet nach den näheren Umständen keinen Zweifel. Von Schlosser wird dies jedermann zugeben; die durch Höpfner benannten Recensionen sind 29. Mai und 1. September erschienen, in der Zeit von Goethes Aufenthalt zu Wetzlar, und Höpfner würde sich ohne bestimmteste Kenntnis nicht so bestimmt ausdrücken; Fritz Jacobi kann seine Kenntnis von Frau von La Roche, die an der Sache nicht uninteressiert war (vgl. Jacobis Auserl. Briefw. 1, 77 und Frankf. gel. Anz. Neudruck 671, 7), oder von Johanna Fahlmer haben, die in Frankfurt noch ganz andere und vermutlich vor ihr viel ängstlicher geheim gehaltene Dinge herausbrachte, wie die Existenz der Posse 'Das Unglück der Jacobis' (Goethe-Jahrbuch 2, 383), welche angeblich nur die

La Roche, Merck und Dumeix gelesen hatten. Dass aber auch Höpfner sie kennen lernte (Weim. Jahrb. 3, 68), zeigt von neuem, wie gut er damals unterrichtet war. Die Posse entstand im Herbst 1772 gleich nach der Zusammenkunft in Koblenz (Goethe-Jahrb. 2, 383), früher als die Recension, die gleichsam ein Nachklang des bösen Pasquills gewesen sein muss und sozusagen einer Generalverstimmung des männlich gesinnten deutschen Publikums gegen Georg Jacobi drastischen Ausdruck lieh: verhöhnte doch bald darauf auch Nicolai im 'Nothanker' den armen Georg unter dem Namen Säugling (worüber zu vgl. Goethe-Jahrb. 2, 377 f.; Jacobis Auserl. Briefw. 1, 117 ff.). Ueber Jacobi im Jahrmarkt von Plundersweilern s. Frühzeit S. 32.

Wenn Goethe am 3. Februar 1772 an Salzmann schreibt (J. Goethe 1, 305), er habe mit den gelehrten Anzeigen keinen Zusammenhang, als dass er den Direktor kenne und ein Mitinteressent sein besonderer Freund sei, so kann er sich dazu höchstens für berechtigt halten, weil vielleicht bis dahin noch nichts von ihm erschienen war, was in der That der Fall sein dürfte; denn im ganzen Januar trifft man keine sichere Spur von ihm. Deinet meldet aber am 8. Februar, Goethe sei im Fach der schönen Wissenschaften sehr fleissig (Weim. Jahrb. 6, 81); und man wird darauf grösseres Gewicht legen müssen, als auf eine jener Ableugnungen der Autorschaft, die im vorigen Jahrhundert so gewöhnlich sind. Wenn Goethe am 25. Dezember 1772 an Kestner schreibt (J. Goethe 1, 338): 'Leider muss ich nun die schönen Stunden mit Rezensiren verderben ich tuhs aber mit gutem Muth denn es ist fürs letzte Blat' — so ist man berechtigt, da er die Abfassung der 'Nachrede' nicht wohl 'recensiren' nennen könnte, im 104. Blatt nach ihm zu suchen. Da steht aber ausser der Fortsetzung einer früher begonnenen Anzeige, die vielleicht auch von ihm herrührt, aber ihn nicht stark verrät, bloss noch die kurze auf S. 688 f. des Neudruckes, welche eine aus

dem Französischen übersetzte 'Kritische Abhandlung über die Fehler der Mahler wider die geistliche Geschichte und das Kostum' betrifft und ohne Zweifel ihn zum Verfasser hat. Man beachte nur die letzten fünf Zeilen und vergleiche, wie er in 'Kenner und Enthusiast' und im 'Wahrhaften Mährgen' (dessen Titel sich vielleicht hier erklärt) den Kenner einführt, dem bald etwas zu kurz, bald etwas zu lang ist (J. Goethe 3, 168. 172). Durch das Citat 689, 2 mit Bezug auf 541, 31 gewinnen wir aber weiterhin die ausführliche, lehrreiche Recension über Volckmanns Sandrart (539, 30) für Goethe, der darin gleichsam im Angesichte Herders seinem einstgeliebten Ovid absagt, eine Lanze für Homer einlegt, den Franzosen eins anhängt, Rembrandt herausstreicht, 'Künstler, Kenner, Liebhaber' zu einander gruppiert, und seine schlechte Interpunktion und die Schreibung 'Kostum' (gegen Costume 238, 27; Costume 244, 22) hier geradeso wie in der letzten Recension des Jahrganges verwendet. Vgl. übrigens, was das Kostüm anlangt, die Parallelstelle im Anhang zu Mercier (J. Goethe 3, 692).

Wir werden Goethes Erinnerung im allgemeinen trauen dürfen, wenn er in DW. 3, 98 L. berichtet, das Recensierwesen sei durch lebhafte Korrespondenz und öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt gewesen: 'Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte, manchmal fand sich ein Korreferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaktion. . . . Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten.' Ich möchte es nicht als gewisse Erinnerung annehmen, was hier doch klar gesagt ist, dass Goethe zuerst nur sich an fremden Recensionen beteiligte und dann erst selbständig auftrat. Aber wohl sind wir

hiernach einerseits berechtigt, innerhalb von Recensionen, die im ganzen nichts Goethesches haben, nach einzelnen Sätzen oder Abschnitten zu spähen, die seinen Stempel tragen, andererseits, auch wo wir sichere Spur eines bestimmten Autors zu erblicken glauben, zur Vorsicht gemahnt, ihm nicht ohne weiteres die ganze Recension zuzuschreiben.

Johann Georg Schlosser schreibt sich in Briefen an Lavater (Ludwig Hirzel, Im n. Reich 1879, I. S. 276. 277) die Recensionen über folgende Bücher zu: Fragen an Kinder (404, 9); Physiognomik (434, 20); Basedow (457, 10). Sonst habe er (so schreibt er am 13. September 1772) keine Erziehungsbücher recensiert. Zugleich bekennt er sich der Arbeit schon müde: 'Mit alledem wollte ich, dass meine Freunde mich bey diesem Blatte nicht mehr brauchten. Ich schreibe warrlich nur daran um ihnen einen Dienst zu thun, aber der Zeitverlust und der Ekel bey Lesung schlechter Bücher macht mir den Dienst ein wenig theuer.' Wenn ein obskurer Korrespondent Bahrdts diesem sehr stolz schreibt (Br. an Bahrdt 1, 244 vom 20. Februar 1773): 'Ist Ihnen der Herr D. Schlosser in Frankfurt bekannt? Er ist Verfasser der dortigen gelehrten Zeitung! Er ist mein Correspondent' — so darf man daraus nicht schliessen, dass Schlosser wirklich im Jahr 1773 noch Beiträge geliefert habe. Auch die oben (S. X) mitgeteilten Vermutungen Herders über Schlossersche Recensionen können nicht als Zeugnisse angesehen werden. Wenn Herder bemerkt (S. XXXVII), Schlosser trage sich als Hauptverfasser umher, so scheint er wenigstens in Frankfurt dafür gegolten zu haben; denn noch J. v. Schwarzkopf behauptet a. a. O., der Jahrgang 1772 sei grösstenteils aus der Feder Schlossers geflossen.

Von den anderen 'Akademikern' in Giessen, die Goethe neben Höpfner als Mitarbeiter hinstellt, sind uns nur Bahrdt und Schmid bekannt.

Wir besitzen den Brief vom 18. Januar 1772, worin

Merck den Bahrdt zur Beteiligung auffordert (Br. an Bahrdt 1, 168 f.), mit dem er schon durch Geheimrat von Hesse Fühlung haben musste (Bahrdts Leben 2, 182 f., wo Merck als 'Mark' vorkommt). Bahrdt hat ohne Zweifel gleich angenommen, und am 8. Februar konnte ihn Deinet unter den Mitarbeitern nennen; aber schon am 15. Februar meldet er an Raspe (Weim. Jahrb. 6, 83): 'Den Hrn. Doct. Bahrdt werden wir ausstreichen. Man siehet es seinen Aufsätzen zu sehr an, dass er Feinde hat.' Fast möchte man aus dem Zusammenhang schliessen, dass Bahrdts Artikel dem Journal die oben besprochenen Verlegenheiten zuzogen und dass daher die speciell inkriminierte, sehr stark an seine Manier erinnernde Recension S. 29, 18 von ihm herrührte. Sie ist zwar schon am 17. Januar erschienen; aber aus Mercks Brief ergibt sich, dass dies nicht der Anfang von Bahrdts Beziehungen zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen war. Hatte er 'Vorschläge' gemacht, denen 'bereits mit der verdienten Achtung begegnet worden', so konnte er auch schon durch Deinet Recensionen eingeschickt haben; ja diese Vorschläge können selbst Recensionsanerbietungen gewesen sein, da die Wahl der Bücher den Recensenten überlassen war (Weim. Jahrb. 6, 78). Mercks Brief wäre dann nur die, vielleicht von Bahrdt gewünschte, officielle Aufforderung des Direktors. — Wenn J. E. Faber den Bahrdt in einem Brief vom 13. Juli 1772 bittet, für eine Recension seiner Betrachtungen über den Orient 'in der Giessener oder Frankfurter Zeitung' besorgt zu sein (Br. an Bahrdt 1, 193), so folgt daraus gar nichts: in den Frankfurter gelehrten Anzeigen hat, wie wir sehen werden, Herder das Buch angezeigt. Aber Bahrdts Verbindung mit den Frankfurter gelehrten Anzeigen muss allerdings fortgedauert haben. Als ich den oben S. XIX ff. ausgezogenen Brief von Goezes Recensenten an den Verleger zuerst las, hatte ich aus Gründen, die sich im dritten Abschnitt ergeben werden, noch die Möglichkeit im Auge, dass

Goethe dieser Recensent sei. Mit einem Mal aber wurde mir klar, dass ich es mit Bahrdt zu thun hätte. Zu meiner Freude sah ich später, dass auch Bahrdts Vater, der die 'anzügliche, beissende und spöttische Schreibart' seines Sohnes jedenfalls genauer als ich kannte, hierüber nicht in Zweifel war (Br. an Bahrdt 2, 308 vom 16. März 1773). Mithin wäre die Recension über Goeze vom 21. Juli (S. 379) dem Bahrdt zuzuschreiben. In dem Brief an den Verleger (Gerichtliche Akten S. 35) bekennt er sich aber selbst zu der Autorschaft einer Recension in Nr. 28 vom 7. April 1772, welche unzweifelhaft (Bahrdts Worte sind: 'Dass der Einfall, auf jeden Datum des Jahrs geistliche Betrachtungen zu schreiben, höchst abgeschmackt sey; das ist ein Urtheil, das die Person des Herrn Pastors nicht angeht, sondern sein Buch, welches für das gelehrte Zeitungsforum gehört, und eben das hab ich selbst, ganz unanstössig schon in Num. XXVIII. Ihrer Zeitung bey einem andern Buche, für eine Einfalt ausgezeichnet. Einfalt in Halle wird bey Hr. Goezen in Hamburg nicht Weisheit') die auf S. 184, Z. 26ff. ist. Vgl. z. B. auch 210, 4ff., 332, 25ff., 364, 16ff. Ebenso ist er wahrscheinlich der Recensent, der 166, 23ff. desavouiert werden muss. Nach der Recension über Goeze scheint er gar nicht mehr oder nur einmal noch zugelassen worden zu sein.

Im Jahre 1773 dagegen ist Bahrdt offenbar der Haupt-Mann, ja der thatsächliche Direktor der 'allgewaltigen' (Br. an Bahrdt 1, 257) Zeitung. Es genügt, auf die Briefe an Bahrdt aus jener Zeit und auf die Angabe Herders bei Böttiger (a. a. O.) zu verweisen: 'Von Theinet (so!) bekam Bahrdt die frankfurter Zeitung in seine Klauen.' Indessen kann auch Herder hierbei mehr aus den Briefen an Bahrdt, als aus eigener Erinnerung schöpfen. Den Hergang ersieht man deutlich. Deinet fragt am 28. November 1772 (Br. an Bahrdt 2, 137): 'Welche Männer in Giessen würden für Geld und gute Worte gute und gewisse Recensionen für 1773 machen

und einsenden wollen?' Schon in einem früheren Briefe aber muss er gemeldet haben, dass sich der bisherige Direktor zurückziehen wolle und Bahrdt etwa im allgemeinen um erneuerte Teilnahme ersucht haben: worauf sich Bahrdt zur Uebernahme der Direktion erbot. Dieses Anerbieten beantwortet Deinet am 1. Dezember mit der Bitte, die Sache in die Hand zu nehmen, aber mit der Erklärung: 'Director werde ich wohl selbst sein müssen, weil meine Haut zur Gerbe getragen wird, welche Götterchen der Erbe gerben wollen' (an Bahrdt 2, 138). Dies bezieht sich auf die formelle Direktion, und Deinet wusste sie so klug zu führen, dass er sich sofort neue Ungelegenheiten bereitete und neue Strafen zuzog.

Der Glanz des Jahrganges 1772 kam noch dieser neuen Aera Bahrdt zu gute. Am 1. Januar 1774 bettelt sogar der Darmstädter Wenck um gütige Recension eines Carmens, das er auf die Rückkunft der Frau Landgräfin gemacht (Br. an Bahrdt 2, 4 f.); und diese erfolgt in Nr. 6 vom 21. Januar 1774 (S. 53). Lavater arbeitete mit! (Br. an Bahrdt 2, 170; die Recension steht Frankf. gel. Anz. 1773, S. 701 ff. vom 22. Oktober; eine unmögliche Beziehung auf Herder gibt dieser Briefstelle Redlich in der Nachl. zu Claudius, 1871, S. 31 Anm.). Wenn sich Bahrdt in seiner Selbstbiographie (2, 243 f.) rühmt, er habe mit Hilfe seines Famulus Heres Deinets 'Zeitungsbude im ersten Jahre fast ganz allein furnirt', so wird dies zwar nicht für das erste Jahr, aber wohl für 1773 richtig sein. Im Jahr 1774 zog ihn die Herausgabe der allgemeinen theologischen Bibliothek von den Frankfurter gelehrten Anzeigen ab (Br. an Bahrdt 2, 174).

Christian Heinrich Schmid, zuerst gemieden, vielleicht dilatorisch behandelt, im Sommer zu Giessen verhöhnt (Höpfner 19. Oktober 1772, Weim. Jahrb. 3, 66; Goethe DW. 3, 95 ff. L.), wurde schliesslich doch zugelassen: die Recension von Goethes Deutscher Baukunst (S. 643) hat ihn zum Verfasser, wie Goethe selbst

bezeugt (J. Goethe 1, 337). Vgl. Goethes Frühzeit S. 27. 37 f. Redet er auch S. 590, 1 ff. über Erfurt, von wo er nach Giessen kam?

Dass Doktor Leuchsenring (nicht Franz Leuchsenring, das Urbild des Pater Brey, sondern dessen Bruder) *Gaubii adversaria* anzeigte (S. 56), wissen wir bereits (vgl. oben S. XXXV). Ist er oder Behrends der Recensent, welcher S. 25 f. eine so merkwürdige Transmutationstheorie aufstellt, wonach das Wasser die Mineralien, die Mineralien die Pflanzen und die Pflanzen die Tiere erzeugen?

Leider ist meines Wissens über den bestimmten Anteil einzelner Recensenten nichts, als das soeben Zusammengestellte, überliefert: nichts über Wencks, Waldins, le Brets, Behrends', Iselins, Raspes oder anderer etwaige Beiträge. Vermutungen hierüber, die nicht unmöglich wären (257, 20 ff. z. B. ist sicher von le Bret), halte ich noch zurück, um in dem folgenden Abschnitte nur dem Anteil Mercks, Schlossers, Herders und Goethes einige weitere Bemerkungen zu widmen.

DRITTER ABSCHNITT.

VERMUTUNGEN.

Herder glaubte man in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 hauptsächlich zu erkennen. Er war der einzige bekannte Schriftsteller unter den Mitarbeitern; seine Manier konnte man mit den neuen Recensionen vergleichen; er hatte auf Goethes Bildung, wohl auch auf Merck eingewirkt; er war jedenfalls der Küster, wie man in Hamburg meinte, dem der ganze Chor nachsang.

In einem Brief aus dem Sommer 1771 schreibt Herder an Merck (Merck-Briefe 1, 26 ff.) über Klopstocks Oden, über die *Mémoires de Petrarque*, über Ossian, über

die Sternheim; er bespricht Jacobi Ueber die Wahrheit und An Aglaja und Sulzers Wörterbuch. Alle diese Gegenstände, mit Ausnahme des zweiten und dritten, kommen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und zwar in den ersten dreizehn Nummern zur Sprache. Ueber Jacobi bemerkt Herder: 'Ueber die Wahrheit ist, dünkt mich, das Männlichste, was je dieses Männchen geschrieben: so wie auch in Aglaja würklich die Realität desselben zuzunehmen scheint; nur sieht immer noch die süssliche Eitelkeit hindurch.' Man vergleiche Neudruck 12, 34 f. 13, 13! Die anderen Kritiken Herders mag ich nicht abschreiben. Man vergleiche aber Neudruck 49, 17 über Klopstocks Oden; 75, 23 über Sulzers Theorie; 85, 2 über die Sternheim! Man wird nicht frappante Uebereinstimmungen im einzelnen, aber wohl die Harmonie der Gesinnung im grossen finden. Der Recensent ist augenscheinlich durch Herder bestärkt oder geleitet; aber er äussert sich nicht so schroff, namentlich nicht über Wieland und Jacobi, er ist mässiger und vorsichtiger: erst im Laufe des Jahrganges kommt Herders geringschätziges Urteil über Georg Jacobi zu immer schärferem und zuletzt durch Goethe zu grausamem Ausdruck (vgl. auch Merck-Briefe 2, 34). Zwei jener Recensionen sind für Merck bezeugt; vermutlich dürfen ihm auch die übrigen beigelegt werden. Schwerlich aber die Recension des Versuchs über Shakespear, obwohl Herder an Merck im August 1771 (Merck-Br. 2, 30 f.) zu vergleichen. Mit 37, 3 (wahrscheinlich von Merck) und 272, 10 vgl. Merck-Br. 2, 34.

Die Recension über eine unechte Ausgabe Klopstockscher Schriften 48, 2, welche in einer andern Nummer jener Oden-Recension unmittelbar voraufgeht, wird wohl auch Merck zufallen. Ferner etwa die Recensionen über Laharpes *Éloge de Fénélon* (14, 12) und über Hemsterhuys *sur les désirs* (247, 12). Vgl. oben S. XLII. Zu der Recension über Bougainville (198, 31), insbesondere zu 199, 37 f., ist zu bemerken, dass Merck in

der Gegend des Genfer Sees gut Bescheid wusste. Auch 91, 24 wird er sprechen (vgl. 92, 10 mit 85, 22). Die Beschreibungen der Kupferstiche dürften zum Teil von Merck herrühren; doch ist daneben Goethe sicher zu erkennen.

Dass Herder auf Schlosser einen nennenswerten Einfluss gewonnen, wüsste ich nicht nachzuweisen. Dennoch ist eine Recension zwischen diesen beiden streitig: die über die Fragen an Kinder 404, 9. Schlosser schreibt sie sich selbst zu; Georg Müller schreibt sie Herder zu. Da nun Georg Müllers Angaben, wenn man nicht weiss, worauf sie sich stützen, keine grosse Autorität haben und da man dem redlichen, streng sittlichen Schlosser, er mag noch so eitel gewesen sein, keine Lüge zutrauen kann: so wäre die Sache hiermit eigentlich entschieden, wenn nicht der Stil ein wenig über das hinaus zu gehen schiene, was man von Schlosser im allgemeinen erwarten kann.

Aus den zwei andern Recensionen, welche Schlosser sich zuweist und auf die gewiss niemand sonst Anspruch machen kann, notiere ich zunächst die Wendung 458, 18 'Der Raum erlaubt uns nicht, mehr anzumerken'; 458, 36 'ist übrigens hier der Ort nicht zu urtheilen.' Ferner beachte man den überaus häufigen Gebrauch des schriftstellerischen 'wir' und wie viel in 434, 20 ff., wie auch 457, 23 von der Seele die Rede ist. Man vergleiche nun sofort in der fraglichen Recension Wendungen wie 404, 20 'wir können . . . so wenig, als viele andere . . . billigen'; 404, 32 'Uns hat es immer geschienen'; 404, 33 'Wir kennen manche' u. dgl. Man erwäge die Seelen in 404, 24. 34. Man vergleiche die Schlusspointen 405, 8 ff. und 459, 6 ff.

Die erste lange Schlözer-Recension 102, 2 ff. 108, 27 ff. finde ich keinen Grund, mit Herder (oben S. X) Schlosser zuzuschreiben: ich denke dabei vielmehr an le Bret. Dagegen wird Herder mit der Recension über Meiners 313, 3 ff. vollkommen recht haben. Hier redet in der

That Schlosser: 315, 22 'Locke hat in unsrer Seele wirklich Epoche gemacht.' Seele! Vgl. 314, 18. 315, 16. 27. Und dass Locke entscheidend auf Schlosser wirkte, bezeugt Nicolovius (Johann Georg Schlossers Leben und litterarisches Wirken, Bonn 1844, S. 10). Ferner 313, 16 'Unsere Gränzen erlauben uns nicht einen ausführlichen Auszug'; vgl. 'übergehen' u. dgl. 314, 26. 315, 11. 30. 316, 24 f. 35 f. Das schriftstellerische 'wir' wie sonst. 'Mathesis' 313, 34 wie Merck-Br. 1, 110. Hierzu nun wieder die fragliche Recension! 'Natur' 317, 17—30 und 405, 7; 'lasst uns' 317, 30 und 405, 9.

Wer die im vorstehenden besprochenen Recensionen gelesen hat, wird ohne weiteres zugeben, dass auch die von einem Frankfurter herrührende Recension 513, 3 ff. von Schlosser verfasst ist. Er redet über den Wert der alten Sprachen und über den Unterricht im Lateinischen wie 457, 17. Er erklärt sich gegen das Lernen der Wörter und 'Reglen' (ebenso Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk 1771, S. 121). In Uebereinstimmung damit steht die Recension 676, 18 über eine lateinische Elementargrammatik, die ich daher auch ihm zuschreibe. Er will im Sprachunterricht mehr praktisch als theoretisch vorgehen: 'Die Sprachen sind bis auf einen gewissen Punkt mechanisch, wie die Handwerke. Ueben und immer üben lehrt den Tischer den Hobel führen, und den Schüler, fremde Sprachen verstehn und reden.' Vgl. Katechismus S. 40, wo er auch für die Theologie mehr praktische als theoretische Ausbildung verlangt: 'Lehret man den Tischer die Reglen der Mechanick, oder den Fleischer die Zergliederungskunst?' Man bemerke wieder 'Reglen' 676, 30; 'lasst' 514, 12; 'Natur' 515, 31. 35; 'Seele' 516, 4. Aesthetik nach psychologischen Erfahrungen gefordert 513, 26 und 316, 7 ff. Auch Herwichs Uebersetzung der Aristophanischen Wolken 196, 21 wird von Schlosser recensiert sein: man vergleiche Schlossers Vorerinnerung zu seiner

eigenen Uebersetzung der Frösche (Schriften 3, 230), insbesondere Schr. 141 mit Neudruck 198, 23; Patriotismus Schr. 134, Neudruck 198, 4. Schlosser bezeugt Schr. 130, dass er bereits mit einer Uebersetzung des Aristophanes beschäftigt war, als die Herwichsche erschien. Neudruck 197, 13f. 'die wir aber hier unsrer Gränzen wegen (vgl. 313, 16. 656, 30) nicht anführen können'; die Form 'jemal' 197, 33 wie 'niemal' Katech. 85; 'bande' 198, 5 wie 'fande' Katech. 130; 'drucken' 197, 1 auch Katech. 118. 136.

Ohne Schlossers Beiträge irgend vollständig sammeln zu wollen, habe ich ihn auch in den nationalökonomischen Anzeigen zu verfolgen gesucht. Sie drehen sich alle um das physiokratische System und dessen Hauptvertreter in Deutschland, Schlettwein. 653, 26 'Der Raum gestattet uns nicht, unsre Gedanken mehr zu entwicklen': wir kennen diese öde Recensentenphrase bereits an Schlosser! Und wenn er sich 653, 6 f. gegen die bloss theoretische, obgleich schöne Grille der *fraternité des nations* wendet, so haben wir dafür eine treffliche Parallelstelle in seinem Aufsatz gegen Iselin, Ephemeriden der Menschheit 1776 St. 9 S. 6 (Schlossers Kl. Schriften 1, 171): 'Ach wenn nicht die ganze Welt meine Brüderschaft erkennt, so ist die Welt nicht mein Bruder.' Das Citat 653, 37 f. weist zurück auf 268, 4; und wir werden dort wohl dieselbe Hand erkennen dürfen. Das Citat 267, 17 aber weist auf 60, 6 ff., wo schon die Schreibung 'warrlich' 62, 10 (vgl. oben S. XLVIII Schlossers Brief an Lavater) Schlosser verrät. Nicht minder redet wohl 371, 2 ff. und 465, 2 ff. Schlosser. Dagegen merkt man 377, 2 ff. alsbald eine leichtere Feder und eine Neigung zum Scherz — vielleicht Goethe. Spricht er auch 345, 16 ff. von Nostradamus und von Feenkönigen? Lacht er 563, 32 ff.? Durchaus die Gedanken Schlossers, aber nicht sein Stil! Er war für Goethe gewiss Autorität auf dem Gebiete.

Ein paar kurze Anzeigen englischer Romane (42,

5 ff. 15 ff.) habe ich Aus Goethes Frühzeit S. 33 f. Anm. mehr nach Gefühl als aus bestimmten Gründen Schlosser zugeschrieben. Sind übrigens, beiläufig gefragt, alle Recensionen englischer Bücher Originalrecensionen? Sind sie nicht zum Teil aus englischen Zeitschriften, wie *Monthly Review*, *London Magazine*, *Gentleman's Magazine* geschöpft? Dies könnte wenigstens Deinet (Weim. Jahrb. 6, 82) anzudeuten scheinen; doch kann er auch Beziehungen darauf meinen, wie sie thatsächlich vorkommen.

Ist nicht ferner Schlosser der 'edelmüthige Herr Verfasser' (319, 5) der im Interesse Olenschlagers geschriebenen Recension 299, 27 ff.? Denn an Schlosser oder Goethe wird schon aus persönlichen Gründen zunächst zu denken sein. Der unberufene Herausgeber, der hier so scharf gegeisselt wird, war nach einem sonst gut unterrichteten Korrespondenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (der diese Nachricht übrigens nur mit 'man behauptet als sicher' einführt 18, 2, S. 310) ein angesehener Frankfurter Geistlicher: so viel wenigstens sei 'ganz gewiss', dass Herr von Olenschlager das Jerusalemsche Manuskript diesem Geistlichen mitgeteilt habe. Nach den Ausdrücken, die in den Frankfurter gelehrten Anzeigen gebraucht werden, sollte man eine ganz andere Persönlichkeit vermuten.

Doch alle diese Recensionen ergeben nichts mehr, was auf die Autorschaft der Anzeige jener Züricher Fragen an Kinder Licht würfe. Höchstens dass der lebhaftere Ton des zuletzt erwähnten Aufsatzes bemerkt und mit dem des fraglichen Recensenten verglichen werden mag. Man nehme dazu noch 645, 12 ff. ('warrlich' 645, 27) mit einem recht ähnlichen Anfang. Viel stärker aber fällt ins Gewicht, dass Schlosser auch in seinem Katechismus S. 45 gegen die 'schläfrige Methode der Fragen und Antworten' polemisiert und dass er in völliger Uebereinstimmung mit 404, 17 in seinem dritten Schreiben über die Philanthropinen (Ephem. der Menschheit 1776, St. 12 S. 1 ff. = Kl. Schriften 1, 43 ff.)

die sokratische Methode und ihre moderne Anwendung bespricht. Er verlangt von dem Sokratiker, 'dass er nie lehre, als wo sich die Gelegenheit selbst zum lehren zeigt': so habe Sokrates selbst jede schickliche Gelegenheit abgepasst, um zu lehren. Man vergleiche die Sätze 405, 7 ff. und 404, 25—31 mit den folgenden aus den Ephem. 12, 4: 'O! Ihr Philanthropisten, wie lange müsst Ihr oft müssig stehen, wenn Ihr auf solche Gelegenheiten warten wollt! Oder habt Ihr einen Lehrer der Kopfs genug hat, die Gelegenheiten selbst zu schaffen, und zwar alle Morgen um 8 Uhr, wann seine Stunde schlägt, zu schaffen, so zeigt ihn! So müsst ihr sie aber nicht schaffen, wie Barth (Bahrdt), wenn er die Lehren vom Gebet beybringen will. — Wenn der aufsteht, und Stillschweigen gebietet, und die Hände emporhebt, und ein laues Gebet hersagt; so ist zehen gegen eines zu wetten; der Junge antwortet ihm, auf seine Frage, was hab ich gemacht! Du hast eine Komödie gespielt.' Die Hervorhebung der entscheidenden Worte ist von mir angeordnet. — Gegen die 'ängstliche Wohlanständigkeit' wird Ephem. 12, 6 polemisiert wie 405, 2. Von der Hebammenkunst wird Ephem. 12, 8 geredet und der Vergleich fortgesponnen wie 404, 16 ff., nur anders fortgesponnen. Auf die 'queeren Antworten der Schüler' weisen die Ephem. 12, 11 hin wie hier 404, 29 f.

Ich denke, nun darf ich zusammenfassen: wir haben keinen genügenden Grund, Schlossers Zeugnis für seine eigene Autorschaft zu bezweifeln; wir haben sogar einige Gründe, um es ausdrücklich zu stützen. Was aber rührt wirklich von Herder her?

Kaum sieben bis acht Beiträge, vielleicht im ganzen Jahrgang nicht zehn Recensionen: so behauptete er selbst (Haym 1, 483; oben S. XXXVIII f.). Aber diese Zahlen haben nichts zu bedeuten, wo er am liebsten alles ableugnen möchte. Der zwanzigste Band seiner Werke zur Litteratur und Kunst (1830) S. 413 f. schreibt ihm neun zu:

Nr. 54. Neudruck S. 352 (7. Juli 1772) Staatsveränderungen von Italien, von Denina. Es ist jene Nr. 54, welche Goethe begrüsst (oben S. XLI) und eine der Recensionen, welche Petersen (oben S. XXXV) Herdern zuschreibt; also gut bezeugt.

Nr. 60. S. 392 (28. Juli) Schlözers Vorstellung seiner Universalhistorie. Von Herder selbst bezeugt (oben S. XXXIX f.).

Nr. 61. S. 399 (31. Juli) *Semleri Paraphrasis Evangelii Johannis.*

Nr. 61. S. 404 (31. Juli) Fragen an Kinder. Suphan im Anz. f. deutsches Alterth. 4, 40 f. zweifelt nicht an Herders Autorschaft. Die Recension ist aber, wie wir soeben sahen, von Schlosser.

Nr. 64. S. 419 (11. August) Michaelis, Versuch über die siebenzig Wochen Daniels. Eine Recension gegen Michaelis gibt Herder ausdrücklich zu (oben S. XXXIX); Heyne imputiert ihm mehr als eine (oben S. XXXVIII). Vgl. Suphans Herder 6, VII Anm. 1.

Nr. 69. S. 453 (28. August) Betrachtungen über den Orient, von Faber.

Nr. 77. S. 506 (25. September) Bemerkungen über den Unterschied der Stände, von Millar. Durch Petersen (oben S. XXXV) bezeugt.

Nr. 84. 85. S. 553, 559 (20. und 23. Oktober) Beattie, Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit. Durch Petersen (oben S. XXXV) bezeugt.

Nr. 87. S. 572 (30. Oktober) Harles, *De Vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum.*

Alle diese Recensionen, mit Ausnahme der über die ‘Fragen an Kinder’, paradieren an der Spitze der betreffenden Nummern. Woraus für die ‘Fragen’ nun nicht gerade etwas zu gunsten Schlossers gefolgert werden kann; denn die Recension ist weniger umfänglich, als die übrigen. Dagegen fällt sehr stark ins Gewicht, dass das Verzeichnis in den Werken auf einem Blatte von Caroline Herder beruht, das mir Suphan

zeigte und das mit jenem Verzeichnis genau übereinstimmt — bis auf die 'Fragen an Kinder', die von Georg Müllers Hand und zwar an falscher Stelle nachgetragen sind. Die falsche Anordnung konnte, da die Seitenzahl beigefügt war, beim Abdruck leicht berichtigt werden. Die Recension über die Fragen an Kinder ist also nicht durch Caroline ihrem Manne zugeschrieben worden, und wir verstossen nicht gegen ihre in diesem Falle grosse Autorität, wenn wir sie ihm absprechen.

Auf die Rückseite schrieb Caroline: 'Folgende Recensionen könnten vielleicht auch von ihm seyn, doch ist mirs ganz zweifelhaft.' Und sie nennt dann: Nr. 89 Horazens Episteln (S. 585, 6. November); Nr. 91. *Lettre sur l'homme* von Hemsterhuys (S. 599, 13. November); Nr. 94. *Essays on Song-writing* (S. 619, 24. November). Alle drei stehen wieder an der Spitze der betreffenden Nummern.

Caroline verliess sich in der Angelegenheit nicht auf sich selbst. Sie fragte am 26. August 1805 Gerning in Frankfurt (Gödeke, Grundriss 2, 1116). Dessen Antwortbrief vom 21. Oktober 1805 liegt mir durch Suphans Güte vor. Er schreibt: 'Der wackere Pfarrer *Passavant* war in den 1770er Jahren hier, und sagt Herder habe nur 1772 an den Frankf. Gel. Anz. geholfen. Folgende Recens. hält er gewiss für des Einzigen Werk:
Nr. 34. Michaelis. Nr. 60. Schlözer. Nr. 61. Semler. Nr. 64. Desgl. [Michaelis]. Nr. 69. Orient; auch vielleicht:

Nr. 32. Pütter. Nr. 34. Unterricht. Nr. 41. Gleim. Nr. 43. Klotz. Nr. 66. Predigten. Nr. 71. Schirach. Nr. 78. Purmann. — und von Goethe vielleicht: Nr. 8. Klopstock. Nr. 66. Lavater. Nr. 85. Die Dichter. Nr. 87. Rammler. —

Ferner sagte Frd. Passavant: In der Lemgoer Bibliothek *circa* 1776 und 1777 seyen Recens. v. Herder über Lavater und *Batteux;* von jenem steht: „L. macht die Physiognomik zur Schädelstätte seiner

Freunde.“ In der allg. T. Bibl. jener Zeit sey auch eine schöne Recens. über Klopstock. — Aber edle Freundin! Nur *cum grano salis*, wie es nur selber der Verklärte thäte, müsste Das alles benutzt werden. — Doch *sapienti sat.* — Deinet hiess der Herausgeber der hies. Gel. Zeitung. Man suchte, fand noch nichts und will weiter graben im Nachlass. Also Gedult! —’

In Deinets Nachlass ist schwerlich etwas gefunden worden, da er nach seiner eigenen Versicherung die Manuskripte vernichtete (Br. an Bahrdt 2, 144) und zum Teil die Mitarbeiter, soweit ihre Aufsätze ihm durch Merck zugingen, nicht kannte (Weim. Jahrb. 6, 78).

Passavants Angaben waren augenscheinlich nicht die Quelle oder wenigstens nicht die einzige Quelle, woraus Caroline ihr Verzeichnis schöpfte. Schon die Differenz über Michaelis lehrt es, und ihre Aufzählung ist reicher. Sie verfuhr offenbar mit grosser Vorsicht. Ein Exemplar der Anzeigen von 1772 befand sich wohl in Herders Bibliothek, da er Abonnent des Blattes war (oben S. XXVI). Einzelne seiner Aufsätze mögen angestrichen oder mit Korrekturen versehen gewesen sein. Auch direkte Erinnerung, gelegentliche Erzählungen Herders, deren uns Böttiger eine aufbewahrt hat, und ihr Stilgefühl kann sie geleitet haben. Das letztere dürfen wir als ziemlich ausgebildet ansehen bei einer Frau, die von jeher ganz in ihrem Manne lebte und jede Zeile, die er schrieb, mit enthusiastischer Verehrung begrüsste.

Alles dies aber sind Möglichkeiten. Irgend etwas Sicheres über ihr Verfahren wissen wir nicht, und hätten wir Grund, ihr zu widersprechen, so würden wir ohne weiteres annehmen, dass sie sich geirrt. Ihre Angaben können streng genommen von vornherein nicht als Zeugnisse, sondern nur als Vermutungen gelten. Aber ein Blick auf die Recensionen, welche sie selbst mit ihrer eigenen Schrift und ohne Schwanken Herder zuerkennt,

lehrt, dass wir es mindestens mit wohlbegründeten Vermutungen und daher vielleicht mit bestimmten Erinnerungen oder positivem Wissen oder richtigen Schlüssen aus positiven Daten zu thun haben.

Gehen wir von Nr. 60, als der bestbezeugten Recension, aus, nehmen wir die von Goethe und Petersen bezeugte Nr. 54 hinzu, erwägen wir Nr. 61 (Semler), 64, 69, worin Caroline und Passavant, 77, 84, 85, worin Caroline und Petersen einig sind, und endlich 87, wo Caroline allein steht, so erkennen wir überall dieselbe Feder und unzweifelhaft Herders Feder. Wie gewaltig prophetenhaft redet er über die Weltgeschichte, über Römertum, Byzantinismus und Gegenwart, über das Evangelium Johannis und den Orient, über Philologie und Philologen, über Spekulation und den 'gesunden Sinn an der Wahrheit!' Wie verständnisinnig begrüsst er die schottische 'Philosophie der Gestalten und Veränderungen des menschlichen Geschlechts nach Maasgabe der Geschichte und Erfahrungen' (506, 34 ff.)! Wie erhebt ihn der Blick auf die ursprünglichen Zustände der alten 'heiligen Zeit' (354, 10 ff.)! Polemik gegen Iselin (507, 20), Sympathie für das Mittelalter (509, 15 ff.), Polemik gegen die kühle historische Objektivität (509, 33 ff.), ein sympathisches Citat aus Hamann (562, 4 ff.), Polemik gegen Hume, gleichsam Vorspiel der späteren gegen Kant (559, 30. 560, 1. 561, 9) — überall die deutlichen Spuren des damaligen Herder! Aber was bedarf es einzelner Nachweisungen, wo Sinn und Geist und Stil, wo alles ihn verrät! 'Es kennt Dich ja jedermann an Deinen Adlersfittigen, Herr Adler!' sagen wir wenigstens hier mit Caroline. Nur eins ist zu beachten: man unterscheidet zwei Manieren des Ausdrucks, die eine, worin er sich seinem ganzen Ungestüm überlässt, die andere, wo er ihn mässigt, so weit er vermag; die eine, wo das Reden in Lallen überschwankt, die andere, wo er hübsch an der Erde zu bleiben und sich deutlich zu machen sucht. Jene wird äusserlich schon durch einen Ueberfluss dop-

pelter Gedankenstriche verraten (die ihm übrigens an sich gar nicht allein eigentümlich sind); innerhalb dieser sind sie in der Regel wenigstens nicht doppelt. Es kommt für die kritische Untersuchung auf dasselbe hinaus, wenn Herder seinen aufgeregten Stil um die Mitte 1772 künstlich gebildet hat (Suphan 6, XVII) und wir den ruhigeren Fluss der Rede für den ihm natürlicheren halten müssen. Aber auch Merck kann von der Erlaubnis zu mildern, die Herder ihm erteilte, wohl zuweilen Gebrauch gemacht und dadurch Herders Autorschaft für uns fast oder gänzlich unerkennbar gemacht haben.

Jedenfalls gewinnen wir die acht genannten Recensionen mit Sicherheit für Herder, und ich wage zu behaupten, dass einige davon zu den grossartigsten Denkmälern seiner geistigen Entwickelung und durch den begrenzten Umfang, durch das Leben, das sie durchströmt, zu den erfreulichsten gehören! Ich brauche den Kundigen nicht zu sagen, dass ihnen eine so hohe Bedeutung insbesondere deshalb beiwohnt, weil sie am Eingange von Herders eigentlicher Sturm- und Drangzeit stehen.

Da nun Passavant vier Nummern von den fünfen, die er Herder mit Gewissheit zuschreibt, richtig getroffen hat, so sind wir seinem Votum für Nr. 34 (Michaelis, Mosaisches Recht — an der Spitze der Nummer!) die genaueste Prüfung schuldig. Und das Resultat der meinigen ist, dass ich ihm, Heyne (oben S. XXXVIII), Haym (Herder 1, 482, Anm. 1) und Suphan (Herders sämtl. W. 6, XII) beistimme. Die Gründe ergeben sich so sehr von selbst aus Inhalt und Stil, aus Vergleichung mit der zweiten Recension über Michaelis und mit der anonymen Polemik gegen ihn 402, 37 ff., dass ich sie nicht einzeln aufzuzählen brauche. Die doppelten Gedankenstriche stehen da, aber der Ton ist etwas ruhiger und mässiger, als in den ungestümsten Recensionen. Der Kern der Kritik, der Kampf gegen den seichten Pragmatismus, der alles ‘im

Geiste unsres Jahrhunderts behandelt', die Forderung, rechtliche Institutionen aus dem orientalischen Geist der Zeit, des Volks, der Sitte zu erklären (222, 19 f.) und sich dabei den Geist der Nation, das wahre Gefühl einer Zeit, eines Klima, eines Volks, die wahre Philosophie eines Gesetzgebers im grossen (223, 36 ff.) zu vergegenwärtigen — dieser Kern ist so Herderisch wie möglich und so Herderisch wie die Schale.

Auch diese neunte Recension mithin möchte ich hinzufügen, obgleich Caroline das Votum Passavants hier augenscheinlich ablehnte. Die Recension in Nr. 34 vom 28. April wird zu denen gehören, über die sich Merck im Anfang April freute (Nachl. 3, 229). Die erste Recension, welche Caroline anerkennt, ist vom 7. Juli! Unmöglich, dass Merck Herderische Recensionen — und diese! — ein Vierteljahr lang liegen gelassen hätte! Ich habe früher auch eine kurze Recension über eine Pindarübersetzung vom 1. Mai (232, 30; allerdings nicht an der Spitze des Blattes!) Herdern zugewiesen (Rundschau 17, 72 Anm.) und möchte trotz dem auch hier verhältnismässig ruhigen Ton an dieser Ansicht festhalten.

Aber hat Merck Herderische Recensionen auch nur vom Anfang April bis Ende April liegen lassen? Redet Herder, den die Belobigung Schlözers in Nr. 16 (vom 25. Februar) geärgert hatte (oben S. X), nicht schon am 10. April (S. 187) als 'ein Recensent, der auch Jahre mit dergleichen Ideen umgegangen' über Erziehung und gegen Schlözer? Ich werfe die Frage nur auf; denn ich gehe in dieser Einleitung nicht auf Entdeckungen aus. (Suphan ist unabhängig auf dieselbe Ansicht gekommen.)

Caroline hat ihre Aufmerksamkeit merkwürdiger Weise hauptsächlich dem Ende des Jahrganges zugewendet, vielleicht in allgemeiner Erinnerung, dass Herder nicht von Anfang an mitgearbeitet. War die erste Hälfte des Jahrganges in Herders Bibliothek verloren gegangen und

sonst in Weimar nicht aufzutreiben? Konnte sie deshalb über die erste Michaelisrecension sich nicht entscheiden? Genug, sie führt zweifelnd noch Horazens Episteln aus Nr. 89, die Schrift von Hemsterhuys aus Nr. 91 und die *Essays on Song-writing* aus Nr. 94 an. Sie könnten Herdern nur unter der Annahme der Selbstverleugnung im Stil oder einer Merckschen Umschrift zugetraut werden. Dass Caroline nach Stilgefühl und nicht nach einer Art von Ueberlieferung geurteilt habe, wird hier sehr zweifelhaft. Im Inhalte spricht nichts gegen Herder und einiges für ihn. Namentlich die letzte Recension (in der auch Seuffert, ohne von Carolinens Angabe zu wissen, Herder zu erkennen glaubte) enthält bedeutende Bemerkungen und muss aus einem Kopfe stammen, der über die Theorie der Lyrik selbständig nachgedacht, sich eine Uebersicht des Vorhandenen verschafft hat und mit den poetischen Leistungen des Orients zu rechnen gewohnt ist. Auf Hemsterhuys aber wurden wir schon oben (S. XLII), indem wir die äusseren Zeugnisse verfolgten, geführt. Und so möchten wir auch für Horaz uns Caroline anschliessen.

Aber so achtungsvoll wir den Vermutungen Carolinens begegnen müssen, so wertlos sind die Vermutungen Passavants: denn 'Nr. 43 Klotz' ist von Goethe. 'Nr. 66. Predigten' d. i. Dodd, übersetzt von Velthuysen (S. 433) wurde auch in Lemgo Herder zugeschrieben, wie er selbst meldet (Merck-Br. 1, 42) und zwar, wie es scheint, mit Recht, gleich den Recensionen über Benzler (S. 280) und Devisen (S. 321). Ferner 'Nr. 32. Pütter' d. i. 'der einzige Weg zur Glückseligkeit' (S. 210), 'Nr. 34. Unterricht' (S. 225), 'Nr. 41. Gleim' (S. 272), 'Nr. 71. Schirach' (S. 466), 'Nr. 78. Purmann' (S. 513) — nirgends eine sichere Spur Herders und manches, was gegen ihn spricht! Nur Nr. 34, wesentlich über Homer, erwägenswert. Redet Herder etwa auch 256, 36. 296, 1. 342, 35. 357, 5 (vielleicht nicht er allein). 369, 5. 418, 12. 439, 36. 476, 24. 498, 35. 500, 3.

505, 11. 510, 33? Andere Vermutungen sogleich in dem Verzeichnis wirklicher oder vermeintlicher Goethescher Beiträge!

Passavant fördert uns mit seinem Vielleicht über Goethe ebenso wenig wie mit seinen Mutmassungen über Herder. Gleich 'Nr. 8. Klopstock' ist von Merck (oben S. XLIII), 'Nr. 66. Lavater' von Schlosser (oben S. XLVIII), aber 'Nr. 85. Die Dichter' von Jacobi (S. 562) und 'Nr. 87. Rammler' (S. 575) mögen immerhin geprüft werden.

Wie schade, dass uns Passavant, Goethes Reisegenosse in der Schweiz, bei der Reise durch die Frankfurter gelehrten Anzeigen und dem Suchen nach Goethes Spuren nicht als kundiger Führer begleiten kann. Denn auch für Goethe müssen wir suchen! Es kann bei ihm wohl noch viel weniger von einer Ueberlieferung die Rede sein, als bei Herder.

Goethe hatte, wie wir sahen (S. XXVII), von Fritz Schlosser die Jahrgänge 1772 und 1773 der Frankfurter gelehrten Anzeigen erhalten, nachdem er im allgemeinen um die 'ersten Jahrgänge' gebeten. Er zog daraus (nach den Tag- und Jahresheften Abs. 840 Biederm.) im Jahre 1813 die Recensionen aus, welche 'ganz oder zum Theil' ihm gehörten. Sie dienten ihm, da er den dritten Teil von Dichtung und Wahrheit schrieb, als Dokumente seiner Frühzeit. 'Auszüge von Stellen (verspricht er 1814 DW. 3, 98 L.), an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen.' Die 'ähnlichen Aufsätze' werden die Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung sein, welche hinter denen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen im 33. Bande der Ausgabe letzter Hand (1830) folgen. Goethe hatte von diesen, vermutlich gleich 1813, Abschriften fertigen lassen, stellte aber am 11. Juni 1823 Eckermann die Aufgabe, aus den beiden vollständigen Bänden der Frankfurter gelehrten Anzeigen seinen Anteil herauszufinden und über den Abdruck der-

selben in den Werken ein Votum zu geben, ob die Sachen überhaupt, ob sie mit Veränderungen oder unverändert mitzuteilen wären (Eckermann, 3. Aufl. 1, 30). In einem Brief aus Marienbad nennt er Eckermanns Thätigkeit jedoch eine redigierende (ibid. 34). Was Eckermann also eigentlich sollte und was er wirklich leistete, wird nicht klar. Man könnte sich denken, dass seine Ausscheidung eine Kontrole für Goethes eigene frühere herstellen sollte. Aber er selbst wenigstens sagt nichts davon. Der Abdruck erfolgte fast ohne Aenderungen, nur dass z. B. Absätze eingeführt, veraltete Wortformen durch die üblichen ersetzt, auch gelegentlich die Syntax korrigiert wurde. Vgl. indessen unten zu Nr. 18 und hinter Nr. 88. Goethe macht Boisserée am 3. Juli 1830 (Sulpiz Boisserée 2, 530) besonders auf diese Recensionen aufmerksam, indem er u. a. sagt: 'Ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor; denn ich erinnere mich ja nicht mehr, dass ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfahre es nunmehr als eine entschiedene Neuigkeit'...

So viel ergibt sich klar aus Goethes Aeusserungen, dass er sich gegenüber seinen alten Aufsätzen ungefähr in derselben Lage befand, wie Eckermann, d. h. dass ihn beim Wiedererkennen nicht Erinnerung, sondern philologische Vermutung leitete. Es kann ihm hier und da Erinnerung zu Hilfe gekommen sein; aber dass sie ihn auch täuschte, lässt sich beweisen.

Band 33 der Ausgabe letzter Hand enthält folgende Recensionen, die schon bei Nicolovius, Ueber Goethe (Leipzig 1828) S. 17 mit einer irrtümlichen Abweichung (Biedermann, Goethe-Forsch. S. 324 f.) bezeichnet waren:

Nr. 12. der Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772: Sulzer, Allgemeine Theorie der schönen Künste (Neudruck S. 75). Ist von Merck (oben S. XLIII).

Nr. 15. (Unzer und Mauvillon,) Ueber den Werth einiger deutschen Dichter (S. 98). Ist von Merck (oben S. XLIII).

Nr. 73. Seybold, Schreiben über den Homer (S. 480).

Nr. 74. Franken zur griechischen Litteratur (S. 491).

(Robert Wood, Versuch über das Originalgenie des Homer — aus dem Jahrgang 1773.)

Nr. 101. Sulzer, Die schönen Künste (S. 664).

Nr. 18. S. (Schummel,) Empfindsame Reisen durch Deutschland (S. 118). Ausgelassen Neudr. 118, 31 bis 119, 19; 119, 29—121, 37 und zum Schluss wieder hinzugefügt 118, 31—119, 8.

Nr. 26. (Kretschmann,) Die Jägerin (S. 172).

Nr. 46. Blum, Lyrische Gedichte (S. 305).

Nr. 35. Braun, Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen (S. 230).

Nr. 70. Gedichte von einem polnischen Juden (S. 461). Ist für Goethe bezeugt (oben S. XLV).

Nr. 74. Cymbeline (S. 492).

Nr. 31. Neue Schauspiele (S. 205).

Nr. 78. Zwey schöne neue Mährlein (S. 518).

Nr. 13. Fräulein von Sternheim (S. 85).

Nr. 86. (Wieland,) Der goldene Spiegel (S. 565).

Nr. 91. Musenalmanach, Göttingen 1773 (S. 603). Ist von Merck (oben S. XLIII).

(Lustspiele ohne Heirathen — aus dem Jahrgang 1773.)

(Beyträge zur deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen — ebenso.)

(Theateralmanach für das Jahr 1773 — ebenso.)

(Die Lieder Sineds des Barden — ebenso.)

Nr. 27. Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung (S. 174).

Nr. 49. Bahrdt, Eden (S. 319).

Nr. 72. Münter, Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee (S. 473).

Nr. 88. Aussichten in die Ewigkeit (S. 579). Ist für Goethe bezeugt (oben S. XLV).

(Lavater, Predigten über das Buch Jonas — aus dem Jahrgang 1773. Die letzten nur Inhalt angebenden Sätze hinter der Empfehlung des Buches sind weg-

gelassen, vgl. J. Goethe 2, 498, Z. 16: was nach dem Worte 'Ueberzeugung' folgt.)

Nr. 103. Alexander von Joch, Ueber Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen (S. 678).

(Herrn Hollands Philosophische Anmerkungen über das System der Natur — aus dem Jahrgang 1773.)

Nr. 41. Sonnenfels, Ueber die Liebe des Vaterlandes (S. 269).

Nr. 86. Charakteristik der vornehmsten Europäischen Nationen (S. 569).

(Johann Jacob Mosers Neuste kleine Staatsschriften — aus dem Jahrgang 1773.)

Nr. 74. Die erleuchteten Zeiten (S. 490).

Nr. 43. Hausen, Leben und Charakter Klotzens (S. 284). Ist für Goethe bezeugt (oben S. XLV).

Nr. 50. Lobrede auf F. K. K. von Creuz (S. 331).

Nr. 23. (Wieland,) Gedanken über eine alte Aufschrift (S. 151).

Es ist vollkommen klar, dass Goethe diese Recensionen in sachliche Gruppen geordnet hat: erst allgemein Aesthetisches mit griechischer Litteratur; dann deutsche Litteratur der Gegenwart, Gedichte, Dramen, Romane u. dgl.; hierauf Theologie; ferner Philosophie und Jurisprudenz; zwei Aufsätze über Gelehrtengeschichte; endlich, mit Absicht an den Schluss gestellt, Wielands Gedanken über eine alte Aufschrift. Die Aufschrift lautet nämlich: 'Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmerts mich.' Und die Recension schliesst: 'Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausenden haben sie kaum zween.' Die Recension fügt sich vortrefflich an die beiden vorangehenden und ist gewissermassen ein Denkmal Wielands.

Aus den Werken Goethes darf keine dieser Recensionen verschwinden; sie müssen darin bleiben in der Ordnung, die ihnen Goethe gegeben hat. Was die Herausgeber abzuziehen haben, das mögen sie in einer

Vorrede bezeichnen und, was sie hinzufügen zu müssen glauben, in einem Anhang mitteilen. Denn der Untersuchung über Echtheit und Unechtheit sind allerdings keine Schranken gesetzt.

Betrachtet man die Reihenfolge der Goetheschen Auszüge näher, so zeigt sich, dass sie innerhalb der ersten Abteilung den Nummern des Jahrganges 1772 folgen; bloss Wood ist eingeschoben und zwar nicht, wie man erwarten sollte, dicht hinter Seybold: vielleicht nur weil Seybold und Franken hinter einander auf demselben Bogen geschrieben waren oder sonst aus irgend einem äusseren Grund. In der zweiten Abteilung ist die Ordnung unterbrochen durch Nr. 35 (oder 46), 31, 13 — etwa durch Eckermann vorgeschlagen und von Goethe acceptiert? Nr. 31 ist an die Seite eines Dramas, Nr. 13 an die Seite eines Romanes gestellt, Nr. 35 weniger passend untergebracht. Die theologischen Sachen folgen der zahlenmässigen Ordnung ohne Unterbrechung. Der Rest enthält sehr Verschiedenartiges, vielleicht kleine sachliche Gruppen (Nr. 103 f. Ethik; Nr. 41 ff. Politik; Nr. 74 für sich als Uebergang; Nr. 43 ff. Gelehrtengeschichte). Doch wird der Versuch, in die Principien von Goethes Anordung einzudringen, um so unsicherer, je subtiler die Erwägungen werden müssen, zu denen man greift. Darum sei auch gar nichts hieraus gefolgert. Selbst wenn sich beweisen liesse, dass Eckermann an der Auswahl Anteil gehabt, so könnte er ja doch glückliche Griffe gethan haben, und man wäre immer auf die eigene Kritik zurückgewiesen.

Solche Kritik muss entschieden eintreten. Goethe hat sich drei Recensionen zugeschrieben, welche für Merck bezeugt sind; und nur drei von den Recensionen, die er sich selbst beilegt, sind für ihn gleichzeitig bezeugt. Er hat sich ferner Recensionen aus dem Jahrgange 1773 zugeschrieben, an welchem weder er noch seine Freunde teilnahmen. Hierüber hat Herr v. Biedermann (Goethe-Forschungen S. 320 ff.) eigentlich ab-

schliessend gehandelt: nur dass er selbst an den Konsequenzen der von ihm gesammelten Zeugnisse wieder irre wird. Diese Zeugnisse verbieten allerdings nicht unbedingt, nach Goetheschen Recensionen innerhalb des Jahrganges 1773 zu suchen: wenn er mit Deinet noch verkehrte (J. Goethe 1, 344), wenn er im Interesse Deinets, wie wir oben (S. XXV) sahen, nach Leipzig schrieb, so konnte er auch gelegentlich dem Verleger zuliebe eine Anzeige schreiben: nur dass er sich dann in recht schlechte Gesellschaft begab, nur dass er dann etwas that, worüber er sich seinen Freunden und ehemaligen Mitarbeitern gegenüber zu entschuldigen hatte! Ja, nicht bloss im Jahrgang 1773, sondern mit demselben Recht auch in den Jahrgängen 1774 und 1775 kann man nach ihm suchen. Aber wahrscheinlich ist es nicht, dass man ihn finden werde; und in jedem einzelnen Falle müsste der schärfste und ein unwiderleglicher stilistischer Beweis geführt werden, dass die betreffende Recension nur von ihm und keinem andern herrühren könne. R. M. Werner hat im Goethe-Jahrbuch 4, 360 ff. für Goethe einen kurzen Abschnitt, anscheinend einen Zusatz zur Arbeit eines andern Recensenten, in Anspruch genommen, von dem er sich selbst nicht verhehlt, dass 'der Stil vielleicht etwas von Goethes sonstiger Schreibart abweicht', von dem ich sagen muss, dass der Stil für Goethe zu niedrig ist. Und 'bestimmt' will er Goethe die Recension von Andrés Operette 'der Töpfer' (vom 2. November 1773 S. 725 f.) zuschreiben, weil angeblich die Gedanken mit einer brieflichen Beurteilung Goethes (J. Goethe 1, 394 f.) übereinstimmen und in der gleichen Reihenfolge vorgetragen werden. Aber die Uebereinstimmung ist gar nicht so gross. Der Recensent der Frankfurter gelehrten Anzeigen lobt den Text und meint, er sei mit der Musik zugleich entstanden, während Goethe sein Lob auf die Musik beschränkt und ausdrücklich erklärt: 'Das Stück ist um der Musick willen da, zeugt von

der guten menschenfreundlichen Seele des Verfassers ... Hier und da ist eine gute Laune doch würde seine Einformigkeit sich ohne Musick nicht erhalten.' Damit vergleiche man den Satz des Recensenten: 'Eben so macht auch die angenehme Laune, das Salz, und gefälliger Witz, den Dialog unterhaltend, und dem Geist und Herzen des Verf. Ehre.' Ein gewisser Anklang ist wohl vorhanden; aber der Recensent lobt unbedingt, wo Goethe tadelt. Der Recensent sagt ferner: 'Die Melodien sind leicht, singbar nach den Kehlen unsrer Operettensänger eingerichtet, das Akkompagnement ist stark, ohne überladen zu seyn, und besonders wohl gelingt dem Verf. der Gebrauch blasender Instrumente. In allen diesen Rücksichten muss es dem Publiko angenehm seyn, dass er sich entschlossen hat, die ganze Partitur herauszugeben, welches schon wirklich in sehr sauberem und richtigem Stich geschehen ist.' Das könnte allerdings aus Goethes Worten zusammengezogen sein, deren ich gleich die bezeichnenden aushebe: 'Die Musick selbst ist auch mit vieler Kenntniss der gegenwärtigen Kräffte unsrer Theater komponirt. Der Verfasser hat gesucht richtige Deklamation, mit leichter fliessender Melodie zu verbinden ... Um nun dabey das Ohr nicht leer zu lassen, wendete er all seinen Fleis auf Akkompagnement, welches er so vollstimmig und harmonisch zu sezen suchte als es ohne Nachteil der Singmelodie thunlich war. Zu dem Ende hat er offt Blasinstrumente gebraucht, und manchmal eins von diesen *unisono* mit der Singstimme gesetzt, damit sie dadurch verstarckt und angenehm werde ... Dass er die ganze Partitur hat stechen lassen billig ich ...' Die Aehnlichkeit scheint mir nicht gerade niederschmetternd. Der Töpfer war in Frankfurt aufgeführt worden: man kann unzähligemal nach Theatervorstellungen von ganz verschiedenen Leuten wörtlich dieselben Urteile hören. Dergleichen trägt sich mündlich herum; und ist es denn so verwunderlich, wenn zwei Beurteiler einer Operettenpartitur

zuerst vom Text und dann von der Musik, innerhalb der Musik zuerst von der Melodie und dann vom Accompagnement, von diesem aber zuerst im allgemeinen und dann im besonderen sprechen und schliesslich ihre Befriedigung darüber ausdrücken, dass die Partitur überhaupt erschienen ist? Aber glaubt man hiermit nicht auszukommen, so würde es doch genügen, Goethe einen persönlichen Einfluss auf die Recension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen zuzuschreiben, wie er durch den fraglichen Brief auf eine Recension im Merkur einwirken wollte. Er mag schriftlich oder mündlich, und eher das letztere als das erstere, dem Recensenten oder einem Vermittler sein Urteil vorgesagt haben. Und scheint es nicht an einem Punkt wenigstens, als ob der Recensent seine Lektion schlecht gelernt habe? Was Goethe von den Blasinstrumenten sagt, ist vollkommen deutlich und hat guten Sinn. Was der Recensent davon sagt, ist leer und nichtig, ja eigentlich dumm, wenn er dasselbe meint, was Goethe hervorhebt. Kann also Goethe hier reden? Aber auch, was Werner selbst schon andeutet, ist möglich: die Recension war am 2. November erschienen, Goethe schrieb am 23. November: er mag unbewusst sich an die Recension angelehnt oder auch dieselbe geradezu vor sich genommen haben, um sein eigenes Urteil bequemer zu entwickeln. Und ein solches Verfahren lag ihm besonders nahe, wenn er die Recension seiner Zeit inspiriert hatte. Kurz, der Möglichkeiten sind viele, um sich auch eine nicht zufällige Uebereinstimmung zu erklären. Das entscheidende bleibt immer, dass die Frankfurter Recension nirgends Goethes Hand verrät.

Wenn nun Werner wünscht und auch andere schon den Wunsch geäussert haben, es möge der Jahrgang 1773 der Frankfurter gelehrten Anzeigen, wie der von 1772, durch einen Neudruck allgemein zugänglich gemacht werden, so frage ich zunächst: warum nicht ebenso die Jahrgänge 1774 und 1775? Jedenfalls aber würde ich mit einem Unternehmen nichts zu thun haben

mögen, welches die kritischen Sudeleien eines Bahrdt, Deinet und ihrer fast durchweg mittelmässigen oder weniger als mittelmässigen Helfershelfer unserem Publikum von neuem aufzutischen wagte.

Jeder unbefangene Leser muss noch heute empfinden, was alle urteilsfähigen Zeitgenossen sofort empfanden, dass der Jahrgang 1773 gegen seinen Vorgänger weit zurücksteht. Bei allen Versuchen, die Kontinuität aufrecht zu erhalten und direkt die frühere Manier nachzuahmen, sind doch nur schwache Produkte herausgekommen. Die schöne Litteratur tritt zurück. Die lakonischen Epigramme hören auf oder werden ungesalzen. Ueber Kupferstiche wird nicht mehr gesprochen. Der freie humane Geist überhaupt ist verschwunden und macht von vornherein dem akademischen Zunfttreiben Platz. Man sehe nur die ersten Nummern! Wie da alles sich um Bahrdt dreht, wie seine Freunde gelobt, seine Feinde getadelt werden! Nr. 1 wird eröffnet durch eine Anzeige der Kritiken über die Michaelissche Bibelübersetzung, die sich in Nummer 2 fortsetzt. Verfasser dieser Kritiken war Bahrdt. Im zweiten Artikel des ersten Blattes wird der Jurist Koch in Giessen über den grünen Klee gelobt: er war Bahrdts Kollege und Freund, und es wurde auf Recensionen von ihm gerechnet, die vermutlich auch vorhanden sind. Im zweiten Blatt geht es über den Professor Schulz in Giessen her: kollegiale Liebenswürdigkeit! Im dritten Blatt über den Prediger Schwarz in Giessen: ebenso! Im vierten Blatt über den Professor Ouvrier in Giessen: desgleichen! Und welche Mühe hat die Redaktion, ihre Nummern zu füllen! Wie merkt man überall die kläglichste Armut! Wie eng ist der Gesichtskreis geworden! Und nichts als theologische Interessen!

Auch wenn wir nicht die 'Briefe an Bahrdt' besässen, auch wenn Goethes eigene briefliche Zeugnisse nicht eine unwiderlegliche Sprache sprächen: so würde uns das Journal selbst auf allen Seiten erzählen, dass

das fette Jahr vorbei ist und ein mageres begonnen hat. Nicht eine Zeile Manuskript aus dem Mitarbeiterkreise von 1772 ist dem Verleger geblieben. In jedem Winkel dieses Hauses weht eine andere Luft. An jedem Stücke, das Goethe sich zuschreibt, mache ich mich anheischig zu beweisen, dass und warum es nicht von ihm herrühren könne. Wie sollte Goethe z. B. die Beyträge zur deutschen Lectüre S. 113 angezeigt haben, unmittelbar nachdem in dieser und der vorangehenden Nummer Schlossers Katechismus für das Landvolk von allen Seiten benergelt worden war. Man sieht, dass der Verleger auf Schlosser und seine Freunde keine Rücksicht mehr nahm, d. h. nichts mehr von ihnen erwartete. Nichts ferner in den schönwissenschaftlichen Recensionen erhebt sich über das Niveau der Leistungen, die man auch einem Christian Heinrich Schmid zutrauen kann. Und zum Teil dürfte er wirklich der Autor sein. Man vergleiche z. B. die Recension des Theateralmanachs (J. Goethe 2, 486) mit der Recension in (Schmids) Leipziger Musenalmanach für 1774 S. 19. Die Abweichungen sind absichtlich, aber die Uebereinstimmungen verraten ihn. Dort und hier der Abdruck aus Sulzer getadelt. Dort und hier der Wunsch nach mehr Programmen von Noverreschen Balletten. Dort und hier die eingehende Berichtigung des Verzeichnisses der 'Theatraldichter' (wie würde Goethe sich auf dergleichen eingelassen haben!). Dort und hier die Verurteilung der 'Urteile' über die aufgeführten Stücke. Und wenn er hier einen 'schmutzigen Ausdruck' nicht nachschreiben mag, so erfahren wir dort, dass es sich um das Wort 'genothzüchtiget' handelt. Man mag ausserdem die Recensionen über Woods Homer, über die Beyträge zur deutschen Lectüre und über die Lieder Sineds im Musenalmanach S. 9, 41, 63 mit den betreffenden von Goethe in Anspruch genommenen Kritiken vergleichen: es zeigt mindestens die über Denis-Sined Verwandtschaft, und Goethe urteilte über die Barden ganz anders! Die Bemerkung gegen

Michaelis (J. Goethe 2, 494) ist ganz in Bahrdts Sinne, der sich fortwährend an dem Göttinger Kollegen und Konkurrenten reibt: wie sollte sich aber Goethe auf eine solche Erbärmlichkeit eingelassen haben!

Goethe kannte seinen Jugendstil nicht, wie wir ihn kennen. Er hat keine methodische Untersuchung angestellt, um seine Beiträge aufzufinden. Der blosse Umstand, dass ihm die zwei Jahrgänge 1772 und 1773 übersandt worden waren, mochte ihm genügen, um auch in dem zweiten nach seinem Anteil zu suchen. Und wie er dazu kam, sich einzelne Aufsätze zuzuschreiben, errät man leicht. Fast durchweg waren es sachliche Gründe, Anknüpfungen an den Jahrgang 1772, scheinbare Fortsetzungen der dort hervortretenden Tendenzen (vgl. Minor, Studien S. 115 f.), die ihn bestimmten. Von Schummel, dem Verfasser der Lustspiele ohne Heiraten, war auch dort die Rede. Aus den Beyträgen zur deutschen Lectüre leuchtete Goethe vielleicht der Name Schiebeler entgegen, mit dem er in Leipzig zusammen war, oder er dachte so bescheiden von seinem damaligen Witze, um sich den Eingang zuzutrauen. Johann Jakob Mosers Staatsschriften mögen um des Verfassers, Wood über Homer mag um des Gegenstandes willen, die Lieder Sineds mögen um Ossians willen aufgenommen sein. Hollands Anmerkungen über das *système de la nature* fügten sich gut an eine Stelle in Dichtung und Wahrheit an (vgl. Hempel 29, 96). Lavaters Predigten über das Buch Jonas stimmten zu dem Citat im 'Werther'. Aber gerade diese letztere Recension ist sicher von Bahrdt, wie aus den Briefen Deinets erhellt (Br. an Bahrdt 2, 161; schon von Biedermann bei Hempel 29, 89 angeführt, aber mit anderen Stellen, welche sich darauf beziehen, dass das Buch von Deinet mit verlegt wurde; Minor, Studien 114 f. will leider auch Goetheschen Anteil erkennen).

Unter den Beiträgen zum Jahrgang 1773, die sich Goethe zuschreibt, ist mir nur einer merkwürdig: die

Recension über den Wiener Theateralmanach für 1773. Es findet sich nämlich im Jahrgang 1772 Neudruck 218 eine Recension über ein Buch, das ebenfalls Theaternachrichten aus Wien enthält, und ich möchte schwören, dass diese Recension von Goethe herrührt. Bedenke ich nun, dass bei Nicolovius S. 18 eine Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Enewold Brandt aus dem Jahrgange 1773 als Goethesche Recension angeführt wird statt der Struensee-Recension des Jahrganges 1772, und schliesse ich daraus, Herrn von Biedermann (Forsch. 336 vgl. 345) folgend, mit Recht, dass Goethe etwa nur kurze Titelangaben als Weisungen für den Abschreiber notierte, dass dabei Verwechselungen vorkommen konnten und wirklich vorkamen: so liegt der weitere Schluss nahe, dass eine solche Verwechselung bei Struensee bemerkt, bei den Theaternachrichten aus Wien jedoch übersehen wurde. Auch dies jedoch möchte ich für einen sicheren Schluss nicht ausgeben. Die inneren Merkmale, die für Goethe sprechen, fallen stets mehr ins Gewicht, als solche nicht unmögliche Möglichkeiten.

Die Frankfurter gelehrten Anzeigen selbst endlich legen im Beginne des Jahrganges 1774 in einer Recension der Schlözerschen Antikritik gegen Herder, die wir kennen (oben S. XL), noch einmal das bestimmteste Zeugnis dafür ab, dass mit 1773 der Kreis der Mitarbeiter sich wesentlich veränderte. 'Uns andere, die wir an diesen Zeitungen seit dem 1 Januar 1773 arbeiten', sagt der Recensent S. 3, 'werden aufmerksame Leser ohnedem nicht beschuldigen, dass wir die Einrichtung und den Ton der ersten Verfasser zum Muster genommen hätten.' Und über diese Vorgänger urteilt er wie folgt (S. 1): 'Die Verfasser des ersten Jahrganges unsrer gelehrten Zeitungen waren doch zum Theil ganz besondere Leute — Sie hatten so ihre eigene Art, schwatzten so ein wenig über die Bücher hin, nahmen sich hier und da etwas heraus, wobey sie sich an einem

Verfasser reiben konnten, schnitten und modelten an einer Recension so lange, bis sie einen Gedanken herausdrechselten, den sie gern anbringen w o l l t e n, und der oft dem hundertsten dabey nicht eingefallen wäre, und fragten gar nicht, wen sie vor sich hatten. Und nun noch der Ton oben drein! — Da waren denn freylich die meisten Gerichte, die sie dem Publikum von hieraus vorsetzten, von so neuem ungewöhnlichem Geschmack, so mit Hautgout durchwürzt, und für einen jeden andern, der nicht daran gewöhnt war, so äusserst unschmackhaft, dass es den Lesern nicht zu verdenken war, dass sie sich inzwischen, bis sie wieder kräftige nahrhafte Haussuppen zu kosten kriegten, lieber mit den dünnen Wasserbrühen behalfen, die in so vielen andern gelehrten Zeitungen aufgeschüttet wurden.' Man sieht, es ist ein völliger Bruch, und Goethe konnte mit den Köchen dieser 'nahrhaften Haussuppen' nichts mehr gemein haben.

Nach alledem scheint es festzustehen, dass wir uns einstweilen auf den Jahrgang 1772 beschränken dürfen, dass Goethes Angaben im allgemeinen nur den Wert von Vermutungen haben, dass wir innerhalb des ganzen genannten Jahrganges nach ihm zu suchen berechtigt sind und uns dabei auf die genaue Erwägung von Inhalt und Sprache stützen müssen.

Eine solche Untersuchung hier vorzunehmen, ist nun keineswegs meine Absicht. Ich habe es damit durchaus nicht eilig und möchte auch die jungen philologischen Heisssporne, die vielleicht schon ihre Federn zurecht legen, um uns mit den Resultaten ihrer Forschung über Goethes Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen zu beglücken, vor allzu prompter Mitteilung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Erkenntnisse warnen. Es steht eine Schrift von Dr. Konrad Burdach über die Sprache des jungen Goethe in Aussicht, welche sich auf alle Teile der Grammatik erstreckt; und da man auf Grund dieser Schrift über sehr viele Punkte sicherer

wird urteilen können, als vor dem Erscheinen derselben, so dürfte es sich empfehlen, eine neue Untersuchung über Goethes Autorschaft bis dahin zu versparen. Ohnedies wird es der Hauptvorteil gegenwärtigen Abdruckes sein, dass man ihn Jahre lang um sich haben, unter den verschiedensten Stimmungen dazu zurückkehren und die auftauchenden Vermutungen immer wieder prüfen kann. Ich wenigstens werde nicht anders verfahren und den Fachgenossen gerne den Vortritt lassen, auch mich freuen, wenn sie mir nichts zu entdecken übrig lassen. Jetzt will ich nur die bisher aufgestellten Vermutungen, so weit sie mir bekannt wurden, zur Bequemlichkeit der Leser hier verzeichnen, indem ich die Goethe gehörigen und die zweifelhaften, von ihm selbst in Anspruch genommenen oder ihm von neueren Forschern zugesprochenen oder zu ihm in Beziehung gesetzten Recensionen des Jahrganges 1772 mit Ausnahme der ihm schon nach äusseren Zeugnissen nicht gehörigen vollständig durchgehe und sie nach den vorangesetzten Seitenzahlen des Neudruckes ordne. Einige wenige Recensionen, in denen sich Goethe mit aller Deutlichkeit verrät, füge ich dem Verzeichnisse neu hinzu; und über seinen Anteil im allgemeinen gestatte ich mir zuletzt einige Bemerkungen, die weniger den philologischen Forscher, als den wissbegierigen Leser darüber orientieren sollen, in welchen Stücken er etwa Goethe sonst noch zu suchen hätte. Vermutungen, welche mir Seuffert mitteilte, habe ich erst berücksichtigt, nachdem meine eigene Arbeit abgeschlossen war, und dann an ihrem Orte notiert.

S. 85 (14. Februar) Fräulein von Sternheim, von Frau von La Roche. Goethe schreibt sie sich zu. Biedermann, Forsch. 331 spricht sie ihm ab. Vermutlich Merck, vgl. oben S. LIII.

86 (14. Februar) Usong, von Haller. Biedermanns Vermutung, Forsch. 344. 'Goethe selbst, wiewol ohne triftige Gründe, zugeschrieben': Ludwig Hirzel, Einl. zu

Hallers Gedichten CDXLIX Anm. Auf den Anfangssatz bezieht sich, wie Hirzel nachweist, Zimmermann, Einsamk. 4, 267 Anm.

98 (21. Februar) Ueber den Werth einiger deutschen Dichter, von Unzer und Mauvillon. Für Merck durch ihn selbst bezeugt (oben S. XLIII); also Goethes Vermutung seiner eigenen Autorschaft abzuweisen. Dass er indessen einigen Anteil daran hatte, wird aus den Worten 'Recensent ist Zeuge' 99, 21 gefolgert. Biedermann, Forsch. 333 vermutet Goethe in den Worten 'Er war nichts mehr als ein Bel Esprit' bis 'Männern zu sagen' (99, 15—99, 35). Worüber sich doch streiten liesse. Rein nach Stilgefühl geurteilt, würde man am ehesten in dem Satze 98, 35—99, 2 Goethe zu vernehmen glauben.

118 (3. März) Empfindsame Reisen durch Deutschland, von Schummel. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 333.

151 (20. März) Gedanken über eine alte Aufschrift, von Wieland. Goethes Vermutung. Von Biedermann, Forsch. 333 f. nicht unbedingt gebilligt. Die 'Aufschrift' selbst legt Goethe Wieland in den Mund als die letzten Worte von 'Götter, Helden und Wieland.' Vgl. Seuffert in der Zs. f. deutsches Alterth. 26, 275.

172 (31. März) Die Jägerin, von Kretschmann. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 334.

174 (3. April) Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung, von Haller. Goethes Vermutung. Verworfen von Biedermann, Forsch. 334. 344 f.: vielleicht eingereiht durch Verwechselung mit Hallers Usong S. 86. Minor, Studien zur Goethe-Philologie S. 110 findet darin Herderischen Einfluss. Schlosser? 176, 33 'warrlich'.

179 (3. April) Vermischtes Magazin, eine Wochenschrift, von J. Ch. Hasche. Citiert: Aus Goethes Frühzeit 32 ohne bestimmte Zuweisung. Seuffert stimmt für Goethe.

205 (17. April) Neue Schauspiele, aufgeführt zu Wien. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 334.

218 (24. April) Genaue Nachrichten von den Schau-

bühnen in Wien, von J. H. F. Müller. Goethe zugewiesen Rundschau 17, 68. Vgl. oben S. LXXVII.

230 (1. Mai) Fabeln und Erzählungen, von Braun. Goethes Vermutung. Verworfen von Biedermann, Forsch. 334. K. Lucae war so freundlich nachzusehen, ob ein 1768 erschienenes Programm von Waldin, '*Commentatio de notione et fine fabularum*', mit der hier entwickelten Theorie der Fabel Verwandtschaft zeige. Es ergab sich, dass eine solche Verwandtschaft nicht obwalte.

253, 14 (12. Mai) Die drei Apostel, nach Caravaggio, von Oeser gezeichnet, von Bause radiert. Goethe zugewiesen Rundschau 17, 66 f. Vgl. 565, 9—24, wo vielleicht auch Goethe, aber mit weniger ausgeprägter Manier, redet.

262 (19. Mai) *Mémoires pour servir à l'histoire du monde morale et politique.* Seufferts Vermutung. Auch ich hatte zweifelnd ein G. an den Rand geschrieben.

269 (22. Mai) Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 334.

284 (29. Mai) Leben und Charakter Klotzens, von Hausen. Durch Höpfner bezeugt (oben S. XLV). Von Goethe richtig erkannt.

285 (29. Mai) Canut der Grosse, eine Heldengeschichte. Biedermanns Vermutung, Forsch. 345. Unzweifelhaft richtig.

292 (2. Juni) Epistel an Oeser, von Riedel. Düntzers Vermutung, Frauenbilder 134. Gebilligt von Biedermann, Goethe und Leipzig 2, 35 f.; Forsch. 345; Hirzel, Neuestes Verzeichnis 7.

293 (5. Juni) *Hoppii Commentatio succincta.* Seufferts Vermutung.

297, 33 (5. Juni) Launen an meinen Satyr, von Riedel. Seufferts und meine Vermutung.

305 (9. Juni) Lyrische Gedichte, von Blum. Goethes Vermutung. Verworfen von Biedermann, Forsch. 335. Schlosser? 305, 29 'Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen.'

319 (19. Juni) Eden, von Bahrdt. Goethes Vermutung, gebilligt von Biedermann, Forsch. 335, während Minor, Studien 110 f. wenn auch nicht mit voller Entschiedenheit, Herder vermutet: was richtig sein dürfte.

331 (23. Juni) Lobrede auf Friedrich Karl Kasimir von Creuz. Goethes Vermutung. Von Biedermann, Forsch. 335 bezweifelt.

341 (30. Juni) Homers Iliade, von Küttner. Biedermanns Vermutung, Forsch. 345. Herder? Das war Seufferts und mein Eindruck.

345 (30. Juni) Gedanken über das Reichsgutachten die Getraidsperre betreffend, von Fischer. Oben S. LVI.

350 (3. Juli) Begebenheiten des Pyrrhus. Unzweifelhaft Goethe. Zu Z. 14 quoad formalia vgl. 540, 13 f. Die Parallelen zu 'emaillirt' Z. 9 und den Distelköpfen Z. 30 fallen jedem ein. Auch Seuffert erkannte hier Goethe.

377 (17. Juli) Erläuterung und Vertheidigung der natürlichen Ordnung in der Politik, von Schlettwein. Oben S. LVI.

379 (21. Juli) Erbauliche Betrachtungen über das Leben Jesu, von Goeze. O. Jahns Vermutung, Goethes Br. an Leipziger Freunde, zweite Aufl. 247 Anm. Wiederholt von Biedermann, Goethe und Leipzig 2, 20 (aber später nicht mehr). Gebilligt von Hirzel, Neuestes Verzeichnis 7. Bekämpft von Minor, Studien 109 f. Anm. Vermutlich von Bahrdt, vgl. oben S. L.

390 (24. Juli) Blauer Dunst in Gedichten, von G. F. Elsässer. Citiert Frühzeit 20 ohne bestimmte Zuweisung.

426 (14. August) Allgemeine Deutsche Bibliothek. Zum Teil unzweifelhaft Goethe.

446 (25. August) Idyllen, von Gessner. Bezeugt durch Schlosser (oben S. XLV). Vgl. Düntzer, Freundesbilder S. 12. Ohne Rücksicht auf Ludwig Hirzels entscheidende Mitteilung gebilligt von Biedermann, Forsch. 338. 346.

461 (1. September) Gedichte von einem polnischen Juden, von Behr. Bezeugt durch Höpfner (oben S. XLV).

Von Goethe richtig erkannt. Zur Apostrophe an den Genius vgl. das Herdersche Vorbild 355, 7.

466 (4. September) Magazin der deutschen Kritik, von Schirach. Citiert Frühzeit 29. 30. 31 ohne bestimmte Zuweisung. Wird aber im wesentlichen von Goethe herrühren, wenn auch 468, 23 ff. Schlosser geholfen haben mag.

473 (8. September) Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee, von B. Münter. Goethes Vermutung. Von Biedermann, Forsch. 336 gebilligt. Schlosser? 474, 23 'warrlich'. Dieser Recension 'die einen Rechtsgelehrten in Frankfurt zum Verfasser haben soll' gibt Petersen an Nicolai 6. November 1772 seinen Beifall (mitgeteilt von R. M. Werner, vgl. oben S. XXXVI). Auch Seuffert hatte sie Goethe abgesprochen.

479 (8. September) Wanderschaft eines Journalisten. Rundschau 17, 68 f.

480 (11. September) Schreiben über den Homer, von Seybold. Goethes Vermutung. 'Offenbar Goethisch' Biedermann, Forsch. 336. 'Mit Wahrscheinlichkeit Herder zuzuschreiben' Rundschau 17, 72 Anm. 'Unzweifelhaft Eigenthum Herders' Minor, Studien 94, der Herdern freilich auch den Wood aus dem Jahrgang 1773 zutraut. Ich meinerseits nehme meinen Zweifel an Goethes Autorschaft zurück.

490 (15. September) Die erleuchteten Zeiten. Goethes Vermutung, gebilligt von Biedermann, Forsch. 336.

491 (15. September) Franken zur griechischen Litteratur. Goethes Vermutung, gebilligt von Biedermann, Forsch. 336. 'Mit Wahrscheinlichkeit Herder zuzuschreiben' Rundschau 17, 72 Anm. Schwerlich! Wird Goethe bleiben müssen.

492 (15. September) Cymbeline, nach Shakespeare, von Sulzer. Goethes Vermutung, gebilligt von Biedermann, Forsch. 336.

501 (22. September) Meine Vorsätze, Folgen meiner Ueberzeugung, von J. G. Töllner. 'Die auf S. 604

(des Originals) vorkommenden Zusätze, die sich auf die in Nr. 72 abgedruckte Recension von Struensees Bekehrung beziehn, dürfen wohl auch Goethe zugeschrieben werden' Hirzel, Neues Verzeichnis 6. Biedermann, Forsch. 346, thatsächlich mit Hirzel vollkommen einverstanden, irrt, wenn er ihm die Meinung zuschreibt, die ganze Recension sei von Goethe, und irrt ebenso, wenn er den drei Sternchen (502, 29) die Bedeutung zuschreibt, als sollten sie die 'Nachschrift' von dem übrigen absondern. Vgl. zu 473. Auch hier redet wohl Schlosser, obgleich das Citat an sich nichts beweist.

518 (29. September) Zwei schöne neue Mährlein, von Zachariä. Goethes Vermutung. Gebilligt, doch nicht unbedingt, von Biedermann, Forsch. 336.

526 (6. Oktober) Allgemeine Deutsche Bibliothek. Mehrfach Goethes vornehm obenhin urteilende Art, besonders über Sonnenfels.

532, 12 ff. (6. Oktober) Diese Claude Lorrainschen Landschaften (vielleicht auch die vorhergehenden Kupferstiche) sind unzweifelhaft von Goethe — und wie herrlich! — beschrieben. Herman Grimm billigt meine Vermutung. Herr von Loeper, dem ich die Stelle vorlas, fühlte sich gleich an den 'Wanderer' erinnert. Und Seuffert, ganz unabhängig von uns, erkannte hier gleichfalls Goethe, indem er bemerkte: 'erinnert mich an den Wanderer'.

539 (13. Oktober) Joachims von Sandrart teutsche Akademie, von Volckmann. Sicher von Goethe. Vgl. oben S. XLVII. Ein wichtiges Dokument für die Geschichte seiner Kunstansichten.

553. 559. (20. und 23. Oktober) Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit, von J. Beattie. Biedermann, Forsch. 347 findet die Beurteilung im ganzen nüchtern, aber in 554, 31 bis 555, 13 eine den Zusammenhang zerreissende Unterbrechung und 'ein untrügliches Goethestück'. Ich sehe weder Nüchternheit noch Unterbrechung noch Goethe, sondern nur Herder.

Vgl. oben S. XXXV. LIX. LXII und Frühzeit 69 f. Herr von Biedermann legt zu grosses Gewicht auf die Ausrufungs- und Fragezeichen als Kennzeichen Goethescher Manier (Forsch. 328). Diese Aeusserlichkeit hat Goethe zuweilen mit Herder gemein; was ihn unterscheidet, ist der Fluss und Zusammenhang gegenüber Herders Abgerissenheit, die Rundung gegenüber Herders stockender, ungleicher Rede, die interessante Fortleitung gegenüber Herders ermüdenden Ableitungen, die leichte natürliche Grazie gegenüber Herders künstlich gepeitschter Schwerfälligkeit, das frohe Lächeln oder Lachen gegenüber Herders bösem Swiftischem Hohn, die innere Gelassenheit, der ruhige Künstlerblick bei allem hohem Seelenschwung gegenüber Herders dämonischer Unruhe und innerer Gährung, die Klarheit der Bilder, die für sich stehen und zur Ausführung einladen, gegenüber Herders Gedränge der Bilder, die sich einander stören und verdunkeln — und ausserdem freilich noch manches andere: — das uns übrigens im einzelnen Falle oft alles nichts hilft. Vgl. zu 480 und 491.

556 (20. Oktober) Unumstösslichkeit der natürlichen Religion. Citiert Frühzeit 26 ohne bestimmte Zuweisung.

562 (23. Oktober) Die Dichter, von Jacobi. Passavants Vermutung (oben S. LX). 'Enkratiten' 562, 35 wie 566, 18.

563 (23. Oktober) Die Kunst, ohne Misswachs theure Zeiten zu machen. Oben S. LVI.

565, 9 (23. Oktober) Rud. Aug. Schubart, nach Oesern von Bause. Vgl. zu 253, 14.

565, 26 (27. Oktober) Der goldene Spiegel, von Wieland. Goethes Vermutung. Abgewiesen von Biedermann, Forsch. 336. Ob mit Recht? Der Ausdruck 'den Verfasser schikaniren' auch 581, 35 (und 584, 13; vgl. 142, 10. 688, 26). Vgl. hierüber, wie über sämtliche von Goethe sich selbst zugeschriebenen Recensionen, welche Wielandische Schriften betreffen, Seuffert in der Zs. f. deutsches Alterth. 26, 264 ff.

569 (27. Oktober) Charakteristik der vornehmsten Europäischen Nationen, übersetzt von Ch. H. Schmid. Goethes Vermutung. 'Lässt Goethe nicht verkennen' Biedermann, Forsch. 337.

575 (30. Oktober) Lyrische Gedichte, von Ramler. Passavants Vermutung (oben S. LX). Merck?

579 (3. November) Aussichten in die Ewigkeit, von Lavater. Bezeugt durch Schlosser (oben S. XLV), erkannt von Goethe. Biedermann nahm seine Einwendungen, Forsch. 337 ff. zurück in Schnorrs Archiv 10, 271. Minor, Studien 113 vermutet gar Merck. Wie ist es möglich, hier Goethes Atem nicht zu empfinden!

616, 1—15 (20. November) Allgemeine Deutsche Bibliothek. 'Unzweifelhaft ein Goethischer Satz' Frühzeit 22.

624 (24. November) Rolf Krage, Trauerspiel von Johannes Ewald. Abgedruckt Rundschau 17, 64. Goethe bestimmt zugewiesen von Biedermann, Forsch. 347; was auch meine Meinung, besonders da es sich um ein Drama handelt (vgl. oben S. XLV).

624 (24. November) Aufgefangener literarischer Briefwechsel. Rundschau 17, 65.

647 (8. Dezember) Magazin der deutschen Kritik, von Schirach. Wenigstens dürfte Goethe Anteil an dieser Recension haben. Vgl. 466.

664 (18. Dezember) Die schönen Künste, von Sulzer. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 341.

670 (18. Dezember) Ueber Hausens Leben Klotz', von Georg Jacobi. Rundschau 17, 70 (vgl. Frühzeit 32). Gebilligt von Biedermann, Forsch. 348. Bestätigt durch Fritz Jacobis Zeugnis (oben S. XLV). Solch einen Aufsatz würde Goethe kaum mitgeteilt haben, auch wenn er ihn für den seinigen erkannte. Schon um der Jugend kein schlechtes Beispiel zu geben. Ist je rücksichtsloser recensiert worden? Schon im Januar oder Februar 1772 schrieb Merck an Höpfner (Br. 3, 54): 'Sie werden sich nächstens wundern, wie der Staub von den Peruquen der Kahlköpfe fliegt.' So Arges hatte er aber noch

nicht im Sinn. Goethe seinerseits trug bei der erneuten Beschäftigung seines Alters mit dem Journal seine gegenwärtige Gesinnung in die übermütigen Dokumente seiner Jugend hinein. Er las heraus, was ihm jetzt das Rechte schien: er übersah oder verschwieg das Revolutionäre; er betonte das Konservative.

671 (22. Dezember) Allgemeine Deutsche Bibliothek. Mindestens muss Goethe an dieser Recension Anteil haben. Herder wird 673, 23. 34 stark herausgestrichen. Zu 673, 33 f. verweist Seuffert auf J. Goethe 1, 78 'denn sogar loben soll man einen grosen Mann nicht, wenn man nicht so gros ist wie er.'

678 (25. Dezember) Ueber Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen, von A. v. Joch. Vermutung Goethes. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 341.

688 (29. Dezember) Kritische Abhandlung über die Fehler der Mahler. Auf Grund eines, nicht unzweideutigen Zeugnisses, oben S. XLVI f. Goethe zugewiesen.

689 (29. Dezember) Nachrede. Von Goethe selbst bezeugt. Seuffert macht darauf aufmerksam, dass der Absatz 689, 12 bis 16 nur gezwungen dem folgenden entspreche und dass hier 689, 13 'Publicum', sonst in der Nachrede 'Publikum' gedruckt ist. Er will daher jenen Eingang Goethe absprechen. Die ganze Nachrede ward abgedruckt im Wandsbecker Bothen vom 6. Januar 1773.

Was ich von ganz kurzen kritischen Epigrammen früher (Rundschau 17, 63 f.) auszog, habe ich im vorstehenden nicht berücksichtigt. Wer möchte es wagen, solchen Witzen den Urheber oder den Redacteur anzusehen oder gar den Urheber von dem Redacteur zu scheiden! Wer auch möchte festzustellen wagen, wie oft Goethe innerhalb der Recensionen seiner Freunde gescherzt habe?

Wenn man den ganzen Jahrgang von vorn an durchliest, so wird man sich (abgesehen von 35, 27 und einem etwaigen Anteil an der vermutlich Merckschen Recension 36, 18) etwa bei 75, 7 zuerst fragen, ob

man es mit Goethe zu thun habe, aber die Frage nicht bejahen können. Dringender wird der Verdacht bei 82, 8, besonders bei Spässen wie 82, 12—16, bei einem Bild wie 82, 27, bei einer obenhin und nicht ohne komische Absicht zusammenfassenden Charakteristik wie 83, 1—11. Vgl. auch 82, 20. 83, 12. Dass deutsche Biographien den Verfasser des Gottfried von Berlichingen interessieren konnten, leidet wohl keinen Zweifel. Aber wer möchte ihm die ganze Recension ohne Schwanken zuschreiben? Bei der Usong-Recension 86, 30 schwanke ich zwischen Merck und Goethe: sie könnte auch eine gemeinsame Arbeit sein. In 94, 11 dagegen könnte Goethe allein auftreten. In 94, 31 würde für Goethe sprechen, dass es sich um ein Drama handelt, dass der Recensent vollendete Sachkenntnis verrät, augenscheinlich kein Freund des französischen Theaters ist und von einer schleppenden Handlung nichts wissen will. Aber der Stil trägt keinen ausgeprägten Charakter. Der lebhafte Ton und die eine oder andere Wendung scheint 100, 28 Goethe zu verraten; und die 'Amphiktyonen' von 101, 28 kehren 142, 1 wieder: aber ist diese Shakespeare-Recension 141, 26 von Goethe? An Parallelstellen wenigstens mit seiner Shakespearrede fehlt es nicht. Auch das besondere Interesse am Cäsar verdient hervorgehoben zu werden. Aber so sicher ist Goethe doch nicht zu erkennen, wie in der Recension über Schummels empfindsame Reisen 118, 25, die ich für den ersten unzweifelhaft ganz von ihm geschriebenen Beitrag zu dem Journale halte.

Die fünf Zeilen 126, 34 werden auch wohl von ihm herrühren. S. 139, 19 ein Drama, das in einigen Motiven mit Goethes Geschwistern Aehnlichkeit hat: ruhige Analyse, wenige kritische Bemerkungen; nichts was Goethes Art widerstritte, nichts was sie unzweifelhaft verriete: doch bemerke man wenigstens das 'ich' des Recensenten (140, 34 wie 118, 25. 127, 2). Hierauf folgt die Shakespeare-Recension 141, 26, an der man

ihm mit Zuversicht einigen Anteil zuschreiben darf. Und tritt er nicht 146, 19 (wenigstens 147, 10 ff.); 147, 21; 147, 34 gleich wieder auf?

In der Wieland-Recension 151, 11, die ich Goethe nicht gerade absprechen möchte, obgleich die Frage nach Merck dabei auftaucht, scheint mir seine Manier viel weniger ausgeprägt als in der, die sich unmittelbar anschliesst, über französische Poesien 151, 36. Man bemerkt auch gleich in 153, 17 den Dichterblick für eine charakteristische Gebärde (154, 5 ff.). Dann 154, 18 wieder ein Drama, wofür man allemal Goethe in Anspruch nehmen möchte, wenn es nur halbwegs möglich ist.

Bei 160, 10 fragt man sich unwillkürlich: Herder oder Goethe? Und man wird sich wohl für den letzteren entscheiden müssen. Die Perioden sind runder als bei Herder, und die Rücksicht auf Frankfurt scheint offenbar.

165, 23 Drama! Vgl. in Anlage und Einzelheiten 139, 19. Es ist ferner, abgesehen von den im obigen Verzeichnisse aufgeführten Recensionen, zu prüfen, ob Goethe rede 171, 22. 177, 8. 179, 37? 186, 9. 191, 4? (etwa im Schlusssatze Goethes Hand?) 192, 28. 212, 30. 217, 29. 218, 18?? (oder Herder? etwa mit der gleich folgenden Recension über Michaelis zusammen eingeschickt? und ebenso 224, 16. 225, 7. 230, 9 wie 232, 34?) 237, 5. 246, 21. 252, 33? (oder Herder?) 258, 26? 265, 15. 266, 13? 299, 4. 318, 17? 324, 23. 325, 26. 329, 31. 331, 13? 332, 6. 372, 9. 378, 20. 378, 36. 389, 30?? (eher Merck?) 390, 35. 419, 5. 423, 17. 449, 30. 453, 4? 471, 22? 472, 4. 480, 4. 489, 3? 496, 6. 498, 8? 511, 25? 516, 7 (zu 517, 30 ‘Systemateley’ vgl. J. Goethe 2, 211 ‘Schönheiteley’). 519, 17. 519, 28? 522, 21. 523, 3? (wenigstens 523, 18—22?) 523, 28. 529, 32 (zu 530, 9 vgl. Werther, J. Goethe 3, 241). 530, 32. 531, 10. 534, 19—23? 537, 3? 544, 7? 546, 17? 550, 21. 557, 34? 571, 26. 583, 1? (was die Erwiderung auf Bergsträssers Antikritik s. unten S.

XCVII mitzöge!) 584, 33. 592, 18? (vgl. 258, 26!) 596, 17. 597, 14. 606, 6. 611, 5 (Schlosser, der den Wechselgesang übersetzte, Schriften 3, 267, dachte wohl höher davon). 612, 28. 617, 29. 623, 22. 635, 30? 638, 4. 638, 21. 650, 18. 661, 4. 662, 18. 662, 30. 670, 20. 677, 1—33. 682, 19. Auf die Kupferstiche ist hier durchweg keine Rücksicht genommen.

Es scheint sich zu bestätigen, dass gegen Ende hin Merck wenig Anteil nahm (oben S. XXXIII) und dass auch Schlosser ermüdete (oben S. XLVIII; doch vermute ich ihn innerhalb des letzten Quartals 533, 5? 637, 9? 639, 1? 641, 16. 645, 15. 651, 25. 654, 9. 674, 8? 676, 20. 681, 4). Ich habe den Eindruck, dass Goethe in den letzten Partien ebenso der Hauptverfasser war, als es Schlosser wirklich in den ersten gewesen sein dürfte.

Meine Liste ist lang, und es sind immer noch einige Recensionen weggelassen, bei denen mir der Gedanke an Goethe kam: denn mehr will die Liste nicht sagen. Die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit haben sich nur unvollkommen ausdrücken lassen. Unter den Recensionen, die nicht mit Fragezeichen versehen sind, befinden sich einige, bei denen ich an Goethes Autorschaft eigentlich nicht zweifle.

Ich halte es für möglich, soweit stilistische und sachliche Gründe überhaupt führen können, die sämtlichen Beiträge ihren Verfassern zuzuweisen. Aber dazu gehört mehr Raum und Zeit, als mir jetzt zu Gebote steht. Auch wird es für das Resultat nur günstig sein, wenn ich einmal ganz neu an den Stoff herantreten und ohne Rücksicht auf die vorläufige Verteilung, die ich schon jetzt für mich durchgeführt, die Untersuchung wieder aufnehmen und ihrem vollen Umfange nach darlegen kann.

Berlin, 15. Juni 1883.

Wilhelm Scherer.

VORBEMERKUNG DES HERAUSGEBERS.

Zum Neudrucke der Frankfurter gelehrten Anzeigen überliessen die Vorstände der k. ö. Bibliothek in Dresden und der k. Hof- und Staatsbibliothek in München mit bekannter und von mir dankbar zu rühmender Liberalität ihre Exemplare der seltenen Zeitschrift.*)

Die Vignette des Titels, der als erstes Blatt dem Verzeichnisse der besprochenen Schriften zugezählt ist, zeigt in rohem Holzschnitte vier liegende Bücher, darauf ein Schreibzeug, in dessen Mitte ein Lorbeerzweig steckt; links ein Leuchter, rechts hinten drei stehende, zum Teil an die liegenden Werke angelehnte Bände.

Jedes Stück der Anzeigen umfasst vier Blätter kl. 8° und trägt den im Neudruck weggelassenen Kopf: Frank= furter | gelehrte Anzeigen. In der dritten Zeile steht die Nummer, in der vierten das Datum. Auf 53 Stücken, wo der Zufall noch Platz frei liess, ist am Schlusse der achten Seite die im Neudruck ebenfalls unterdrückte Verlagsfirma angegeben: Frankfurt am Mayn in der Eichen= bergischen Buch= | druckerey auf dem Trierischen Plätzchen. oder statt der vier letzten Worte von Nro. XXXIV an: neben dem Trierischen Hof.

Am Ende von Stück XCII ist bemerkt: NB. Zu diesem Stück wird eine Beylage ausgegeben. Diese Zugabe | zu Nro. XCII | der | Frankfurter | gelehrten Anzeigen. bezieht sich auf eine Recension in No. LXXXVIII S. 701 (Neudruck S. 582 Z. 34 ff.) und lautet:

Schreiben des R. Bergsträßers an den Recensenten seines Wörterbuchs.

---

*) Dem Dresdener Exemplare sind die oben S. XXIV erwähnten 'Gerichtlichen Akten' 48 SS. kl. 8° beigebunden.

Mein Herr!

Die rechtmäsigen Verleger dieser gelehrten Anzeigen haben für das Publikum, und für mich die Billigkeit, daß sie mir versprechen, diesen Brief an Sie, wider Ihr geäusſertes Urtheil in ihre Blätter, oder auch in einen besondern Anhang einzurücken. Das ist mir angenehm und beweiset für die Verleger, daß sie nicht die Absicht gehabt haben, meinem Buche, und meinem Namen zu schaden. Ich habe es also mit Ihnen zu thun, Sie werden mich billig, und ich hoffe auch, gründlich finden. Das ist genug gesagt, daß ich nicht das geringste dazu beytragen will, Ihr Herz entweder zu beleidigen, oder zweydeutig zu machen.

Nun zur Sache. Sie beschuldigen mich bey den Begriffen vom Aberglauben, und von der Abgötterey, daß ich sie aus der neuern Gelehrsamkeit genommen, daß ich sie offenbar verwechselt hätte. Das sind die zwey Stücke, worauf ich Ihnen antworte. Auf das übrige an einem andern Orte! Konnten Sie wirklich im Ernste sagen, daß die angegebenen Begriffe ausser dem Bezirke des Alterthums wären? [II] Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie sich bey denen, die mein Buch besitzen, für den Beruf eines Recensenten schlecht empfehlen. Man nennet, sagte ich, einen jeden unvernünftigen Gottesdienst, der ins Abgeschmackte fällt, Aberglauben. Nun lassen Sie uns den Plinius aufschlagen, den ich für den claßischen Beweiß ausdrücklich anführe. Lesen Sie die Stelle: „Ist es nicht eine kindische Abgeschmacktheit, daß man unter den Göttern Heyrathen glaubet, ohne daß sie in der ganzen Ewigkeit eine Geburt zur Welt bringen; daß man sie für alt, für steinalt, für junge Leute und Knaben, für schwarz, für farbicht, für geflügelt, für lahm ausgiebt." Plin. ex Edit. Hard. T. 1. p. 72. Z. 10. Oder habe ich etwa puerile deliramentum, wie der Text besaget, nicht richtig übersetzet? Lesen Sie weiter Z. 13. „Das aber steigt über alle Unverschämtheit hinaus supra omnem impudentiam." Folglich ist ja der Aberglaube mehr, als Unverschämtheit. Und was also? Unvernunft, und noch

mehr als kindische Unvernunft, oder Abgeschmacktheit. Weiter, was saget Plinius, daß der Aberglaube sey? Antwort: ein Gottesdienst, dessen man sich schämen müsse, pudendus Deorum respectus. Z. 24. Was noch weiter? Sacra, quae suos poenis agunt, eine Religion, welche ihren Verehrern zur Strafe wird. Werfen Sie mir, mein Herr, nicht ein, Plinius habe von der Vielgötterey, und nicht vom Aberglauben geredet. Er widerleget Sie selber. „Es ist nicht so leicht zu entscheiden, spricht er, ob eine völlige Atheisterey, oder ein Gottesdienst, dessen man sich schämen muß, für das menschliche Geschlecht zuträglicher sey, p. 72. Z. 22." Das alles konnten Sie ja in meinem Buche lesen, ohne den Plinius aufzuschlagen. Richten Sie nun selber über Ihr Urtheil, oder warten Sie lieber auf den [III] Plutarch unten, der den Plinius für Augen gehabt zu haben scheinen könnte. Thun Sie, ich bitte Sie, noch einen einzigen Blick in mein Buch. Cic. de Nat. deor. 2, 72 c. 28. Seneca im 132sten Briefe und sagen Sie doch Sich Selber nicht einmal vor, daß mein Begriff unter diejenigen gehöre, die nur wir hätten.

Was die Abgötterey betrifft, so werden Sie nicht verlangen, daß ich ihren Begriff bey den Griechen und Römern im engern Verstande suchen soll. Bey diesen war sie System und Religion. Abgötterey, sprach ich, in dem Wörterbuche, nennet man eine jede Religion, welche aus der Schöpfung, oder aus ihren einzelnen Theilen eine Gottheit machet. So sprach auch Gregorius von Nazianz in seiner Rede auf die Geburt Christi; *ειδωλολατρεια μεταθεσις της προςκυνησεως απο του πεποιηκοτος επι τα κτισματα.* Oder nach dem Clemens von Alexandrien Strom. p. 290. Ed. Sylb. Z. 4. *των γενητων ειδωλολατρεια.* Und so ist folglich dieser Begriff ein alter. Wenn Sie noch Ihr Urtheil verschoben hätten: so würden Sie diese Worte unter dem Artikel Idololatrie, auf den ich ja verweise, gefunden haben.

Sehn Sie, mein Herr, von einem Vorwurfe habe ich mich gereiniget. Der andere fällt von selbst weg; oder Sie müssen beweisen, daß ich Abgötterey und Aberglauben

offenbar verwechselt habe, weil Sie es bejahen. Vergessen Sie aber nicht unter falsch und abgeschmackt zu unterscheiden. Der Aberglauben ist ein abgeschmackter; die Abgötterey ein falscher Gottesdienst.

Uebrigens suchten Sie mich auch zu belehren, wie ich von dem Begriffe des Aberglaubens hätte sprechen sollen. „Bey den Alten, sagen Sie, war [IV] er *δειλια προς το δαιμονιον*, und diese oft nur *δεισιδαιμονια*, oder eine ausserordentliche Furcht für der Rache Gottes." Sie berufen sich zum Beweise auf den Romulus des Plutarchs. Aber, mein Herr, Sie nöthigen mich, daß ich Ihnen in der gelindesten Erinnerung sagen muß, daß Sie nur dießmal wenigstens den Plutarch nicht aufgeschlagen haben. Hier ist er, ex Edit. Froben, p. 16. Z. 49. *τας δε πυλας ἱερας νομιζοντας ὀυκ ἠν ἀνευ δεισιδαιμονιας τα μεν δεχεσθαι, τα δ' ἀποπεμπειν των τε ἀναγκαιων και των μη καθαρων.* Ich will Ihnen nicht strittig machen, daß *δεισιδαιμονια* eine ausserordentliche Furcht für der Rache Gottes heißen könne, das gebe ich zu. Allein in der Stelle, womit Sie beweisen wollen, heißt sie das gar nicht. Ich erkläre sie also: „Hätten sie die Pforten für heilig gehalten, so würde es die Religion nicht verstattet haben, theils Nothwendigkeiten, theils Unreinigkeiten, weder in die Stadt, noch aus derselben durch die Thore durchzutragen." *Ανευ δεισιδαιμονιας* heißt in der Sprache der Römer inauspicato, contra auspicia. Non licuisset hinc illinc inauspicato deportare. Ich erkläre zwar nicht völlig, wie Lapus Florentinus, und bedächtlich. Aber meine Meynung unterstützet er Fol. 6. in den letzten Zeilen. Portas autem, spricht er, sacras putantes res necessarias, nisi antea expiatas, importare, aut exportare, religione impediuntur.

Dem sey, wie ihm wolle. Sie sehen, daß Sie für Ihren Begriff nichts, oder ganz eigentlich gegen Sich selber beweisen. Wollten Sie *δεισιδαιμονια* wider mich anwenden: so hätten Sie Sich nur an das Buch *περι δεισιδαιμονιας* erinnern sollen. Hier hätten Sie claßische Stellen gefunden, z. B. (gegen

[V] das Ende zu) *ἐνιοι φευγοντες την δεισιδαιμονιαν ἐμπιπτουσιν ἐις ἀθεοτητα τραχειαν και ἀντιτυπον ὑπερπηδησαντες ἐν μεσῳ κειμενην την ἐυσεβειαν.* Und was ist hier *δεισιδαιμονια*? Ein Extremum. Die Religion steht in der Mitte; auf ihren Seiten der Aberglaube und die Atheisterey, wie auf der Grenze die Gottseeligkeit. Erinnern Sie Sich nun wieder, daß Plinius im eigentlichen Verstande vom Aberglauben geredet hat!

Allein Sie hatten vielleicht dieses Buch nicht bey der Hand. Gut, so bleiben Sie bey den Parallelen. Im Alexander p. 514. Z. 24. gegen das Ende des Lebens, hätten Sie das gefunden, was Sie sagen wollten. *Δεινον μεν ἀπιστια προς τα θεια και καταφρονησις ἀυτων. δεινη δε ἀυθις ἡ δεισιδαιμονια δικην ὑδατος ἀει προς το ταπεινουμενον και ἀναπληρουν ἀβελτηριας και φοβον του Ἀλεξανδρου γενομενου.* Sehen Sie hier nicht deutliche Spuren der Aehnlichkeit des Plutarchs und Plinius? Womit füllet die *δεισιδαιμονια* an? Ganz deutlich *ἀβελτηριας και φοβον* mit einer abgeschmackten Furcht. Das war eine claßische Stelle für Sie, so wie ich sie Ihnen jezt vorlege. Aber gegen mich richten Sie nichts damit aus. Warum? Die knechtische Furcht für Gott ist ein engerer Begriff, als der Aberglaube. Denn der Aberglaube kann knechtische Furcht werden; er ist es aber nicht nothwendig. Künftig, so Gott will, werde ich unter *δεισιδαιμονια* hievon sprechen können, einem Worte, das nach dem Athenäus und Plutarch selber mehr bedeutet, als eine ausserordentliche Furcht für der Rache Gottes. Es heißt auch Religion; auch der Teufelsdienst *ἡ προς τους πονηρους δαιμονας ἐπιμελεια* nach dem großen Etymologico [VI] oder auch *παθος, φοβος δαιμονων ἐκπαθων τε και ἐμπαθων*, wie Clemens saget, Stromat. p. 162. Z. 45.

Mein Herr! ich hätte gewünscht, daß Sie den Titel meines Buches richtig angegeben, und dem Publiko nach seinem Maasstabe gesaget hätten, was ich bey meinem Versprechen geleistet, oder nicht geleistet. Dafür würde ich Ihnen dankbar gewesen seyn.

Zum Beschlusse noch ein Wort von der Vielwisserey, die mein Buch befördern soll. Das will ich Ihnen einräumen; aber nur zufälligerweise kann es diesen Schaden bey dem anrichten, der es mißbrauchet. Eben dieser Meynung ist auch der Herr Prof. Schirach, dessen Anzeige meines Buchs mir erst jetzt in die Hände gekommen ist. Wie contrastiret diese gegen die Ihrige nicht! Und merken Sie Sich, mein Herr, ich stand vor acht Tagen noch in dem nemlichen Verhältniß, wie mit Ihnen, ehe Sie Ihre Recension schrieben. Wenn seine gelehrten Arbeiten nicht in der Welt wären, so hätte ich Ihn so wenig gekannt, als ich Sie zu kennen die Ehre habe. Hier ist ein Stück von seiner Anzeige, die Sie mit der Ihrigen vergleichen mögen. „Ob wir gleich keine Freunde der Wörterbücher sind, welche das gründliche Studium verderben, und dafür eine seichte Kenntniß auszubreiten, fähig sind, so müssen wir dennoch diesem Wörterbuche des Herrn Bergsträßers Beyfall geben. Man läuft bey diesem Werke nicht Gefahr, falsche und unrichtige Begriffe zu bekommen, und blos die Kunst von allem etwas schwätzen zu können, zu lernen. Mit Vergnügen haben wir eine ungemeine Sorgfalt des Verfassers bemerkt, welche sogar bis auf das geringste Citatum sich erstreckt. Da dieß Werk nicht eine unendliche Reihe von Bänden [VII] enthalten, sondern, wo möglich, in zwölf solche Bände, wie der gegenwärtige ist, eingetheilet werden, und also ein körnichter Auszug des Besten in jeder Gattung werden soll, so kommt es hiebey sehr viel auf die Wahl an. Und auch diese verdienet Beyfall u. s. w." So könnte ich Ihnen noch die öffentlichen Anzeigen von drey gelehrten Professoribus drey verschiedener Universitäten nennen, denen ich gewiß erst hauptsächlich durch diese Ausgabe bekannt geworden bin, und nur mit einem habe ich das Glück, in Briefwechsel zu stehen. Aber mein Lobredner will ich hier nicht werden. Ihre Kritik forderte mir diese Vertheidigung ab, der ich gewünschet hätte, bey meiner Arbeit, die schier für eine jede Stunde bey mir abgemeßen ist, überhoben zu seyn. Herr Schirach und die andern Männer tadlen auch an meinem Buche. Sie tadeln aber mit Grund, und ich

danke ihnen für ihre Erinnerungen. Diese machen aufmerksam und weisen zurecht.

Thun Sie, mein Herr, das nemliche, und machen Sich auf meine Hochachtung sichere Rechnung.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Hanau, den 9ten Nov. 1772.

Bergsträßer.

[VIII] Antwort des Recensenten.

Ohne allen Aufwand von Griechisch und Latein, müssen wir dem Herrn R. Bergsträßer sagen, daß wir so lange behaupten werden, er vermische Aberglauben und Abgötterey, so lang er jenen für einen unvernünftigen Gottesdienst hält, der ins absurde fällt. Das ist seine Erklärung; und eben so kann man mit gleichem Maas von Unbestimmtheit die Abgötterey auch erklären. Plinius spricht nicht von dem Aberglauben, und der pudendus deorum respectus wird noch kein Aberglauben, weil er der Atheisterey entgegen gesetzt ist. Die Erklärung, die der Recens. vorschlug, ist aus den Charaktern des Theophrast genommen, und sowohl sie, als auch der ganze Traktat des Plutarchs *περι δεισιδαιμονιας* beweisen, daß Furcht vor höhern Mächten, in dem Begriff der Alten gelegen habe.

Die Stelle aus dem Plutarch, auf welche der Recens. sahe, ist nicht die, welche Herr Bergsträßer anführt, und wo *δεισιδαιμονια*, wie bisweilen superstitio bey den Lateinern pro religione zu nehmen ist; sondern sie steht weiter unten, wo der Biograph, nachdem er viele Zeichen und Unglücksfälle hergerechnet, endlich sagt: *ὡστε πολλην προςγενεσθαι τοις ἀναγκαιοις παθεσι δεισιδαιμονιαν.*

Es ist kläglich, wenn man über Worte streitet, am kläglichsten, wenn über ein einziges Wort. Der leere Raum hat uns verführt, so viel zu sagen; denn wir wollen Herrn Bergsträßer nicht bekehren, sondern rathen ihm nur, sich an Hrn. Prof. Schirachs und sonst beliebige Recensionen zu halten.

Als I. bis XXVIII. Anhang | zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen. sind auf 242 SS.: Rubricae Conclusorum | et | Sententiarum | des | Kayserl. Reichshofraths, und Kayserl. | und des Reichskammergerichts. | Im Jahr 1772. beigegeben.

Im Neudrucke sind die Druckfehler berichtiget, deren Verbesserungen am Schlusse von Stück IV. VI. X. XXIV. XXXVII. XLI. XLII. LII. LVI. LXV. LXXII. LXXIV. LXXVII. XCII. XCV. XCVII. angeordnet sind. Dass damit nur ein kleiner Teil der zahlreichen Versehen beseitigt ist, gestehen die Herausgeber selbst in der scherzhaften Bemerkung des Inhaltsverzeichnisses: 'Druck- und Schreibfehler S. 1—832' zu (Neudruck S. 694 Z. 21). Liegt nun gleich darin die Aufforderung, nicht nur wie sonst in dieser Sammlung den Drucker sondern diesmal auch den Verfasser zu korrigieren, so glaubte ich doch möglichst konservativ mit dem Texte verfahren zu sollen.

Weder die Redaktion noch die Druckerei hat eine einheitliche Orthographie durchgeführt. In den verschiedenen Schreibweisen der einzelnen Anzeigen offenbaren sich also Eigentümlichkeiten der betreffenden Recensenten, welche noch mehr dazu behilflich wären, den gemeinsamen Verfasser mehrerer Urteile zu entdecken, wenn nicht auch innerhalb einzelner Besprechungen Wechsel statt hätte. Solche Unebenheiten mögen zum Teil bestätigen, dass manche Recensionen aus den Gutachten mehrerer Referenten zusammengesetzt sind; aber sichere Anhaltspunkte hiefür bieten sie bei der bekannten Willkür der jungen Schriftsteller jener Jahre nicht. An die durchgehende Unsicherheit in der Anwendung von Accenten auf französischen Wörtern, an wiederholte Schreibungen wie Ferner, Entzweck, die zuweilen beliebte Trennung von ß in ſſ, von tz in zz u. dgl. wurde nicht Hand angelegt; vielleicht hätte auch die siebenmalige Verbesserung von 'sch' in 'sh' in englischen Wörtern unterbleiben sollen. Dialektische Eigenheiten, schwankende Deklination der Adjektive, ein Dativ wie der Kräfte S. 75 Z. 29, selbst die Wiederholung des uns S. 690 Z. 10 f. wurden über-

nommen. Bei den Anzeigen, die sich auch in Goethes Werken finden, wurde in zweifelhaften Fällen der Druck daselbst zu Rate gezogen, ohne aber für unbedingt massgebend zu gelten. So glaube ich z. B. S. 568 Z. 35 nicht 'Gestalt' nach des Eblis einsetzen, sondern 'Unterdrückung' aus dem vorhergehenden supplieren zu sollen.

Für wahrscheinlich halte ich, dass S. 46 Z. 32 ein nicht einzufügen, S. 205 Z. 26 keinen statt einen zu setzen, S. 455 Z. 25 vor des Unkenntniß oder Verkennung einzuschalten und S. 475 Z. 17 statt herumschläubert herumschländert zu lesen ist.

Zahlreich sind die Buchstabenvertauschungen, für die teils das undeutliche Manuskript, teils Fehlgriffe des Setzers die Schuld tragen. Abgesehen von der Mischung von Schwabacher, Fraktur- und Antiqua-Schrift mussten im Neudrucke verbessert werden Verwechselungen von n und u, f und ſ; dann von a und ä, a und e, a und o, c und e, e und i, i und l, m und n, o und ö, u und ü, C und E, c und e, n und u; je zweimal von a und g, a und u (S. 296 Z. 34 Schuh | S. 442 Z. 2 Schumanen), i und t, c und ç, e und o, f und ſ, l und t, r und s; je einmal von c und o, ch und iſ, e und n, e und o, g und y, g und z, k und t, l und t, n und r, p und y, N und R, a und s, a und u, b und ſ, d und s, é und è, g und q, m und n, o und s, p und q, r und t, ſ und t, C und G, J und S, δ und ϑ, η und ι, λ und τ, ο und ω.

Auf die gleichen Ursachen geht das Fehlen einzelner Lettern zurück; es wurde ergänzt: S. 6 Z. 29 Lißbon | S. 11 Z. 21 Collegengelder | S. 16 Z. 7 sil | S. 71 Z. 5 Zeichung | S. 74 Z. 6 engliche | S. 76 Z. 30 enflöße | S. 101 Z. 10 besayen | S. 113 Z. 29 fuchtbaren | S. 127 Z. 8 Gottesgelahrheit vgl. S. 263 Z. 28 Rechtsgelahrheit und S. 534 Z. 25 Arzneygelahrheit | S. 139 Z. 34 Schif | S. 148 Z. 5 Empel | S. 159 Z. 24 He rons | S. 163 Z. 32 Vols | S. 169 Z. 23 Enyclopedique | S. 171 Z. 22 Hern | S. 183 Z. 2 mannifaltigen | S. 194 Z. 23 größentheils | S. 209 Z. 34 Jurnale vgl. S. 306 Z. 7 und S. 700 Z. 7 Jur-

nalisten | S. 214 Z. 4 Misantropen | S. 246 Z. 3 De | S. 279 Z. 5 Unterichts | S. 281 Z. 36 Authencität | S. 291 Z. 7 Philosopie | S. 318 Z. 8 allemein | S. 350 Z. 9 emallirten | S. 371 Z. 17 Apophtegmen | S. 385 Z. 27 physionomischen | S. 400 Z. 30 Socianern | S. 417 Z. 13 Vervollkommung | S. 439 Z. 8 Rapsodie | S. 446 Z. 31 Nachmungen | S. 451 Z. 22 Molires | S. 470 Z. 30 Raisonments | S. 487 Z. 4 appelationum | S. 491 Z. 32 *Ως* | S. 546 Z. 9 Iphignia | S. 552 Z. 27 Schulz schen | S. 553 Z. 22 Skeptkern | S. 554 Z. 19 wohmeynend | S. 556 Z. 32 Markschreyers vgl. S. 645 Z. 25 Markschreyern | S. 564 Z. 34 Emfang | S. 565 Z. 34 patonisches | S. 583 Z. 34 Abendemmrung | S. 585 Z. 2 Ahnegemählde | S. 596 Z. 12 Känntnß | S. 626 Z. 30 Thougts | S. 626 Z. 37 Verenkungen .... verenkten | S. 631 Z. 23 vemischt | S. 667 Z. 28 Individums | S. 694 Z. 41 Kuferstech. | S. 699 Z. 26 gerette- | S. XCIII Z. 29 *πεποικοτος* | Aus dem Kustos wurde S. 27 Z. 28 ergänzt das am Beginne der Seite 31 fehlende Wort Fesseln und S. 456 Z. 22 das S. 549 fehlende wenig in wenigstens |

Umgekehrt hat sich auch überflüssiges eingeschlichen durch Wiederholungen u. s. f. So ward korrigiert: S. 40 Z. 23 Kirschsprengel | S. 52 Z. 9 Fanney | S. 69 Z. 4 Dillettanti | S. 138 Z. 34 mehrerern | S. 152 Z. 33 hivers | S. 174 Z. 30 auf auf | S. 223 Z. 28 Kauf- | S. 279 Z. 9 an an | S. 286 Z. 18 und S. 548 Z. 22 Britisch vgl. S. 343 Z. 33 Turkisch, S. 397 Z. 26 und S. 700 Z. 11 britisch, S. 619 Z. 12 Englisch und S. 694 Z. 4 englisch | S. 362 Z. 26 sartyrische | S. 370 Z. 28 Verrfasser | S. 375 Z. 10 Compapagnie | S. 397 Z. 26 Geneneral | S. 411 Z. 4 in in | S. 411 Z. 9 Unterricht | S. 471 Z. 32 je- | S. 475 Z. 19 Phhantasie | S. 592 Z. 32 Fräulein lein | S. 593 Z. 33 Trebelliania | S. 595 Z. 36 dopppelt | S. 648 Z. 19 Peterarka's | S. 658 Z. 24 graeceae | S. 669 Z. 12 auf auf so | S. 682 Z. 33 Rückenmarkt | S. 694 Z. 3 Sarginnes | S. 699 Z. 6 americain |

Buchstaben oder Zeichen sind verstellt in S. 9 Z. 11

publieés | S. 74 Z. 19 Upstrats | S. 120 Z. 21 κἀτ | S. 197 Z. 7 τεραδωτες | S. 390 Z. 34 Andräeischen | S. 452 Z. 8 Opisthonotos | S. 493 Z. 1 Schäckespaers | S. 497 Z. 10 raphismata | S. 568 Z. 32 Fanu | S. 575 Z. 8 und 21 Rhunke | S. 598 Z. 4 Custome | S. 604 Z. 2 Minenlied | S. 650 Z. 13 bedeudenten | S. 663 Z. 3 Novogrod | Vgl. den ähnlichen Fall S. 147 Z. 27 Trägodie |

Viermal mussten auseinander gerissene Silben zusammengerückt, siebenmal fälschlich verbundene Wörter getrennt werden. Der Anschluss von so und zu an die nachfolgenden Wörter ist zu häufig, um nicht bewahrt zu werden; in gleicher Weise steht auch z. B. S. 180 Z. 4 höchstelend |

Ferner wurden verbessert S. 3 Z. 8 werden aus werde | S. 4 Z. 17 dem aus den | S. 9 Z. 14 erschienen aus erscheinen | S. 14 Z. 17 In einem aus In einen | S. 14 Z. 31 seiner aus seine | S. 18 Z. 30 unsere Leser aus unsern Lesern | S. 24 Z. 28 analog aus Analog | S. 25 Z. 5 das aus daß | S. 26 Z. 8 Irritabilität aus irritabilät | S. 30 Z. 29 unter aus untern | S. 37 Z. 13 seinem aus seinen | S. 39 Z. 17 dem aus den | S. 39 Z. 19 von aus vor | S. 40 Z. 5 den aus dem | S. 43 Z. 7 Fleisch aus fleisch | S. 45 Z. 3 V. aus v. | S. 47 Z. 2 alten aus Alten | S. 48 Z. 36 elende aus Elende | S. 52 Z. 15 daß aus das | S. 53 Z. 1 Koluthus aus Kolothus | S. 54 Z. 13 Ποτι aus Πολ, | S. 57 Z. 27 das aus daß | S. 66 Z. 4 einen aus einem | S. 67 Z. 3 das aus daß | S. 67 Z. 7 Leitfaden aus Leidfaden | S. 68 Z. 7 ein aus eine | S. 70 Z. 1 Troezene aus Traezene | S. 72 Z. 4 Phiteos aus Phileos | S. 73 Z. 2 Demokritus aus Denokritus | S. 74 Z. 5 fossil aus fossible | S. 76 Z. 27 denselben aus demselben | S. 79 Z. 29 Allegorie aus allegorie | S. 84 Z. 1 im aus in | S. 86 Z. 8 Wohlwollens aus wohlwollens | S. 94 Z. 12 [112] aus 98 | S. 102 Z. 18 wie aus wir | S. 103 Z. 10 vom aus von | S. 105 Z. 2 344 aus 244 | S. 106 Z. 25 4 aus 5 | S. 113 Z. 19 Daß aus Das | S. 116 Z. 14 der aus den | S. 117 Z. 21 kann aus können | S. 120 Z. 35 dem

aus den | S. 126 Z. 34 den aus der | S. 130 Z. 5 dem aus den | S. 131 Z. 27 brauchte aus brauchten | S. 137 Z. 31 Quantität Dampf aus Quantität | S. 138 Z. 6 dem aus den | S. 139 Z. 14 erstere aus letztere | S. 141 Z. 4 den aus dem | S. 141 Z. 11 même aus mëme | S. 144 Z. 22 gleichem aus gleichen | S. 144 Z. 32 Shakespears aus Shakespear | S. 145 Z. 27 Hippokrates aus Hyppokrates | S. 148 Z. 18 welche aus welcher | S. 156 Z. 17 bekannt aus unbekannt | S. 157 Z. 26 Städte aus Stämme | S. 158 Z. 18 Regel aus Regeln | S. 162 Z. 20 wählte aus wählten | S. 162 Z. 31 übereinstimmt aus überstimmt | S. 164 Z. 26 begleitete aus begleiteten | S. 168 Z. 19 Partheien aus Parthien | S. 170 Z. 33 der aus den | S. 174 Z. 8 Verleger aus verleger | S. 190 Z. 12 verächtlicher aus weniger verächtlicher | S. 194 Z. 15 Präjudiz aus präjudiz | S. 197 Z. 6 *την* aus *τον* | S. 200 Z. 4 ein aus eine | S. 204 Z. 19 Standgerichten aus Sandgerichten | S. 208 Z. 2 dieser aus diesen | S. 210 Z. 27 mit aus mich | S. 217 Z. 30 um mit aus und mit | S. 219 Z. 30 stechen aus stehen | S. 226 Z. 11 Glovern aus Gloven | S. 238 Z. 34 8 aus 5 | S. 240 Z. 2 Schenau aus Schenan | S. 240 Z. 9 dem aus den | S. 240 Z. 12 Blanchard aus Blunchard | S. 244 Z. 10 Vecelio aus Vecalio | S. 244 Z 15 brachte aus brachten | S. 246 Z. 29 des . . . desirants aus de . . . desirant | S. 247 Z. 25 Die aus die | S. 251 Z. 31 welche aus welcher | S. 252 Z. 6 Montucla aus Mantucla | S. 253 Z. 32 are aus au | S. 255 Z. 11 Eigenschaften aus Eigenschaft | S. 258 Z. 31 eben so aus eben | S. 263 Z. 2 elevé aus eleve | S. 269 Z. 17 und 24 v. aus V. | S. 273 Z. 29 Abhandlungen aus Abhandlung | S. 276 Z. 9 Ebendemselben aus Ebendesselben | S. 291 Z. 12 des Hessenlandes aus Hessenlandes | S. 296 Z. 3 davon aus daran | S. 306 Z. 2 um aus und | S. 306 Z. 21 glaubt, daß, aus glaubt, | S. 308 Z. 23 welchen aus welchem | S. 310 Z. 27 dem aus den | S. 316 Z. 27 einen anderen aus ein anderer | S. 316 Z. 30 diesem aus diesen | S. 317 Z. 23 jenem aus jenen | S. 321 Z. 12 vorstehn aus vor-

steht | S. 322 Z. 13 Nachtischpapierchen aus Nachttischpapierchen | S. 324 Z. 15 Nachtische aus Nachttische | S. 331 Z. 1 ein zärtlich aus zärtlich | S. 332 Z. 18 que aus qui | S. 333 Z. 34 II aus I | S. 335 Z. 23 andern aus andere | S. 337 Z. 30 abwechseln aus Abwechseln | S. 338 Z. 5 Wundarzneykunst aus Mundarzneykunst | S. 339 Z. 10 94 aus 941 | S. 341 Z. 34 in ihr zu finden, so wie sie aus zu finden, so wie sie in ihr | S. 344 Z. 10 Archipelago aus Archipelacho | S. 348 Z. 10 Rechts aus Recht | S. 350 Z. 12 er in sich einen aus er sich, einen | S. 351 Z. 35 und S. 352 Z. 6 Restout aus Restont | S. 359 Z. 4 Sterne aus Stern | S. 360 Z. 12 Lauf aus lauf | S. 360 Z. 15 Hand aus hand | S. 363 Z. 29 à aus a | S. 363 Z. 33 par aus pas | S. 364 Z. 24 nach aus noch | S. 369 Z. 31 ihre aus ihren | S. 373 Z. 26 thätigen aus thätigem | S. 374 Z. 20 Buchs, das aus Buchs, daß | S. 378 Z. 24 ihren aus ihrem | S. 379 Z. 23 ein aus eine | S. 394 Z. 3 Zueignung aus Zuneigung | S. 394 Z. 8 Polyb aus Polyp | S. 398 Z. 15 stille aus stillen | S. 401 Z. 13 akademischer aus akademischen | S. 405 Z. 3 creanza aus creanze | S. 405 Z. 27 Verkleidungen aus Vertheidigungen | S. 408 Z. 24 ihnen aus ihn | S. 409 Z. 16 1.) a) aus a) | S. 409 Z. 26 Lüften aus Lüfte | S. 413 Z. 1 einem aus einen | S. 413 Z. 14 Akademie aus Akademien | S. 416 Z. 12 Condillac aus Candillac | S. 416 Z. 13 nach aus noch | S. 422 Z. 8 beten aus leben | S. 432 Z. 28 fecundus aus fecutinus | S. 443 Z. 12 J'ai de aus J'ai des | S. 455 Z. 16 Backtrog aus Backkrug | S. 456 Z. 29 Harmar aus Harmer | S. 471 Z. 18 vom aus von | S. 473 Z. 19 1772 aus 1771 | S. 474 Z. 29 unmoralisch aus moralisch | S. 475 Z. 22 der aus die | S. 476 Z. 1 der höhern aus höhern | S. 477 Z. 17 es aus ihn | S. 477 Z. 22 dem aus der | S. 479 Z. 1 den aus dem | S. 481 Z. 35 warums aus warens | S. 499 Z. 12 derselben aus desselben | S. 500 Z. 19 den aus dem | S. 502 Z. 12 vorträgt aus verträgt | S. 506 Z. 16 d. aus D. | S. 509 Z. 18 allen aus alle | S. 512 Z. 23 wie schon bekannt gestorben aus die schon bekannt

gekannt | S. 520 Z. 1 dem aus den | S. 523 Z. 15 verschmachtete aus verschmachteter | S. 531 Z. 24 Quaeque aus Quae quae | S. 533 Z. 22 welche aus welchen | S. 536 Z. 33 Darmfells aus Darmfalls | S. 537 Z. 4 1764 aus 1674 | S. 540 Z. 8 allem aus allen | S. 540 Z. 9 üppigen aus üppigem | S. 541 Z. 19 so sehr aus sehr | S. 546 Z. 6 Basire aus Basine | S. 546 Z. 30 eine aus einer | S. 547 Z. 4 des aus das | S. 551 Z. 26 Göttern aus Göttinnen | S. 551 Z. 31 révèle aus révele | S. 553 Z. 25 schönen aus schönre | S. 559 Z. 22 Das aus Der | S. 562 Z. 1 anderm aus andern | S. 562 Z. 17 triftig seyn aus triftig | S. 562 Z. 20 Werk aus Wort | S. 564 Z. 13 Nun aus Nur | S. 564 Z. 19 die aus der | S. 565 Z. 6 Timandra aus Timander | S. 565 Z. 12 mehr den aus mehr dem | S. 565 Z. 27 Könige aus Königin | S. 565 Z. 30 ter aus ten | S. 569 Z. 6 seinen aus seinem | S. 571 Z. 9 seiner aus seine | S. 574 Z. 28 Reiskes aus Reiske | S. 576 Z. 34 Kinder aus Rinder | S. 577 Z. 3 einem aus einen | S. 577 Z. 30 diesen . . . Stücken aus diesem . . . Stücke | S. 578 Z. 4 des aus der | S. 581 Z. 16 nichts aus nicht | S. 581 Z. 19 muß aus müssen | S. 586 Z. 37 sectantem aus sectandum | S. 588 Z. 9 darstellen. aus darstelle | S. 592 Z. 7 salicibus aus silicibus | S. 601 Z. 34 nothwendige aus nothwendigen | S. 605 Z. 2 das aus daß | S. 609 Z. 33 Sehnerven aus Sehnnerven | S. 614 Z. 5 allein aus allen | S. 616 Z. 9 Hr. aus Hrn. | S. 616 Z. 25 Daß aus Das | S. 617 Z. 31 Titels aus Tit. 8. | S. 621 Z. 20 Cunningham aus Cunnigham | S. 622 Z. 26 Er aus Es | S. 624 Z. 21 iuris aus veris | S. 626 Z. 1 81 aus 81. 1 | S. 628 Z. 10 Hautkrankheiten aus Hauptkrankheiten | S. 639 Z. 22 Vorurtheil aus Vortheil | S. 644 Z. 24 ja aus je | S. 646 Z. 18 VII aus VI | S. 648 Z. 21 um aus nur | S. 648 Z. 35 14 aus 16 | S. 656 Z. 16 Den aus den | S. 660 Z. 32 Marklands aus Merklands | S. 665 Z. 12 kleben aus beleben | S. 668 Z. 24 umpragmatisirten aus unpragmatisirten | S. 670 Z. 18 einen aus ein | S. 691 Z. 19 angezeigten aus angezeigter | S. 692

Z. 11 a Tragedy aus à Tragedi | S. 692 Z. 27 Bachholm aus Bachhelm | S. 693 Z. 11 den aus der | S. 693 Z. 26 Contrast aus Contract | S. 694 Z. 20 Farmer aus Fermer | S. 694 Z. 33 stes aus ste | S. 694 Z. 43 L aus J | S. 698 Z. 1 dem aus den | S. 699 Z. 26 Belthusen aus Belthuysen (hätte bleiben können!) | S. 699 Z. 36 Germanorum aus germanorum | S. 700 Z. 9 Watson aus Wathon | S. XCII Z. 3 sie aus Sie | S. XCIII Z. 19 die aus den | S. XCIII Z. 32 Sie aus sie | S. XCIV Z. 3 die aus der | S. XCV Z. 6 die Gottseeligkeit aus der Gottseeligkeit | S. XCV Z. 30 nach aus noch | S. XCVII Z. 1 ihnen aus Ihnen |

Die wild wuchernde Interpunktion hätte fast ganz ausgerodet und durch eine neue ersetzt werden müssen, sollte der Text in dieser Beziehung geregelt werden. Sie dient oft mehr zur Anzeige einer Lesepause als zum Abscheiden von Sätzen.

Getilgt mussten sinnstörende Zeichen werden nach den Wörtern: S. 17 Z. 29 sie, | S. 74 Z. 25 I. | S. 219 Z. 34 Repräsentant, | S. 249 Z. 36 Handlung, | S. 401 Z. 20 Augen, | S. 492 Z. 23 Originals. | S. 514 Z. 7 nie, [dafür , nie] | S. 538 Z. 13 aufmerksam, | S. 586 Z. 26 Zeit?) [dafür ?) Zeit] | S. 619 Z. 2 Revision, | S. 671 Z. 11 wäre. | S. XCIV Z. 13 ex. | S. XCVI Z. 7 mein, |

Hinwieder an anderen Stellen genügte die vorhandene Interpunktion nicht. Gerne würde man nach dem Punkte, der eine Abkürzung oder ein Citat schliesst, noch die dem Satzgliede zugehörige Interpunktion sehen; aber der Neudruck durfte von diesem sparsamen Gesetze des Originaldruckes nicht abweichen. Oft aber sind in den vorliegenden Exemplaren Punkte ausgesprungen; hier und an folgenden Stellen wurden die fehlenden Zeichen ergänzt: nach S. 6 Z. 9 Schwung | S. 48 Z. 9 Höfe | S. 48 Z. 24 Nord | S. 87 Z. 28, S. 114 Z. 36 und S. 128 Z. 3 Vols | S. 96 Z. 20 kann | S. 97 Z. 17 Tode | S. 101 Z. 26 begeistert | S. 101 Z. 35 ineptis | S. 111 Z. 7 Ehrenstellen | S. 115 Z. 7 Ocean | S. 116

Z. 29 sollen 3 | S. 152 Z. 21 saisons | S. 152 Z. 25 Printems | S. 152 Z. 26 figure | S. 177 Z. 26 nouvelle | S. 189 Z. 1 gethan) | S. 207 Z. 8 feve | S. 246 Z. 1 Kunst | S. 336 Z. 31 Christi | S. 357 Z. 19 Wissenschaft | S. 424 Z. 10 Sewed | S. 425 Z. 9 ist | S. 443 Z. 1 Secret | S. 449 Z. 28 depositaire | S. 450 Z. 16 moeurs | S. 514 Z. 7 Regel | S. 538 Z. 11 aufmerksam | S. 556 Z. 24 folgt | S. 586 Z. 26 andern [?) Zeit aus Zeit ?)] | S. 588 Z. 9 darstellen | S. 588 Z. 18 Realität) | S. 621 Z. 20 Shenston | S. 622 Z. 4 Otway | S. 681 Z. 32 Medium |

Auch Aenderungen thaten not; so: S. 7 Z. 19 Fetzen. aus Fetzen? | S. 7 Z. 20 Waldis? aus Waldis. | S. 7 Z. 26 entzückt, aus entzückt; | S. 84 Z. 23 hatte. — — aus hatte. „ | S. 104 Z. 27 wird. aus wird, | S. 188 Z. 21 Kathedral= aus Kathedral, | S. 221 Z. 10 sey, aus sey; | S. 236 Z. 23 nicht: aus nicht; | S. 261 Z. 31 Wunsch: aus Wunsch; | S. 336 Z. 6 même, aus même. | S. 337 Z. 3 bringen! aus bringen: | S. 365 Z. 28 Saillant. aus Saillant, | S. 393 Z. 10 Treue? — aus Treue? „ | S. 393 Z. 20 hat — aus hat „ | S. 403 Z. 21 viel! aus viel? | S. 423 Z. 11 Ausführlichkeit! aus Ausführlichkeit? | S. 482 Z. 18 habe, aus habe. | S. 497 Z. 13 steht: aus steht. | S. 525 Z. 36 gefesselt, aus gefesselt. | S. 541 Z. 13 reden? aus reden. | S. 587 Z. 10 Empfindung, aus Empfindung; | S. 647 Z. 6 J. aus J, | S. 653 Z. 25 lohnt. aus lohnt? | S. 694 Z. 1 C. aus C: | S. XCIII Z. 2 Antwort: aus Antwort. |

Die charakteristisch häufigen Gedankenstriche des Originales (zuerst überwiegend kurze einfache Striche – –, dann, etwa von Stück XXXIII bis LXIV, Doppelstriche = =, endlich zumeist längere einfache Striche — —) vertreten zuweilen die heute übliche Punktierung ..... Der Neudruck hat gleichmässig überall den Gedankenstrich.

Zumeist sind die Citate in der Vorlage am Beginne jeder Zeile mit Anführungsstrichen begleitet. Der Neudruck begnügte sich mit Anfangs- und Schlusszeichen,

setzte die fehlenden ein, nämlich auf S. 5 Z. 13, S. 33 Z. 5. Z. 16, S. 34 Z. 2. Z. 15, S. 54 Z. 28, S. 120 Z. 34, S. 121 Z. 1. Z. 19. Z. 29, S. 175 Z. 21, S. 176 Z. 6 [über"], S. 236 Z. 17, S. 282 Z. 32, S. 313 Z. 24. Z. 28, S. 395 Z. 8, S. 415 Z. 5. Z. 19, S. 416 Z. 26, S. 417 Z. 23, S. 458 Z. 15, S. 480 Z. 22, S. 520 Z. 24, S. 597 Z. 31, S. 607 Z. 1, S. 616 Z. 28, S. 624 Z. 9. Z. 10 und strich die überflüssigen: S. 236 Z. 18 werden." S. 337 Z. 25 „Uns S. 540 Z. 32 „Gut.

Und nun noch rein äusserliches: die Anordnung der verschiedenen Schriften (Zierschrift, Sperren u. s. w.) wurde im Neudruck möglichst gleichmässig und darum besonders in den Titeln wiederholt im Gegensatze zur Vorlage getroffen. Wo im Texte des Originales Schwabacher- oder Kursivlettern stehen, begnügte sich der Neudruck mit gesperrter Schrift, wodurch freilich nun einzelne Buchstaben (Namensabkürzungen) nicht hervortreten. Der Raummangel, der auf S. 824 des Originales zur Petitschrift zwang, hatte für den Neudruck keine Geltung. Im Verzeichnisse der besprochenen Schriften — deren Titel natürlich so wenig wie die Citate alle richtig gestellt werden konnten: wie hätte ich die Originalwerke beschaffen können! — die Autornamen mit Schwabacher oder Kursivschrift wie im Original auszuzeichnen unterliess der Neudruck. Es wurde in diesem Verzeichnisse die wiederholt gestörte alphabetische Ordnung hergestellt und zehn falsche Citate (die Ziffern beziehen sich auf die Originalpaginierung) korrigiert. Die Unvollständigkeit des Verzeichnisses brauchte nicht ergänzt zu werden, weil ein Personenregister neu hinzukam.

Das Verzeichnis der Personennamen in der umfassenden Vollständigkeit zu veröffentlichen, in welcher ich es zusammengestellt hatte, wäre zwecklos und unbequem gewesen. Ich habe also den Entwurf kritisch gesichtet, indem ich jede Stelle prüfte, ob sie von einigem Belang sei. Ausgeschieden wurden die in einfachen Auszügen der Werke angeführten Namen. Aufgenommen blieben

alle in den Titeln und Untertiteln der besprochenen Bücher, Sammelschriften und Bildwerke enthaltenen Namen der Verfasser (Herausgeber, Uebersetzer), Künstler und Verleger sowie derjenigen historischen Personen, welche Gegenstand des Werkes sind, ferner alle Personennamen, welche der Recensent mit eigenem Urteile anführt. Pseudonyma und anonyma zu lösen, war ich bemüht, so weit mir die nötigen Hilfsmittel zu Gebote standen; auf solche Stellen verweisende Ziffern sind in ( ) gesetzt. Die Verfasser der in den 'Anzeigen' besprochenen Recensionen konnte ich nur für die Allgemeine deutsche Bibliothek, wo Partheys Schlüssel dienlich war, aufdecken.

Würzburg.

Bernhard Seuffert.

Berichtigungen.

Lies S. 14 Z. 17 unſrer | S. 14 Z. 25 der | S. 70 Z. 28 Beyſpiel | S. 125 Z. 17 ſowol | S. 134 Z. 24 innerlichen | S. 161 Z. 31 Entzweck | S. 197 Z. 2 *ἀυτης* | S. 197 Z. 6 *ἑισοδον* | S. 197 Z. 9 *ἀυτου* | S. 204 Z. 19 Standgerichten | S. 240 Z. 2 Schenau | S. 240 Z. 12 Blanchard | S. 244 Z. 10 Becelio | S. 252 Z. 6 Montucla | S. 252 Z. 17 aſtronomiſchen | S. 276 Z. 21 bloſen | S. 294 Z. 24 in Folle statt in der Folge vgl. S. 659 Z. 16 und Grimms Wörterbuch | S. 306 Z. 2 um statt und | S. 351 Z. 35 und S. 352 Z. 6 Reſtout | S. 365 Z. 35 ſowohl | S. 365 Z. 36 nicht | S. 401 Z. 13 akademiſcher | S. 433 Z. 5 zuſchreiben | S. 443 Z. 12 J'ai de . . . et de | S. 546 Z. 6 Baſire | S. 556 Z. 32 Marktſchreyers | S. 592 Z. 22 geſellſchaftlichen | S. 626 Z. 24 Worzu | S. 631 Z. 31 Gebetern | S. 634 Z. 30 durchſichtigen | S. 678 Z. 2 Bareut |

PERSONENREGISTER.

Abbt Th. 12, 16. 28. 270, 14.
Abraham a S. Clara 252, 35. III.
Acarnius Th. 41, 25 ff.
Achenwall 286, 7.
Adam v. Bremen 370, 35.
Addison (213, 18.) 587, 5. (619, 33.) XLIII.
Aeschines 68, 25. 660, 16.
Aesopus 313, 29.
Aëtius 355, 24.
Aikin 626, 30. 33.
Akenside M. 5, 37. 519, 35.
Alberici R. 301, 22 ff.
Alberti J. G. 148, 15 ff. 256, 35. 257, 15. 528, 18. 20. XVII. XXI—XXIII.
Albinus Lucius 412, 21.
Albrecht d. Unartige, Landgraf von Thüringen 82, 35. 83, 31.
Albrizzi 242, 20.
Alembert d' 366, 9. 369, 19. (534, 22. 556, 5.)
Alexander der Grosse 85, 27. 351, 34 ff. 539, 19 ff. 662, 30.
Alkibiades 402, 6.
Amann G. A. v. 146, 18 ff.
Anakreon 79, 34. 429, 15. 514, 17.
André LXXI.
Andreä 139, 18. 147, 33. 154, 16. 165, 21. 253, 27. 390, 34.
Antoninus, Erzbischof von Florenz 132, 29.
Antoninus Pius, Kaiser 355, 23.
Arand 536, 27. 31.
Ardell J. M. 525, 29 ff.
Ariosto 100, 20. 153, 23. (240, 14.) 561, 21.
Aristippus 81, 12. 605, 1.
Aristophanes 196, 22 ff. 219, 9. (649, 5.) LV f.
Aristoteles 513, 30. 637, 1.
Arnaud d' 550, 19 ff.
Arnauld 650, 11.
Athenäus XCV.
Attiret 632, 30.
Augustinus 133, 10.
Aurelianus, Kaiser 355, 23.
Aved J. A. J. 180, 26 ff.
Aventin J. 233, 19.

Bachholm 505, 7 ff.
Bachiene W. A. 154, 33 ff.
Bachofen J. J. 432, 14 ff.
Backmeister L. C. 418, 10 ff.
Baco 77, 28. 189, 30. 318, 11.
Bahrdt J. F. 138, 24 ff. XXV.
Bahrdt K. F. 148, 27. 319, 26 ff. 486, 32. 672, 29. XXV. XXX. XXXV. XXXIX. XLVIII bis LI. LVIII. LXVIII. LXXIV. LXXVI. LXXXII.
Baldinger E. G. 324, 9. 348, 30 ff. 362, 6 ff. 547, 19 ff. 578, 9 ff. 612, 21.

Balechou J. J. 180, 27.
Barbos 193, 31.
Baretti 468, 15.
Baronius C. 301, 18 ff.
Bärstecher 657, 20.
Bartolozzi 612, 9 ff.
Basedow J. B. 62, 29 ff. 160, 8 ff. 170, 2 ff. 187, 26 ff. 331, 10 ff. 351, 11. 364, 18 ff. 366, 15 ff. (457, 10 ff.) XXI. XXIII. XLVIII.
Basire 546, 6 ff.
Batteux 426, 28. 589, 14. 658, 10. X. LX.
Baudouin = Bauduins A. F. 220, 4.
Bauer J. J. 131, 34 ff.
Baumgarten S. J. 42, 34. 46, 8. 616, 16. 22.
Baur F. E. 174, 14.
Bause 253, 16 ff. (ders. ?) 299, 15 ff. 565, 9 ff. LXXXI. LXXXV.
Bayard P. du Terrail 329, 1. 539, 13 ff.
Bayer 105, 3. 109, 24.
Bayle 519, 29. 554, 5. 560, 24.
Beattie J. 506, 30. 553, 3 ff. 559, 17 ff. XXXV. LIX. LXXXIV.
Beck J. Ch. 93, 2. 529, 16.
Becker Th. C. 496, 4 ff.
Becket 238, 34.
Beckmann J. (426, 24.)
Behr J. Falkensohn (461, 34 ff.) LXXXII.
Behrends J. A. XXXV. LII.
Benazech P. P. 611, 25 ff.
Bengel 485, 17.
Bennigsen 408, 30.
Bentley 575, 4.
Benzler J. L. 280, 7 ff. (584, 32 ff.) 660, 4. XI. XLII. LXV.
Berger J. H. de 192, 5 ff.
Berger J. W. 192, 13.
Berghem 577, 4.
Bergsträsser J. A. B. 582, 34 ff. XVI. LXXXIX. XCI. XCVI f.
Berkeley 559, 22. 29. 561, 10. 24.
Bernardus von Clairveaux 133, 16.
Bernhard J. F. VI.
Bernoulli 369, 18. 575, 3.
Bertram 616, 18.
Bertuch F. J. (611, 3 ff.)
Beust J. W. v. 445, 18 ff.
Beyma 195, 3.
Bidermann 578, 26.
Bilguer 338, 10.
Binkmann 578, 32.
Bion 623, 2.
Bischoff 279, 10.
Blair 673, 23.
Blanchard 240, 12.
Blening de 246, 19 ff.
Blin de Sainmore 217, 27 ff.
Blum J. C. 125, 27. 305, 5 ff. LXVIII. LXXXI.
Boccaccio 131, 12. 220, 3.
Bochart S. 105, 9.
Bode J. E. 278, 35.
Bode J. J. C. 49, 17. 26. 148, 13. (265, 13 ff. 378, 19 ff. 636, 22 ff. 661, 2 ff.)
Bodmer 80, 8. 323, 29. (80, 6.) 8. XIV.
Boëtius 133, 23.
Böhmer G. R. 229, 10. 17. 230, 4. ? 323, 9.
Böhmer S. F. v. 310, 33. 311, 17. ? 323, 9. 527, 21.
Bohn J. K. 453, 21.

Bohn J. S. 286, 9.
Boie 125, 8 ff. (? 125, 29. 453, 9. 598, 33.) 603, 19 ff. XI. XXVII. XLII.
Boileau 484, 20 ff.
Boisserée LXVII.
Bolingbroke 583, 1. VII.
Bonifacius VIII. Papst 311, 11. (18.)
Bonnet K. 207, 12 ff. 579, 34.
Bonnet L. 193, 35. 213, 27 ff. 625, 13 ff.
Borelli 598, 26.
Bose 578, 30.
Bosse J. G. 476, 22.
Bosspiegel 348, 11.
Bossu 142, 25.
Bossuet J. B. 17, 28.
Böttiger XXXIX. XLI. L. LXI.
Bouchardon 193, 18. 194, 3.
Boucher 200, 11. 12.
Boufflers de 91, 24 ff.
Bougainville de 198, 33 ff. LIII.
Boule 29, 5 ff.
Boulet J. 649, 33 ff.
Boydell 531, 27. 538, 7.
Boysen 191, 2 ff. 431, 2.
Brahm M. v. (206, 7.)
Brandmüller T. 384, 22 ff.
Brandt E., Graf LXXVII.
Braun H. 230, 32 ff. LXVIII. LXXXI.
Brechter J. J. 364, 17 ff. 366, 14 ff. 372, 20.
Breitinger J. J. 297, 8 ff.
Breitkopf B. C. und Sohn 138, 24. 379, 16.
Briegleb J. C. 616, 33.
Broklesby 452, 1.
Brönner 19, 15. 36, 16. 66, 37. 265, 10. V.
Brown 213, 34 ff.
Brueys D. A. de (472, 15.)
Brüning 349, 6.
Büchner 529, 18.
Bückeburg, Graf von XXXIX.
Buffon 478, 29. 36.
Bülow v. 397, 4 ff.
Buno J. 396, 20.
Bürger (125, 29. 31.) 603, 33. 604, 3. XI.
Burke Th. 537, 36. 538, 1 ff.
Burmann 648, 31.
Burnet 76, 10.
Büschel J. G. 179, 2.
Büsching A. F. 134, 10 ff. 158, 7. 160, 1. 258, 11. 351, 10. 418, 34. 476, 20 ff. 486, 35. 498, 31 ff. 615, 18.
Butel-Dumont G. M. (141, 9 ff.)
Byrne W. 200, 18 ff.

Cadell 253, 34.
Callot 82, 25.
Camden 42, 2.
Caminer 257, 20 ff.
Campell v. 153, 1. 5.
Camper 626, 19. 23.
Cantimir, Fürst 258, 10.
Canut der Gr. 285, 22 ff. LXXXI.
Caravaggio 253, 15. LXXXI.
Casanova G. 615, 22. 29.
Casaubon 53, 28.
Cassiodorus 355, 25.
Castel J. Ph. 572, 26. 573, 14.
Celsus 575, 3.
Cervantes 143, 33. (625, 3.)
Chaereas 560, 35.
Chalotais L. R. de Caradeuc de la 187, 22 ff.
Chambers W. 632, 20 ff.
Chandler R. 69, 4 ff.

Chappe de la Haute Roche = d'Auteroche J. 28, 19.
Charlevoix 39, 23.
Charlotte, Königin von Grossbritannien 524, 18 ff. (525, 6.) 537, 28 ff.
Charterius 146, 5. 6.
Chaucer 611, 7.
Chester 279, 25.
Chilkow, Fürst 418, 17.
Christian, Prinz von Hessen-Darmstadt XXXV.
Cicero 97, 37. 119, 16. (224, 4.) 332, 19. 384, 28. 458, 28. 478, 13. 515, 21. 521, 12. 546, 23. 588, 22. 669, 3. XCIII.
Circa B. 310, 19. 23.
Clarke 35, 12.
Claude Lorrain 532, 12 ff. LXXXIV.
Claudius (36, 25. 38, 31.) 125, 24. 126, 30. 604, 19. VII. XXXVIII.
Clemens von Alexandrien XCIII. XCV.
Clement 443, 29. 444, 10. 22. 471, 20 ff.
Clenerzow, Prinz 246, 18 ff.
Clive R. 567, 29.
Clodius Ch. A. 197, 27. 32. 324, 10. 664, 20.
Cocceji 211, 34.
Cochin Ch. N. 238, 28.
Contius Ch. G. (624, 32 ff.)
Cook J. 28, 14 ff.
Cope H. 547, 15 ff.
Corneille P. 17, 28. 180, 28.
Cossetti 412, 18.
Costard J. P. 177, 7.
Costenbader 325, 31 ff.
Cowley 561, 35. 622, 23.
Cradock 378, 34 ff.
Cramer J. A. 48, 21. (24. 49, 2.) 494, 21.
Cramer J. A. E. v. 498, 6 ff. 521, 33 ff.
Cramer J. J. 203, 32.
Cramer K. F. 605, 22. (624, 25 ff.)
Crätz 318, 16.
Crebillon 180, 25 ff. (567, 18.) 20.
Creuz C. C. v. 38, 3. 331, 34 ff. 429, 8. LXIX. LXXXII.
Crozat J. A. 29, 6 ff.
Crusius Ch. 572, 23. 573, 22.
Cube J. D. 529, 3. 8.
Cujacius 252, 34.
Cumberland 265, 14 ff.
Cunningham 621, 20.
Cuno J. Ch. 252, 35.
Curtius 119, 17.

D. = Dutens.
D* N** = Denon.
Dacier A. 130, 29. 198, 28.
Dallas 626, 15.
Dalrymple A. 115, 8 ff.
Damian August Philipp Carl von Limburg - Styrum, Bischof von Speier (431, 6 ff.)
Damm C. J. 439, 34 ff.
Damm Ch. F. (232, 30 ff.) 341, 30.
Dance N. 564, 31.
Dancourt (390, 31 ff.)
Daniel 419, 29 ff.
Dante 131, 12.
David 230, 19. 305, 32. 306, 1.
Davies 424, 10.
Dawes 347, 34. 35. 348, 3.
Dawes Ph. 525, 12 ff.
Decker und Winter 386, 3.
Deinet J. K. V. XVIII. XXIII bis XXVI. XXXI. XXXIV

bis XXXVI. XXXIX. XLIII. XLVI. XLIX — LI. LVII. LXI. LXXI. LXXIV. LXXVI.
Delalain 171, 21. 217, 28. 389, 28.
De Launay 220, 4 ff.
De Lille 443, 35.
Demarteau 193, 8 ff.
Denina K. 352, 27 ff. XXXV. LIX.
Denis 37, 16. 125, 23. 563, 6. 673, 20. LXXV.
Denon (165, 21 ff.)
Dépres J. 218, 17.
Descartes 180, 29. 442, 35. 561, 12.
Desgodetz A. 536, 37 ff.
Desmarais 218, 16.
Detheis 531, 9 ff.
Diderot 292, 26. 446, 22 ff. (534, 22. 556, 5.)
Diede A. L. 618, 6 ff.
Dieterich J. Ch. 125, 8. 187, 27. 210, 5. 332, 31. 337, 35. 369, 4. 392, 18. 419, 31. 534, 30. 625, 33. XL.
Dietericy = Dietrich Ch. W. E. 22, 15.
Diezmann von Meissen 83, 32.
Diocletianus, Kaiser 355, 23.
Diogenes Laërtius 478, 13.
Dionysius von Halikarnass 660, 4.
Dodd W. 142, 17. 433, 11 ff. XLII. LXV.
Dodsley R. 69, 7. 624, 33 ff. 632, 27. (661, 2 ff.)
Doigni du Ponceau 177, 5 ff.
Domenichino 193, 22. 526, 8.
Donne 587, 4.
Dorat 171, 20 ff. 419, 15. 19. 443, 35. 523, 27 ff. 598, 30.
Dorset 622, 4.
Dryden 80, 27. 28. 372, 11. 622, 4.
Duchesne veuve 192, 27.
Duclos 366, 8.
Dufour 628, 3.
Du Hallas 412, 9 ff.
Dumeix XLVI.
Duncarton R. 525, 18 ff. 28.
Du Pont (60, 13. 14. 653, 8.)
Dusch 100, 13.
Dutens L. (151, 35 ff.)
Dyck 186, 8. 228, 14. 295, 34. 36. 341, 2.
Dyck A. van 538, 1.
Dyer S. (80, 30.)
Dyk J. G. 625, 9.

Earlom 525, 4 ff. 526, 8 ff. 538, 25 ff. 539, 4 ff. 9 ff.
Ebeling (430, 14.)
Eberhard J. H. 506, 17.
Ebert 145, 2.
Eck J. G. 323, 14. 573, 34. 574, 29.
Eckermann XXIX. LXVI f. LXX.
Edwards 142, 17.
Ehlers (617, 7.)
Eichenberg Wtwe. V.
Eichenberg J. L. sel. Erben 1, 7. (174, 8. 206, 33. 263, 22.) 291, 15. (292, 31. 476, 18.) 493, 16. 552, 29. (559, 11. 598, 29. 606, 5. 618, 20.) 619, 7. (624, 26.) 651, 18. V. XCI.
Eisen K. 567, 32.
Eisenhardt 258, 22 ff. 592, 16 ff.
Elisabeth, Königin von England 153, 15.
Elsässer G. Fr. (390, 24 ff.) LXXXII.
Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, Kurfürst von Mainz (380, 31. 590, 11.)

Endter W. 542, 16.
Engel (186, 7 ff.) 323, 15. (468, 16.)
Engelbrecht Ch. 543, 19.
Engelmann Ch. F. 240, 22 ff.
Eon de Beaumont A. Th. d' 16, 20.
Epikurus 81, 13. 16. 510, 26. 519, 30. 659, 24. 26.
Erich J. 110, 33.
Ernesti J. A. 384, 27. 544, 4 ff. 660, 12. XXV.
Erpe van 429, 22.
Erwin von Steinbach 643, 2. 6. 644, 8.
Eschenburg J. J. 125, 27. 141, 24 ff. (428, 14. 527 1. 10.) 585, 32 ff. (616, 2.)
Eskuche 456, 24. 27.
Euklides 251, 28.
Euler 252, 7. 323, 2. 418, 30.
Euripides 219, 9.
Ewald J. 372, 7 ff. 624, 24 ff. LXXXVI.
Ewald J. J. 323, 29.
Ewald Sch. H. 650, 17 ff.

Faber J. E. 286, 10. 453, 20 ff. XLIX. LIX.
Faber J. H. (147, 31 ff. 165, 21 ff. 390, 31 ff. 32 ff.)
Fabricius J. A. 132, 20.
Facius 659, 20. 21.
Fahlmer J. XLIV f.
Falbaire (206, 10.) 332, 8 ff.
Fallois J. de 617, 13.
Farmer H. 253, 34 ff. 260, 13 ff.
Farquhar 266, 8.
Feder 323, 9.
Fenderlin L. (252, 30 ff.)
Fénelon Fr. de Salignac de la Motte 14, 13 ff. 17, 28. (87, 3. 350, 3 ff.) 561, 12. XLII. LIII.
Ferguson A. 233, 28 ff. 506, 29. 671, 25.
Ficquet E. 55, 7 ff. 180, 24 ff.
Fischer Fr. Ch. J. 345, 16 ff. LXXXII.
Fischer J. E. 106, 27.
Flachsland C. (vgl. Herder Car.) XXXIV. XXXVI f. XLIII.
Fleischer 128, 24. 608, 17.
Flögel 323, 8.
Flörke 557, 29.
Forster XLV.
Forster J. R. 247, 3 ff.
Försters Erben 216, 17.
Fortiguerri N. 128, 22 ff.
Fothergill 452, 4. 19.
Freville A. F. J. de (512, 30.)
Fricke J. H. 348, 9 ff. 197, 3 ff.
Friedrich, Bischof von Osnabrück 524, 33 ff. 525, 8.
Friedrich II., König von Preussen (55, 15. 498, 33 ff. 577, 20. 638, 33 ff.)
Friedrich V., König von Dänemark 50, 19. 52, 11. 22. 160, 30.
Friedrich, Prinz von Hessen-Darmstadt XXXV.
Friedrich Heinrich Karl, Prinz von Preussen 577, 37.
Friedrich Wilhelm, Prinz von Preussen 577, 34.
Frobesius J. N. 252, 3.
Frömmich 358, 22.
Fuchs G. (? 421, 35.)
Fuchs J. 380, 21 ff. 412, 3. 673, 4.
Füessli J. C. 77, 10. 181, 9 ff.
Funck G. B. (351, 2 ff.)

G. I. C. v. = Gritsch.
Garbe J. G. 220, 15. 500, 2.
Gärtner (48, 36.) 324, 10.
Garve Ch. 233, 30 ff. 467, 11. 671, 27. 29. XVI.
Gatterer J. Ch. (393, 1. 394, 9.) XL.
Gatzert Ch. H. S. 428, 38.
Gaubius H. L. 56, 3 ff. XXXV. LII.
Gautier 55, 28 ff.
Gay 621, 8. 20.
Gebauer J. J. Wittwe und J. J. Gebauer 82, 7. 102, 8. 466, 28. 31. 647, 6.
Gebler v. 37, 11. 323, 15. 467, 6. 468, 19.
Gellert Ch. F. 8, 4. 5. 11. 75, 9. 98, 27. 99, 3. 5. 100, 12. 14. 19. 337, 24. 351, 18. 494, 21. 677, 12 ff. XLIII.
Gemmingen E. F. v. 6, 35. 7, 4. (125, 24.) 323, 30. (605, 24.)
Georg III., König von Grossbritannien 524, 27 ff. (525, 5.)
Georg, Prinz von Wallis 524, 32 ff. 525, 7.
Georgen J. S. V.
Gerard 506, 29.
Gerlach N. Wittwe und Sohn 147, 19.
Gerning LX.
Gerstenberg H. W. v. 9, 3. (49, 1.) 99, 26. (553, 5 ff. 559, 20 ff.) 563, 6. 605, 16. 24. XIII.
Gesner 384, 27.
Gessner 53, 18. 99, 26. 292, 16 ff. 296, 28. 351, 12. 366, 5. 446, 23 ff. XIII f. XXVII. XLV. LXXXII.
Ghelen v. 489, 2.
Gilbert 577, 36.
Glaukias, König von Illyrien 625, 21 ff.
Gleim J. W. L. 8, 30. 37, 4. 6. 52, 16. 80, 4. 99, 26. 125, 23. 191, 2 ff. 272, 10 ff. 466, 34. 558, 4. 563, 6. 605, 24. 611, 21. 649, 24. XI. XIII. LX. LXV.
Gmelin 418, 25.
Gnauk 578, 28.
Goar 549, 7.
Göchhausen E. A. A. v. (651, 7 ff.)
Göckingk v. 453, 2 ff.
Goldoni 472, 3 ff. 636, 26.
Goldsmith 35, 22. 405, 14 ff. (425, 23.) 439, 2. 598, 31. 620, 36.
Gordon 486, 17.
Görtz J. E., Graf (170, 2 ff.)
Goethe (643, 2 ff.) III f. VII. XIII. XVI. XXV—XXVII. XXIX f. XXXII—XXXVII. XXXIX. XLI. XLIII. XLV—XLVIII. L—LIV. LVI f. LIX f. LXII. LXV bis XC.
Götte 216, 23 ff.
Gotter 125, 27. 324, 9. 604, 21.
Gottsched 101, 28. 188, 37.
Gottsched Adelg. 574, 7.
Götz N. (125, 24. 126, 23. 604, 25.)
Goeze J. M. 379, 12 ff. (? 391, 31.) 526, 11. 15. 21. XVII bis XXV. XLIX f. LXXXII.
Grasset F. und C. 145, 8.
Gravelot H. F. B. 567, 32.
Graziosi 257, 20.
Grecourt 266, 12 ff.
Green V. 538, 9 ff. 539, 20 ff.
Gregorius ? I., Papst 259, 8 ff.

Gregorius von Nazianz XCII.
Gretry 598, 16 ff.
Griffin 632, 21.
Grillo Fr. (52, 36 ff.) 233, 8. (637, 7 ff. 660, 8.)
Gritsch J. Ch. v. (677, 26 ff.)
Gronov J. J. 544, 3 ff.
Groschlag v. 384, 5. (590, 12.)
Gross J. H. 8, 25. 52, 35. 282, 15. 562, 29.
Gross Z. G. 29, 18.
Grotius 35, 12.
Gruner 660, 28.
Grynäus S. (364, 11.)
Guarini (611, 10.)
Guido Reni 193, 28. 612, 9.
Günz 388, 27.
Gustav, Kronprinz von Schweden 230, 6 ff.
Gutsch C. F. 240, 21.
Guys 628, 16 ff.

Haas K. F. L. 291, 7 ff.
Hadrianus, Kaiser 355, 22.
Haen A. de 427, 25.
Häfners Erben 380, 15.
Hagedorn Ch. L. v. 77, 10.
Hagedorn F. v. 439, 5.
Hahn F. C. 216, 21 ff.
Hailer 369, 16.
Halbou L. 240, 2 ff.
Hall J. 564, 31 ff.
Haller v. 37, 13. 86, 27 ff. 145, 8 ff. 167, 35. (174, 19 ff. 346, 7.) 430, 6. 512, 16. 683, 20. LXXIX f.
Hamann (562, 5. 568, 32.) XXVII. XXXIX. XLI. LXII.
Hamberger (427, 35.)
Hamilton 275, 25.
Hanmer 142, 17.
Hannibal 224, 4.
Hanway 28, 22.
Harder J. J. 597, 12 ff.
Harlesius Th. Ch. 572, 20 ff. LIX.
Harmar 453, 17 ff.
Harrington J. 153, 13 ff.
Harrison 42, 2.
Hartknoch 418, 11. XXXVIII.
Hartley XLII.
Hartmann 274, 2.
Hartung J. W. 348, 32.
Harwood E. 238, 33 ff.
Hasche J. Chr. (179, 2 ff.) LXXX.
Hasselquist 456, 29.
Haubold 559, 15.
Haude und Spener 349, 13. 498, 30.
Hausen K. R. 284, 11 ff. 358, 25. 469, 14. 670, 28 ff. XLV. LXIX. LXXXI. LXXXVI.
Heberden 425, 12.
Hechtel 200, 29. (201, 4).
Hechtel G. E. 19, 14.
Heem de 577, 3. 7.
Heilbronner J. C. 251, 36. 252, 2.
Heineck und Faber 553, 6.
Heinichen 77, 11.
Heinrich von Meissen 83, 33.
Heinrich von Meissen 604, 15.
Heinrich I., Kaiser 52, 11.
Heinrich III., Kaiser 82, 34. 83, 2.
Heinrich VI., Kaiser 604, 14.
Heinse W. 8, 24 ff. VIII.
Heinsius N. 544, 4 ff. 586, 5.
Heinze J. M. 572, 26.
Heister 386, 5. 36. 37. 387, 9. 388, 27. 389, 13. 16. 534, 32.
Heliodorus 660, 22.
Helvetius 36, 10. 88, 3 ff. 476, 15. 507, 11. 554, 5. IX.
Hemmerde 399, 12. 403, 34.

Hemsterhuys F. 247, 12 ff. 599, 3 ff. XLII. LIII. LX. LXV.
Hemsterhuys T. 572, 27. 573, 32. 574, 30.
Henkel J. F. 385, 32 ff. 535, 2.
Hensel Mde. 604, 21.
Hensler P. W. 125, 30.
Herbelot 631, 25.
Herbiniaux 627, 11.
Herder Car. (vgl. Flachsland) LIX—LXII. LXIV f.
Herder J. G. 77, 31. (125, 24. 197, 30.) 412, 32 ff. (426, 29. 429, 8.) 467, 2. 24. (604, 34. 605, 17. 616, 34. 673, 22. 31.) VII. X. XII f. XVI. XXVI. XXXIV bis XLIII. XLVII—LIV. LVIII — LXVI. LXXVII. LXXX. LXXXII—LXXXV. LXXXVII. LXXXIX.
Hermann=Arminius 51, 12. 52, 18. 73, 30.
Hermann 252, 34.
Hermes (649, 26.)
Herwich J. J. 196, 23 ff. 392, 4 ff. 649, 5. LV f.
Herwig Ch. Ph. 595, 29 ff.
Hesse v. XLIX.
Heumann v. Teutschenbrunn J. 623, 17 ff.
Heupel G. F. 486, 21.
Hewson W. 626, 28.
Heynatz J. F. 526, 35. 527, 9.
Heyne Ch. G. 77, 9. 273, 28. 277, 27. 31. 337, 36. 370, 12. 384, 27. 529, 31 ff. X. XXXVIII. LIX. LXIII.
Hieronymus 281, 14. 36. 457, 5.
Hill 399, 2 ff.
Hilscher Ch. G. 126, 33.
Hinz J. F. 519, 27.
Hiob 218, 20. 529, 4. 6.
Hippokrates 145, 7 ff. 547, 17 ff. 660, 28.
Hippolyt von Este, Cardinal (561, 21.)
Hirschel 349, 4.
Hocker A. M. G. V.
Hocker S. T. V.
Hoffmann G. C. 154, 33.
Hofmann C. L. 527, 18.
Hogarth 531, 29. (532, 4.) 645, 31.
Hohl 225, 4 ff.
Holbach d' (638, 32 ff.)
Holbein 525, 11.
Holdsworth 659, 34. 35. 660, 2.
Holland LXIX. LXXVI.
Hollmann 207, 12 ff.
Hölty 603, 33.
Homblot 512, 21.
Home 506, 30. 519, 31. 587, 14.
Homer 79, 30. 34. 128, 8. (142, 32. 34. 160, 10.) 197, 27. 225, 26. 30. 34. 226, 1. 341, 2 ff. 441, 6. 480, 10 ff. 485, 2. 491, 21. 23. 26. 27. 514, 17. 541, 18. 551, 25. (614, 17.) 660, 33. XLVII. LXV. LXVIII. LXXV f. LXXXII f.
Hommel C. F. 194, 33. 195, 2. 427, 14. 23.
Hontheim 412, 1.
Hoogeveen H. 572, 25. 658, 23. 25. 28.
Hooper 343, 36.
Höpfner 488, 28. XXXII. XXXVI. XLIII. XLV f. XLVIII. LXXXI f. LXXXVI.
Hopp J. 293, 3 ff. LXXXI.
Horatius 79, 33. 95, 10 ff. 100, 26 ff. 126, 35. (232, 12. 266, 22. 294, 15.) 305, 27. 30. 32. 36.

(318, 20.) 458, 32. 481, 37. 578, 2. 585, 28 ff. 588, 23. 616, 33. (636, 20.) LX. LXV.
Horn 83, 33.
Hourden 524, 19 ff. 27 ff.
Huber M. 292, 19. 365, 30. 366, 3. 427, 30.
Hübner 558, 36.
Hume 76, 9. 92, 16. 21. 476, 14. 554, 5. 559, 23. 30. 560, 1. 561, 9. 587, 11. 14. 31. LXII.
Hunger J. G. (147, 18 ff.)
Hurd R. 585, 30 ff.
Hutcheson 646, 3. 7.
Huttewill 207, 11 ff.

I. = Nicolai.
Jablonowski, Fürst 663, 2 ff.
Jacobi F. H. 173, 18 ff. 473, 18. 657, 10 ff. IX. XXXIII. XLIII—XLV. LXXXVI.
Jacobi J. G. 9, 6. 12, 32 ff. 21, 24 ff. 80, 4. 282, 15 ff. 428, 14. 22. 466, 34. 520, 9. 562, 29 ff. 611, 21. 649, 24. 670, 28 ff. IX. XI. XIII. XLV f. LIII. LXVI. LXXXV f.
Jago 6, 1.
Jahn J. F. 384, 12.
Jakobi A. F. E. 618, 18 ff.
Janin 627, 21. 23.
Jeremias 218, 14 ff.
Jerusalem 207, 16. 299, 28 ff. 319, 3 ff. 337, 16. LVII.
Jessen 337, 7.
Ihenston 621, 20.
Ihre 108, 31. 109, 35. 112, 4. 15. 113, 8. 485, 8 ff.
Imhof J. R. und Sohn 75, 6. 432, 9. (ders.?)
Innocentius III., Papst 310, 31.
Joch A. v. 678, 3 ff. LXIX. LXXXVII.
Johannes 399, 11 ff.
Johnson J. 619, 14.
Johnson S. 142, 16. 492, 13. 589, 4.
Jonathan 306, 2.
Jordaens 207, 2.
Jornandes 486, 20.
Joseph II., Kaiser (349, 8. 578, 1.)
Irwin 277, 13. 18. 23.
Iselin 351, 11. 465, 2 ff. 507, 20. XXXV. LII. LVI. LXII.
Isenflamm 349, 9.
Junker 365, 27 ff.
Justinianus, Kaiser 265, 6. 9.
Juvenalis 180, 10. (206, 31.)

Kalm 247, 4.
Kanngiesser 487, 6 ff.
Kant LXII.
Kapp 578, 23.
Karl XII., König von Schweden 672, 18.
Karl Emanuel I., König von Sardinien (9, 10 ff.)
Karl Friedrich, Markgraf von Baden (61, 19. 28. 31. 268, 35.)
Karsch A. L. 124, 28. 323, 30.
Kästner 100, 9. 273, 28. 276, 2. 9. 12. 16. 25. 31. 277, 12. 323, 29. 369, 18. 25. (427, 8. 430, 22.) 467, 11. 649, 26.
Katharina II., Kaiserin von Russland 253, 3. 418, 12. 16.
Kaufmann Ang. 525, 25. 537, 35.
Kauniz, Fürst 286, 13.
Kebes 53, 2 ff.
Kennikott B. 420, 7. 15.
Kepler 322, 34.
Kessler (? 205, 30.)

Kestner XXV f. XXXII. XLVI.
Kiefer J. N. 526, 14.
King J. G. 548, 20 ff.
Kircher 670, 20.
Kirkland 626, 35.
Klärich 277, 6. 7.
Kleemann N. E. 488, 31 ff.
Kleist E. v. 99, 25. 306, 1. 366, 5.
Klopstock 38, 27. 48, 2 ff. 49, 17 ff. 86, 30. 99, 6. 25. 203, 22. 252, 35. 366, 5. (464, 23.) 267, 1. 494, 20. 514, 18. 520, 9. 563, 6. (? 582, 26.) 603, 34. (604, 29.) 605, 15. 23. 27. XIII. XLIII f. LII f. LX f. LXVI.
Klopstock Margaretha 323, 30.
Klotz Ch. A. 29, 14. 197, 26. 33. 284, 11 ff. 427, 34. 466, 29. 467, 17. 24. 573, 22. 670, 29 ff. IX. XII. XX. XLV. LX. LXV. LXIX. LXXXI. LXXXVI.
Knittel 485, 14.
Knolle 578, 31.
Knorr G. W. 426, 20.
Koch 310, 15 ff. LXXIV.
Koch G. H. 468, 18.
Kochendörfer 232, 18.
Köcher J. Ch. 612, 18.
Kocken 44, 35.
Köhler 578, 25.
Kölbele J. B. 207, 15 ff.
Koluthus 53, 1 ff.
Komareck 301, 15.
Kopp K. F. 203, 27 ff. 358, 19.
Koppier P. H. 659, 9.
Korn 311, 23.
Korn Ch. H. (285, 22 ff.)
Kramer C. 115, 17 ff.
Kreittmayr v. 318, 14 ff.
Kretschmann K. F. 36, 24. 38, 18. (125, 25. 172, 25 ff.) 203, 20. 324, 9. (423, 15 ff.) 605, 9. (673, 27.) LXVIII. LXXX.
Krieger 122, 3. 346, 11.
Kurz J. (? 55, 21.)
Küttner K. A. 100, 26 ff. (341, 2 ff.) LXXXII.

La Baumelle 444, 23. 547, 1.
La Blaquiere M. Verdier de 426, 23.
Lactantius 335, 35.
La Fage R. de 82, 25.
La Fontaine J. de 7, 1. 2. 4. 9. 180, 26. 523, 31.
La Grenée J. J. 213, 27. 625, 13.
La Harpe J. F. de 14, 16 ff. 18, 26. 27, 19 ff. XLII. LIII.
Lakemacher J. G. 572, 23. 573, 8. 12.
La Mettrie J. O. de 476, 14.
Lamey 592, 2.
Landen 424, 31.
Lange S. (97, 26.)
Langhorne J. und W. 80, 22 ff.
Lapus Florentinus XCIV.
Lardner 347, 32. 348, 1.
La Roche Sophie v. (85, 8 ff. 224, 34. 329, 28 ff. 358, 21. 368, 15.) 467, 34. (528, 10. 671, 7.) IX. XXXIV. XLIV bis XLVI. LXXIX.
Laudon 38, 30.
Laugier 643, 26.
Lauhn B. F. R. 384, 15 ff. 18 ff.
Lavater J. C. 297, 9 ff. (339, 27 ff.) 434, 20 ff. 494, 21. (558, 29.) 579, 8 ff. 619, 5. 670, 17 ff. 671, 34. 672, 16. XII. XXVI. XXXVIII. XL. XLV. XLVIII. LI. LVI. LX. LXVI. LXVIII. LXXVI. LXXXVI.

Law E. 337, 20.
Le Bret XXXV. LII. LIV.
Lee 622, 4.
Le Jay 9, 12. 217, 28. 550, 20.
Leibniz 105, 8. 16. 442, 35. 561. 12. 579, 30.
Leland 41, 24 ff.
Le Maire 115, 9.
Le Mierre 443, 35. 444, 9.
Le Monnier 130, 29. 237, 3 ff.
Lenclos Ninon de 449, 30 ff.
Leringston 626, 25.
Leroy C. G. (478, 25 ff.)
Less G. 68, 33. 227, 3 ff. 337, 17. 460, 6 ff.
Lessing 77, 9. 31. 99, 26. 154, 22. 323, 31. 447, 14. 523, 32. 573, 24. 577, 10. 615, 30. 32. 658, 12. 15. 16. 21. 673, 31. XIII.
Leuchsenring XXXV. LII.
Leuchsenring F. IX. XLIV. LII.
Le Vacher 535, 37.
Le Vasseur J. Ch. 351, 35 ff. 598, 3 ff. 625, 22 ff.
Levret 627, 20. 628, 7. 675, 19.
Lichtwer M. G. 8, 17. 351, 13.
Linné 213, 22.
Lippe-Schaumburg, Graf zu XL.
Lipsius J. 544, 3 ff.
Ljungberg 273, 35.
Locatelli A. 611, 25.
Lochner 126, 32 ff.
Locke 236, 26. 315, 21. 22. 316, 6. 363, 10. 559, 23. LV.
L'Oiseau de Mauleon 606, 3 ff.
Lonchamp 427, 32.
Lovery 524, 34 ff.
Löwen J. F. 37, 17. 38, 19. 87, 35.
Lucretius 546, 28.
Ludemann 59, 22.
Ludewig 578, 34.
Ludewig J. P. 293, 11.
Lüdke (428, 1. 529, 18.)
Ludwig Ch. G. 358, 33.
Ludwig, Dauphin (75, 16.)
Ludwig, Graf von Provence (75, 16.)
Ludwig XV., König von Frankreich (598, 18.)
Luft 456, 24.
Luther 403, 24.
Luz K. (617, 24 ff.)
Lysias 660, 32.
Lyttleton G. 216, 17 ff. 622, 3.

M. = Herder.
Maas G. A. 155, 4 ff.
Macpherson 673, 24.
Maillet 442, 36. 484, 3.
Makenzie 631, 29.
Malebranche 442, 35.
Mallet 425, 6.
Mallet Lucy 94, 29 ff. 620, 37.
Mangelsdorff K. E. 457, 11 ff. (649, 1.)
Manstein v. 427, 27.
Marcenay de 180, 34 ff.
Marées S. L. E. de 42, 30 ff.
Maria Josephe, Dauphine (75, 17.)
Maria Josephe Luise, Gräfin von Provence (75, 16.)
Marivaux 213, 9.
Markland 660, 32.
Markus 281, 4. 282, 8.
Marmontel J. Fr. (147, 30 ff.) 154, 18.
Marquette 289, 1.
Marshall G. 537, 1 ff.
Martialis 622, 15.
Martini J. Ch. 572, 24. 573, 9. 19.
Martiniere 535, 30.

Mascho 647, 34.
Mascov 114, 30.
Mason J. 532, 15 ff.
Massard J. 75, 15 ff.
Masson de Pesay (389, 27 ff.)
Mastalier 37, 16. 38, 30. 468, 16.
Matsko 618, 5.
Matthäus 279, 35 ff.
Maude Th. 425, 17 ff.
Maupertuis 442, 36.
Mauvillon J. (98, 20 ff. 649, 11.) LXVII. LXXX.
Mayer A. G. 279, 3.
Mayr B. (179, 35 ff.)
Meckel J. F. 88, 21 ff. 359, 21 ff. 528, 13. 16. 617, 3.
Meek 626, 12.
Megerlin D. F. 673, 14.
Meier G. F. 323, 8.
Meil 125, 16. 605, 31.
Meiners (313, 3 ff. 468, 23.) 619, 2. X. LIV.
Meinhard 226, 21.
Meister 369, 30.
Memmius 546, 23.
Menander 123, 9.
Mendelssohn (44, 16.) 207, 13 ff. 323, 8. 365, 25 ff. 519, 31. 587, 15. 646, 19.
Menke J. B. (445, 24.)
Mercier L. S. (16, 6 ff. 375, 13.) XLVII.
Merck VII. IX. XI f. XVI. XXVII. XXXII—XXXVII. XLII—XLVI. XLIX. LII—LIV. LXI. LXIII—LXVIII. LXX. LXXIX f. LXXXVI—XC.
Metzler J. B. 406, 7. 19.
Meyer 596, 1.
Meyer 258, 24. 321, 33. 357, 3. 433, 14. 557, 33. XLII.
Meyer J. E. 251, 24. 261, 20. 278, 2.
Michaelis J. B. 37, 16. 585, 23. 605, 24.
Michaelis J. D. 42, 35. 44, 33. 35. 45, 13. 46, 8. 33. 105, 8. 220, 14 ff. 357, 36. 358, 5. 369, 33. 370, 6. (402, 37.) 419, 28 ff. 429, 23. 457, 6. 485, 25. 529, 5. 9. 651, 16. XXXVIII f. LIX—LXI. LXIII. LXV. LXXIV. LXXVI. LXXXIX.
Michel Angelo 79, 25. 253, 15.
Millar J. 506, 24 ff. XXXV. LIX.
Miller J. P. 429, 30.
Millius 485, 17.
Milton 51, 22. 99, 6. 100, 8. 372, 9. 589, 9. XXIV.
Minellius 98, 11. 238, 23.
Mirabeau 371, 30. 652, 3.
Moitte 200, 11 ff. 207, 3 ff.
Molière 180, 29. 449, 30. 451, 4. 5. 22.
Möller A. 552, 26.
Monro D. 626, 6.
Montagu M. W. 5, 6.
Montaigne 128, 13.
Montard 342, 33.
Montausier, Herzog 171, 11.
Montesquieu 221, 6. 10. 224, 7. 252, 36. (258, 32.) 354, 31. 435, 11. 478, 29. 479, 3. 507, 10.
Montucla 252, 6. 278, 5.
Moor 394, 10.
Morand 536, 24.
Moreau J. M. 598, 14 ff.
Morisanus J. 660, 27.
Morza de 444, 22.
Moscati P. 429, 18.

Moser J. J. 323, 9. 469, 28 ff. LXIX. LXXVI.
Moses 220, 14 ff.
Mosheim J. L. v. 252, 35. 281, 28. 429, 29.
Müller 324, 10.
Müller G. LIV. LX.
Müller G. S. (438, 25 ff.)
Müller J. X. XXVII.
Müller J. G. (36, 26. 200, 28 ff.)
Müller J. H. F. (205, 22.) 218, 31 ff. LXXXI.
Müller Ph. L. St. 426, 22.
Münden V.
Münter B. 473, 25 ff. (502, 33.) LXVIII. LXXXIII.
Muratori 353, 14.
Murray Ch. Th. 277, 35. 370, 33.
Murray J. A. (427, 25. 430, 7. 616, 32.)
Musäus J. K. A. (528, 10.)
Mutzenbrecher (429, 15.)
Muzier 29, 7.
Mylius 411, 28.

N. Frh. v. = Gemmingen.
Nahl 51, 18.
Naudé 259, 3.
Neander 494, 21.
Necker Mde. 343, 24.
Nehring J. J. (232, 16 ff.)
Neri Ph. 301, 37. 302, 8. 14.
Neubauer J. E. 608, 14 ff.
Newberry F. 446, 10.
Newton 425, 31. 426, 5. 579, 29.
Nicolai F. 88, 25. (125, 29.) 338, 7. (357, 12.) 359, 23. (426, 18 ff. 469, 17. 526, 9 ff. 615, 16 ff. 671, 20 ff.) XXVII. XXXV—XXXVII. XLV f. LXXXIII.
Niebuhr 456, 30.
Nölting J. H. V. 256, 34 ff. XVII.
Nonne 222, 4.
Nonotte 547, 1.
Nösselt 337, 17.
Nostradamus 345, 32. LVI.
Noverre LXXV.

O. = Herder.
Oberhauser B. 92, 27 ff. 30 ff.
Okel E. F. 519, 26 ff.
Olearius G. 132, 20. 133, 6.
Olenschlager J. D. v. 114, 30. 300, 13. 29. 301, 6. 319, 20. XXXV. LVII.
Olivet 147, 25.
Orell, Gessner, Füesslin und C. 181, 11. 214, 1. 364, 20. 366, 18. 375, 9. 505, 9. 12.
Orton H. 348, 5.
Orton J. 459, 11 ff.
Oeser 51, 18. 253, 15 ff. 292, 4 ff. 565, 9 ff. LXXXI. LXXXV.
Ossian 99, 5. (230, 20.) 514, 14. 673, 21. 26. LII. LXXVI.
Otto, Herzog von Braunschweig 83, 1. 15.
Otto der Grosse, Pfalzgraf von Wittelsbach, Herzog von Baiern 590, 29 ff.
Otto J. und Söhne 306, 13.
Otway 622, 4.
Oudinus 132, 19.
Ouvrier LXXIV.
Ovidius 540, 29. 542, 27. 32. 543, 21. 26. XLVII.
Oxenstirn 418, 33.

P. = Parz.
Palaprat J. de Bigot (472, 15.)
Pape 274, 4. 275, 3.
Paracelsus Th. 60, 1.

Parnell 587, 4.
Pars W. 69, 5 ff.
Parz (125, 29.)
Pascal 476, 17.
Passavant LX — LXVI. LXXXV f.
Patoniltet 547, 1.
Patzke J. S. (36, 26. 200, 28 ff. 523, 2 ff.)
Paul Petrowitsch, Grossfürst 662, 28 ff.
Pauli 83, 36.
Paulsen 456, 24.
Paulus 216, 19 ff.
Pennant 279, 24 ff.
Penni 37, 22. 539, 12 ff.
Percy 620, 32. 621, 8. 622, 5.
Petersen ? Ph. H. G. XXXII. XXXVI.
Petersen G. W. (673, 7.) XXXII. XXXV f. XLII. LIX. LXII. LXXXIII.
Pether W. 538, 17 ff. 539, 12 ff.
Petrarca 131, 12. 283, 21. 22. 557, 32 ff. 603, 32. 648, 19. 22. LII.
Pfeiffer J. F. v. (671, 30.)
Pfeufer B. 325, 25 ff.
Phädrus 642, 1. 14.
Philips 619, 33.
Philippus, Arzt Alexanders (85, 28.) 351, 34 ff. 539, 19 ff.
Phormio (224, 4.)
Pibrac 536, 2. 3.
Picot V. M. 532, 4 ff.
Pilati 673, 35.
Pindar 232, 31 ff. 469, 3.
Pingre 425, 9.
Pistorius (671, 34. 672, 30.) XLII.
Pitawall 595, 17.
Pittmann Ph. 39, 13 ff.
Plato 77, 5. 249, 1. (402, 5.) 565, 34. 641, 33.
Plattner 534, 32.
Plautus 219, 9. (466, 19.) 588, 22.
Plenk 536, 12. 18.
Plinius 103, 4. 648, 31. XCII f. XCV. XCVII.
Plitt J. J. 278, 26. ? 486, 32. XVII. XXV f.
Plüer (427, 29.) 615, 21.
Plutarch 80, 20 ff. 84, 37. 122, 28. 144, 35. 430, 16. 583, 30. 660, 6. XCIII—XCV. XCVII.
Pohl 578, 20. 22.
Poinsinet (390, 32 ff.)
Pölembourg 598, 3.
Polybius 76, 8. 394, 8.
Pompadour, Marquise de 662, 16 ff.
Pomponius Mela 103, 3.
Poncelin de La Roche-Tilhac (549, 29.)
Pope A. 99, 7. 142, 16. 193, 2. 225, 34. 284, 3. 339, 35. 425, 25. 446, 12. 597, 11 ff. (604, 34.) 621, 19. VI.
Pott 536, 5. 626, 36.
Price 424, 23.
Prior 611, 3 ff. 621, 20. 622, 3.
Pufendorf 570, 35.
Purgold (430, 25.)
Purmann J. G. 432, 16. 513, 4 ff. LX. LXV.
Pütter J. St. (210, 4 ff.) 323, 9. 674, 6 ff. LX. LXV.
Pyrrhus, König von Epirus 625, 21 ff.
Pythagoras 81, 17. 519, 30.

Q. = Götz.
Quesnay 371, 29. 465, 27. 652, 3.

Quetant (390, 31 ff.)

Rabelais (390, 27.)
Rabener 180, 6. 11. 649, 26. 677, 12 ff.
Racine J. de 17, 28. 217, 27 ff.
Ramler K. W. 37, 16. 77, 9. 125, 22. 127, 1. 575, 26 ff. LX. LXVI. LXXXVI.
Ramsay A. 525, 28.
Ramsay A. M. de 621, 10.
Raphael 19, 5.
Raspe 273, 28. 275, 8. 20. 31. (615, 28.) XXXV. XXXVIII. XLIII. XLV. XLIX. LII.
Ratte 352, 19.
Ravenet S. F. 532, 2.
Raw S. 572, 24. 573, 14. 30.
Reiske J. J. 53, 24. 28. 572, 27. 573, 32. 33. 36. 574, 3. 20. 28. (659, 7. 660, 31.) 33.
Rembrandt 180, 33. 36. 539, 5. 9. 542, 7. XLVII.
Remmer 648, 2. 4.
Remy 29, 6 ff.
Resewitz (429, 31. 528, 21. 616, 18. 617, 17.)
Restout J. (? 85, 27.) 351, 35 ff.
Reyett N. 69, 5 ff.
Rhenferd 281, 34.
Riccoboni Mde. 512, 19 ff.
Richardson und Urguhart 286, 22.
Richardson G. et J. 41, 30.
Richardson S. (51, 1. 85, 15.) 86, 20. 512, 28.
Richter A. G. 534, 25 ff. 625, 31 ff.
Richter K. 299, 15 ff.
Riedel 49, 4. 128, 16. 286, 12. (292, 4 ff. 297, 34 ff.) 467, 21. (468, 17.) LXXXI.
Ring XI.
Ringmacher 232, 33.
Robert K. W. 127, 8 ff. 166, 32 ff.
Roberts W. H. of Eton 28, 26 ff.
Robertson J. 425, 1. 506, 29.
Robson 35, 19. 537, 2.
Rode B. 576, 24. 29.
Röder 133, 6.
Roggewein 115, 10.
Rollin 343, 1.
Romanelli 258, 15.
Rommershausen J. F. 127, 5 ff. 166, 33.
Romney G. 525, 18. 22.
Röster 273, 33. (277, 35.)
Rothschild 48, 26.
Rousseau J. B. 180, 29.
Rousseau J. J. 55, 8 ff. 92, 17. 22. 127, 34. 180, 29. 31. 351, 16. 366, 26. 367, 5. 22. 476, 15. 507, 11.
Roux A. (503, 34.) 628, 1.
Rowe 74, 37.
Rowley 626, 26.
Rowning 424, 14. 21.
Rudloff 493, 9.
Ruhneken 574, 31. 575, 8. 21.
Ryland 537, 23.

S. = Schummel.
Saadi 296, 34. 297, 3.
Sachs Hans 342, 14.
Saillant 365, 28.
Saint-Evremont 519, 29. 521, 15. 19.
Saint-Lambert 295, 33 ff. 34 ff. 443, 34.
Saint-Yves 387, 10. 14. 388, 27.
Salvator Rosa 611, 29.
Salzmann XXVI. XXXIV. XLVI.

Sanadon N. St. 37, 29. 572, 21. 573, 28.
Sandrart J. v. 539, 30 ff. XLVII. LXXXIV.
Sangerhausen Ch. F. 29, 19 ff.
Sappho 124, 27. 621, 31.
Saurin 192, 26 ff.
Saussüre 324, 21 ff.
Savage R. 5, 32.
Saxtorph 349, 9.
Scaliger 485, 3. 586, 5.
Schaarschmid 534, 32.
Schäffer 320, 7 ff.
Scheffner J. G. (266, 12 ff.)
Scheibel J. E. (251, 25 ff. 261, 18 ff. 278, 2 ff.) 279, 22.
Scheidhauer 351, 3.
Schellenberg R. 559, 6.
Schellwitz (527, 23.)
Schenau J. E. 240, 2.
Schenk M. Ch. v. Lemsell 638, 3 ff.
Schiebeler LXXVI.
Schilling R. E. 638, 19 ff.
Schirach G. B. 82, 5 ff. 466, 27 ff. (468, 11. 645, 13 ff.) 647, 5 ff. XV. LX. LXV. LXXXIII. LXXXVI. XCVI f.
Schlegel 323, 29.
Schlegel J. A. 426, 28. 494, 20. 589, 15.
Schlettwein J. A. 60, 7 ff. 266, 30 ff. 377, 2 ff. 651, 33. 652, 13. LVI. LXXXII.
Schlosser F. XXVII. LXVI.
Schlosser H. XXXII. XXXVI.
Schlosser J. G. VII. X. XII. XVI f. XXVI. XXXII—XXXVII. XLV. XLVIII. LII. LIV — LIX. LXVI. LXXV. LXXX—LXXXIV. LXXXVI—XC.
Schlözer A. L. 102, 10 ff. 108, 28 ff. 187, 25 ff. 337, 36. 357, 37. (365, 16.) 392, 17 ff. X. XVI. XXXVIII—XLI. LIV LIX f. LXIV. LXXVII.
Schmahling L. Ch. 372, 26 ff. 673, 6. 8. 11.
Schmid Ch. H. (3, 20 ff. 36, 14 ff.) 36, 35. 358, 29. 468, 15. (569, 31.) ? 625, 9. (648, 37.) XVI. XXX f. XXXV. XLVIII. LI. LXXV. LXXXVI.
Schmid J. P. 660, 23.
Schmidt 675, 15.
Schmidt K. E. K. 557, 32 ff. 603, 31. 604, 1. 648, 19.
Schmidt M. J. (516, 6 ff.)
Schmitt F. 125, 25.
Schneider J. G (429, 15.)
Schönaich Ch. O. v. (? 73, 30.)
Schöning 102, 33. 106, 35.
Schott A. F. 635, 27 ff.
Schreber J. Ch. D. 228, 13 ff.
Schröckh J. M. 324, 9. 648, 7.
Schröder 323, 15. ? 612, 22.
Schubart ? Ch. D. 323, 15.
Schubart R. A. 565, 9 ff. LXXXV.
Schultens 417, 1.
Schulz J. F. Ch. 122, 5 ff. 239, 2. 346, 10 ff. 647, 21. 26. 660, 18. 20. XXXII. XXXVI. LXXIV.
Schulz St. 428, 1. ? 552, 27 ff.
Schulze G. D. 437, 17. 19.
Schummel (118, 23 ff.) 468, 7. (647, 15.) LXVIII. LXXVI. LXXX. LXXXVIII.
Schwabe J. C. S. 384, 19 ff.
Schwabe J. J. 189, 1.
Schwarz LXXIV.

Schwickert B. 3, 31. 224, 15. 352, 28. 506, 25. 585, 33. 628, 18. 648, 37.
Scopoli 349, 6.
Scot D. 442, 35.
Search 506, 31.
Secker 347, 12. 348, 4. 7.
Sedaine (390, 32 ff.)
Seedorf 276, 23.
Segner 322, 37. 424, 16.
Seiler G. F. 612, 26 ff.
Selchov v. 310, 35.
Semler J. S. 35, 12. 399, 10 ff. 403, 32 ff. 526, 13. XX. XXIII. LIX f. LXII.
Semmler 278, 19.
Seneca XCIII.
Seybold (479, 5 ff.) 480, 11 ff. 660, 34. LXVIII. LXX. LXXXIII.
Shaftesbury 511, 31. XLIV.
Shakespeare 51, 22. (80, 1.) 85, 18. 99, 6. 141, 22 ff. 187, 12. 219, 10. 441, 7. 492, 2 ff. 519, 10. 564, 32. 586, 35. 589, 2. 604, 17. (649, 25.) 650, 21. XIII f. LIII. LXXXIII. LXXXVIII.
Shonten 115, 10.
Sieber J. G. 19, 12 ff.
Siebold 349, 9.
Simonis und Krakamp 411, 24.
Sixtus V., Papst 259, 4.
Smith 621, 18.
Smollet T. G. (114, 36 ff.) 489, 20. 21. (636, 22 ff.)
Sokrates 402, 6. 404, 16. 17. 641, 33. 642, 1. 2. 660, 12. XLIII. LVIII.
Somet 660, 17.
Sonnenfels J. v. 269, 17 ff. 527, 25. 528, 4. LXIX. LXXXI. LXXXIV.
Sophokles 219, 9. 492, 19. 35. 493, 2.
Spalding 37, 4. (272, 13. 273, 10.)
Spangenberg G. A. 49, 8.
Spener K. (326, 7 ff.)
Spieren (19, 2.)
Spinoza 442, 35. 443, 11. 560, 26. 561, 12. VII.
Spon J. 384, 20 ff. 435, 12.
Sprengel (674, 1.)
Sprenger B. 406, 8 ff. (23.)
Springer v. (527, 15. 28. 528, 5. 7.)
Springer J. Ch. E. 371, 2 ff. 589, 34 ff. (651, 22 ff.)
Squire 68, 18.
St. J. Ch. = Steiger.
Stahl 168, 15. 169, 28.
Steele (213, 13. 619, 33.)
Steiger J. Ch. (94, 10 ff.)
Stein G. W. 627, 2. 672, 19. 21. 675, 12 ff.
Stephanie G. d. j. (205, 16.)
Sterne (86, 31. 118, 25. 29. 119, 19. 20. 29. 120, 34. 246, 34. 298, 2.) 3. 359, 3. 4. 9. (434, 2. 439, 2. 460, 35.) 461, 24. (518, 11. 572, 31. 632, 9.)
Stesichorus 659, 15. 19.
Stiliko 355, 23.
Stöber E. 572, 25. 573, 9. 17.
Stockhausen J. Ch. 79, 33. 615, 36. 616, 9.
Stockhausen J. F. 252, 4.
Stowe 42, 1.
Strack K. 503, 24 ff.
Strauss 211, 25.
Stritter 106, 22.

Struensee J. F., Graf 473, 23 ff. 502, 33. 503, 5. 677, 25 ff. LXVIII. LXXVII. LXXXIII f.
Stryk 617, 29.
Suchfort 659, 15.
Suetonius 468, 20.
Sulzer J. G. 75, 26 ff. 322, 35. 357, 37. 358, 8. (492, 2 ff.) 519, 31. 649, 25. 664, 32 ff. IX. XXVII. XLIII. LIII. LXVII f. LXXV. LXXXIII. LXXXVI.
Swedenborg 128, 15.
Swieten van 386, 25. 29.
Swift 79, 31. 225, 11. 322, 17. 444, 7. LXXXV.

Tacitus 203, 1. 19. 384, 11. 393, 28. 515, 21. 544, 2 ff.
Tasman A. J. 115, 10.
Tasso (611, 9.)
Tassoni 647, 8.
Taube 276, 18.
Taylor J. 35, 12.
Taylor J. 660, 32.
Teller W. A. 526, 25. (529, 8.)
Tempelhoff G. F. 349, 15 ff.
Terentius 128, 21 ff. 219, 9. 237, 2 ff.
Tersteegen G. 500, 1 ff.
Thaddäus J. 384, 10 ff.
Theden J. Ch. A. 338, 6 ff.
Themistokles 270, 29.
Theobald 142, 17.
Theodorich der Grosse, König der Ostgothen 355, 24.
Theokritus 52, 36 ff. 441, 6. 514, 17. 588, 15.
Theophrastus XCVII.
Thjodrek 277, 35.
Thomas J. 342, 33 ff.
Thomas v. Aquino 442, 35.
Thomasius 42, 34.
Thomson 296, 28. 587, 5.
Thrautzschen 468, 20.
Thukydides 76, 8.
Thümmel 324, 10.
Thusnelda 52, 18.
Tibullus 621, 32.
Tickel 620, 37.
Tischbein 577, 8.
Tissot S. A. 427, 9. 11.
Tiziano 19, 5.
Tobler J. 375, 9 ff.
Töllner J. G. 306, 12 ff. (501, 6 ff.) LXXXIII.
Toussaint Fr. V. (557, 10.)
Toze (615, 19.)
Trendelenburg (428, 35.)
Trenk F. v. 511, 23 ff.
Trüger 323, 15.

U. = Bürger.
Ulfilas (485, 11.) 34. 36. 486, 5. 6. (9.) 12. (17. 18.) 21.
Unzer J. A. 167, 33 ff. (427, 11. 429, 20. 528, 16.) 528, 29. 31.
Unzer L. A. (98, 20 ff. 321, 32 ff.) 605, 19. (649, 11.) LXVII. LXXX.
Upton 142, 17.
Ur. = ? Usener.
Urlsperger J. A. 430, 23.
Usener (? 125, 29.)
Uz 100, 13. XIII.

V. = Voss.
V *** = ? Voltaire.
Vanloo K. 193, 32. 259, 8.
Varrentrapp Fr. 92, 28. 33. 293, 7. 319, 23.
Vatelet de 443, 35.

Frankfurter
gelehrte
Anzeigen.

vom Jahr 1772.

[Vignette.]

Frankfurt am Mayn
bey den Eichenbergischen Erben.

[1] Nro. I. Den 3. Jänner 1772.

Frankfurt am Mayn.

Nachricht an das Publikum.

Um allen unbilligen Beurtheilungen und Forderungen zuvorzukommen, thut man hiemit die nähere Erklärung an das Publikum, daß diese *gelehrte Anzeigen* nicht eigentlich ein Repertorium *aller* in den höheren Wissenschaften neu herausgekommenen Büchern vorstellen werden. Man wird sich vielmehr bemühen, nur die *gemeinnützigen* Artikel in der Theologie, Jurisprudenz und Medicin zu beurtheilen und anzuzeigen, hingegen das Feld der Philosophie, der Geschichte, der schönen Wissenschaften und Künste in seinem ganzen Umfange zu umfassen. Besonders wird man für den Liebhaber der *englischen Litteratur* dahin sorgen, daß ihm kein einziger Artikel, der seiner Aufmerksamkeit würdig ist, entgehe, und die *Preise* der englischen Bücher wo möglich allzeit bemerken.

[2] Leipzig.

Brittisches Museum oder Beytrage zur angenehmen Lektüre, aus dem Englischen. 3ter Theil. Bey Schwikert. 8. 17 Bogen.

In diesem Bande finden sich 2 merkwürdige Aufsätze, der erste über den *Charakter der Deutschen*, den wir unsern Lesern als eine der angenehmsten und nützlichsten Lektüren empfehlen. Die Bemerkungen sind nicht auf der Studierstube, sondern von dem Beobachtungsgeiste eines reisenden Engländers entsprungen, der Musse und Ansehen genug gehabt, die Nation an Höfen so wohl als in den

niedern Classen kennen zu lernen. Sie scheinen zwar nicht in den ganz neuern Zeiten gemacht, und hier und da verrathen sie auch gewisse Lükken in der Kenntnis unserer Litteratur; allein im Ganzen kann ein Deutscher, der wahre Vaterlandsliebe hat, sie alle unterschreiben. „Die Deutschen, sagt der Verf. sind eine Art von Sterblichen, die vor allen mit der Mässigung begabt ist, sich bey jedem nur erträglichen Religions und Staatssystem zu beruhigen, und die keinen Hang hat, öfters neue zu versuchen, und übel ärger zu machen. Eine Nation, deren Charakter so viel Studium verdient, als der von irgend einer andern, nicht so wohl wegen seines glänzenden Genies, sondern wegen der vielen Fähigkeiten, die in den wichtigern Angelegenheiten des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft nützlich und nöthig sind. Sie haben in der Epischen und Schäferpoesie Produkte vom ersten Range geliefert;" und die nachdrückliche Stärke ihrer prosaischen Schriften wird allgemein erkannt! Von dem Felde der lyrischen Poesie, das mit einer der ersten Charakterzüge des deutschen Genies ist, weiß der Verf. nichts. In dem Drama glaubt er denn auch, daß wir wenig geleistet hätten. Wenn er es auf Nationalgemälde des [3] komischen und tragischen Geistes der Nation einschränkt, so hat er vollkommen recht, ob wir gleich so viele dramatische Stücke haben, die aus allen Winden des griechischen, brittischen und französischen Himmels zusammengestöbert sind. Sogar unsre Romanschreiber haben es noch nicht wagen dürfen, ihre Scene in Deutschland aufzuschlagen. Die Gründlichkeit in der Litteratur gesteht er als einen Hauptzug den Deutschen zu, und sagt: „keine Nation giebt sich so viel Mühe, dasjenige, womit sie sich beschäftiget, durch und durch zu sehen, und sich lieber durch Fleiß eines glücklichen Erfolgs zu versichern, als sich durch Übereilung einem unglücklichen Ausgang auszusetzen." Er glaubt, und wir glauben es mit ihm, daß Deutschland das weiteste Feld in Europa für ein thätiges Genie sey, und daß insonderheit wegen des vielfachen Interesse so vieler Höfe, in diesem Lande der Könige und Fürsten, die Rechtsgelehrsamkeit eine Art des glücklichsten Berufs sey,

den sich Genie und Thätigkeit wählen könne. Den Artikel von den Höfen der Grossen und dem Adel übergehen wir, denn hier kann unmöglich ein Engländer richtig urtheilen. Die Parallele der sächsischen und österreichischen Nation ist falsch, und scheint aus den Zeiten der Lady Montague hergenommen. An den Gelehrten tadelt der Verf. mit Recht die allzugroße Leichtigkeit jedem Berufe zu folgen, gar zu sehr auf den Meistbiethenden zu sehen, und wenig Liebe für ihr Land und ihren Fürsten zu bezeigen. Aber er gesteht uns hingegen eine Eigenschaft zu, die wir von ganzem Herzen wünschen allgemein zu sehen: Biegsamkeit im Äusseren, und Stetigkeit im Inneren. „Kein Land von Europa giebt uns so viel Beyspiele von Männern, die sich vermittelst ihrer Geduld einen Weg durch alle Schwierigkeiten bahnen, und die Gelegenheiten abwarten, zu rechter Zeit Gebrauch von [4] ihren Fähigkeiten zu machen. Die Deutschen übertreffen alle Nationen in denjenigen Erfindungen des Verstandes, die durch Länge der Zeit und hartnäckigen Fleiß zur Vollkommenheit gebracht werden. Ihre Sprachkenntnis ist erstaunend. Keine geringere Figur machen sie in den Studien, worinne langes Nachsinnen einen forschenden Geist auf Entdeckungen leitet. In allen Zweigen der Physik und Mathematik ist ihr Verdienst unstreitig.“ Endlich hat er den größern Theil der Nation in den niedern Ständen zum Augenmerk, und hier findet er den Charakter in vier Kardinaltugenden eingeschlossen: Redlichkeit, Einfalt, Arbeitsamkeit, und Wirthschaftlichkeit; und rühmt besonders, unter allen Colonisten der Engländer, die Deutschen als die nützlichsten Glieder der Gesellschaft. Auf diese Abhandlung folgt eine 2te eben so wohlgeschriebene über den Charakter der Niederländer. 3) das Leben Richard Savage, eines nicht unberühmten dramatischen Dichters zu Popes Zeiten, dessen Geschichte durch die Grausamkeit einer unnatürlichen Mutter, und durch die Unbiegsamkeit seines eignen Charakters merkwürdig wird. 4) Ein Hymnus an die Najaden von Akenside. 5) die Gassenkehrer, eine

StadtEkloge von Jago, wo Mann und Frau gegen einander singen. Für ein feines Gefühl ist der Ton beleidigend, und die Betrachtungen so gemein, wie der Gassenkoth des Sängers. 6) der Landpriester, ein kurzes Gemälde dieses glücklichen und ehrwürdigen Standes, das aber keine ausgesuchte Züge enthält. 7) Lobrede auf das Bier. Dergleichen Werke der Einbildungskraft sind unerträglich, weil sie mit kaltem Herzen, aber doch mit einem gewissen Schwung, der Begeisterung seyn soll, niedergeschrieben werden, und sie erinnern uns an die Zeiten der mahlerischen und epischen Poesie, die Herr Zachariä ehemals bey uns eingeführt hatte.

[5] Frankfurt und Leipzig.

Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier. 1771. 8. 13¼ Bogen.

Wir wundern uns, daß der Verfasser, da er, wie wir aus der Vorrede sehen, sein Original so gut studiert hat, Muth übrig behalten, in dieser Manier eine Sammlung Fabeln zu schreiben. Die geschwätzige Naivität des Burcard Waldis interessirt uns deswegen, weil sie ein treues Bild der Denkart und der Sitten unsrer Vorfahren bey uns bleibt, sie uns in allen kleinen Nebenzügen ausmahlt, und besonders bey Waldis aus dem Herzen kommt. Er war ein Pfaffe, trat zur protestantischen Kirche über, und fühlte sich nunmehr berufen die Schelmereyen der Pfaffen und Nonnen, von denen er zum Theil Augenzeuge gewesen war, aufzudecken. Auf seinen weitläuftigen Reisen, die er als Ordensmann that, sammlete er Stoff dazu. Denn von Riga biß Rom und Lißabon mag es wohl manchen Pfaffenschelmenstreich gegeben haben. Alle diese Städte hatte er besucht, wie uns der Verfasser dieser Fabeln aus Stellen und Anspielungen seiner Gedichte beweißt. Der Anzahl seiner Fabeln und Erzählungen nach, ist ihm kein Dichter überlegen, denn sie bestehen aus nicht weniger denn 400 Stücken. Herr v. Gemmingen glaubt, und der Recens. ist mit ihm längst davon überzeugt, daß Burc. Waldis verdiene, wegen seiner

Laune und schlauen Drolligkeit, sehr oft dem la Fontaine an die Seite gesetzt zu werden. Sonderbar ist es, daß la Fontaine und Burchard Waldis sehr oft einerley Stoff bearbeiten. Herr von Gemmingen glaubt, la Fontaine hätte den Burcard Waldis gelesen, welches aber sehr unwahrscheinlich ist. Der Verfasser glaubt, diese Ähnlichkeit des Stoffs habe ihren Ursprung aus mündlichen Traditionen, die sich von ei-[6]nem Volke zum andern fortpflanzen. Wir sind der Meynung, daß Waldis sowohl als la Fontaine aus ältern italiänischen Novellen geschöpft haben, die zum Theil nicht mehr existiren, und zum Theil uns unbekannt sind. Zu unserm Verfasser!

Wenn wir aufrichtig seyn sollen, so müssen wir gestehen, daß der Verfasser sehr oft verführt worden, eine Tirade burlesker Verse bloß wegen ihres Kleides und Ganges für Burcard Waldis Manier zu halten, und dabey den drolligten Kerl und die Mine des Kerls zu vergessen, der in dem Kleide stecken soll. Oft wird auch die Sprache ein Mantel von Alten und Neuen Fetzen. Ist das S. 16. Burcard Waldis?

Sehr schmeichelnd ist es sicherlich,
Auf hoher Ehre Gipfel sich
Durch sein Verdienst erhöht zu sehen!
Doch wann man auf den gleichen Höhen
Unwürdge neben sich erblickt,
So pflegt der Rang, der uns entzückt,
Uns etwas minder zu bethören
Wie wir in dieser Fabel hören.

S. 20. spricht der Tod in sehr modernem Ton: Eil, sprach er, in der Freude Schoos. Diese Fabel erinnern wir uns im Englischen gelesen zu haben; allein hier ist sie lange nicht so gut erzählt. Dort wird der Leser alle Augenblicke mit auf die drey Zeichen oder Warnungen aufmerksam gemacht, und räth sie zum Voraus, ehe der Tod die Moral spricht: hier aber nicht. Gegen die Analogie der Thiere ist auch zuweilen ein wenig hart angestossen: der Wolf läßt sich von zwey Affen prügeln; der Stier fürchtet

sich vor einem Feuer, das er in des Löwen Höle erblicket. Der Bauer ist ein gewaltiger Stoikus, der sich beym Feuer wärmet, das ihm sein Haus verzehrt. Einige Fabeln von Gellerten, die hier in anderm Kleide erscheinen, gefallen uns nicht. Was [7] Gellert den Gelehrten gegen die Pflastertreter sagen läßt: Ich bin nie mehr allein, als in deiner Gesellschaft, das ist wahr. Aber warum legt der Verf. dieses dem Dichter gegen den Bauern in Mund? Ich glaube wir hätten mehr wahre Dichter, wenn sie mehr mit dem Landmann und seinen Kenntnissen vertraut wären. S. 100. der verurtheilte Soldat: Hier verurtheilt auch Gellerts Fabel den neuen Burcard Waldis durch ihre Vergleichung. Einige schmutzige Erzählungen hätten sollen wegbleiben. Auf der andern Seite müssen wir dem Dichter Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und mit Vergnügen gestehen, daß sich einige vortrefliche Fabeln in dieser Sammlung finden, die bis auf wenige Flecken, neben Lichtwehrs beste Stücke gestellt werden können. Dahin gehören S. 90. 80. S. 25. S. 37. S. 98. S. 75. S. 110. S. 71. S. 105. Erwägen Sie des Bären Schluß, Herr Autor, und Herr Critikus! wir erwägen ihn mit dem Herrn Autor, und bitten ihn ein gleiches zu thun. Die Fabel ist gut erzählt.

Halberstadt.

Sinngedichte von Wilhelm Heinsen. Bey Joh. Heinrich Groß. 1771. 8. 4 Bogen.

Es sind diese Sinngedichte Proben eines angehenden Dichters, der eben kein eigentliches Talent zum Epigramm verspricht, indessen aber doch eine reine Versifikation und Harmonie in seiner Gewalt hat. Es ist wahrscheinlich, daß er den Rath und die Critik des Herrn Canonikus Gleim genossen hat, der ein eben so strenger Richter als Meister des Wohlklangs ist. Kein einziger Einfall ist original oder bedeutend. Die Art und Weise, wie sich der Verfasser an Herrn Wieland anzudrängen sucht, um in seiner Suite mit in das Thor des Ruhms einziehen zu können, gefällt dem Recens. nicht, und dem grossen Mann gefällt es gewiß noch

weniger, wenn wir [8] anders einer Erklärung in der Erfurter Zeitung vom vorigen Jahre glauben dürfen. Der Ausfall auf Gerstenbergen ist unanständig. Wer sagt Hrn. Willhelm Heinsen, daß den Verfasser des Ugolino, der Ariadne auf Naxos, des Liebs eines Skalden die Grazie verlassen habe, seit dem zwischen Herrn Wieland, Jacobi und ihm die vor unsre Musen allzeit unglückliche Mißhelligkeit entstanden?

Paris.

Loix et constitutions de sa Majesté le Roi de Sardaigne publiées en 1770. 2 Vol. in 12. à Paris chez le Jay.

Es ist dieses ein Auszug von dem großen Werke das zu Turin ital. und franz. in 2 Vol. in 4to erschienen, und den 16. Apr. 1770. publicirt worden ist.

Dieser Codex ist in 6 Büchern abgetheilt. Das 1ste Buch handelt von der Religion und der äussern Einrichtung derselben: das 2te und 3te von den Tribunalen, hohen und niedern Bedienten, die mit Verwaltung der Justiz beschäftigt sind. Der Monarch erlaubt nicht die geringste Interpretation, Limitation, Extension, Moderation seiner Gesetze: sondern wenn der Verstand streitig ist, so verlangt er Vorstellungen, die um neue Bestimmungen des Wortverstandes bey dem Thron bitten sollen. Das 4te Buch enthält die Criminal-Constitutionen; Das 5te die Testamente, Erstgeburtsrecht, Fidei commiss. Succession ab Intestat, Tutelen, Curatelen, Donationen, Präscriptionen, Depositen, Funktionen der Notarien u. s. w. Das letzte enthält die Verordnungen wegen der Domänen.

[9] Nro. II. Den 7. Jänner 1772.

Frankfurt und Leipzig.

Ohne Angabe des Verlegers ist hier herausgekommen: **Ein andrer mit kleinen Academien simpathisirender Raisonneur, in einigen gegen das Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland gerichteten Briefen. 1772. 8. 5 Bogen.**

Der Verfasser des Raisonnements über die protestantischen Universitäten in Deutschland konnte sich zum Voraus auf Widerspruch gefaßt machen, und wir leugnen nicht, daß er diesen in mancher Absicht verdiente. Er hat schon einen Gegenraisonneur gehabt, und hier tritt ein neuer vor die kleinen Universitäten sehr patriotischer Kämpfer auf, ein Mann, der auf Reisen gewesen, multorum mores vidit et urbes, und dabey so einseitig spricht, als wenn er nie aus der Sphäre einer kleinen Universität herausgesehen. Wir wollen ihn hören! „Auf kleinen Universitäten, sagt er, kann der Lehrer seine Zuhörer näher kennen lernen, welches auf großen unmöglich ist, er kann sich nach ihren Fähigkeiten richten: ihnen auch durch seinen Umgang dienen, und, was das beste ist, eine specielle Aufsicht nicht allein auf ihre Studien, sondern auch auf ihre Sitten haben." Mit Recht [10] tadelt der Herr Verf. den Mangel der letztern an unsern deutschen Universitäten, wo der Jüngling sich völlig selbst überlassen, in einem Alter, in dem er sich noch nicht regieren kann, die wenigen Grane theoretischer Weisheit sehr oft mit dem Verderben seines Herzens und seiner Sitten bezahlt. Er selbst thut zu Verbeßrung dieses Hauptgebrechens einen Vorschlag, der aber, wie er glaubt, nur auf kleinen Universitäten auszuführen ist. „Die Eltern oder Vormünder sollen ihre Kinder und Mündel an einen Professor aus der Facultät, in die des Jünglings jedesmaliges Hauptstudium einschlägt, empfehlen, die Gelder an ihn zu beliebiger Ausspendung einsenden, und dann soll dieser Mentor seine Musensöhne wöchentlich etliche Stunden versammlen, und ohne den Lehrer zu spielen, durch gesellschaftliche Unterredungen sowohl ihren Geist als Herz bessern." Die Möglichkeit dieser Einrichtung beweißt er aus dem Beyspiel der englischen Academien, wo sie schon würklich existire. Aber unsre Universitäten müßten dann wohl mehr von der englischen Einrichtung haben, wann dieser Plan auch bey uns würklich werden sollte. Wie nun, wenn der freiheitliebende Eleve seinem Hofmeister nicht folgen will? „Dann soll er es den Eltern berichten." Der ehrliche Professor! Er wird gewiß den Undank zum

Lohn haben. Und wenn der beleidigte Sohn alle seine Beschuldigungen über ihn ausgeschüttet, so werden sich die lieben Eltern wundern, daß ein so gelehrter Mann, blos deswegen, weil ihr Sohn nicht alle Collegia bey ihm hören, oder auch von seinem Antipoden lernen wollen, so böse auf ihn werden können. Kleine Academien vereinigen also, nach unsers Verf. Ausspruch, das Gute der englischen Collegien und schottischen Universitäten, und vermeiden ihre Fehler, oder könnten es wenigstens, ohne daß es mehr Geld kostete. Bey ihnen kann man mit Recht [11] sagen: medium tenuere beati. „Wird auch einer hier kein tiefgelehrter Mann, und lernt nicht hundert unnütze Sachen, so ist das öfters so viel besser vor den Staat!" Allein gesetzt, es wandelte einen unglücklicher Weise die Lust an, es zu werden? Dann erlaubt ihm unser Verf. auf große Academien zu gehen, oder lieber sein Geld auf gelehrte Reisen zu verwenden. „Kleine Academien haben doch oft sehr gründliche und gelehrte Zöglinge aufzuweisen! Der Lehrer selbst hat auf ihnen den Vortheil, daß er sich nicht mit vielen Collegiis zu überhäufen braucht, und mehr vor sich studieren kann; und nimmt er nicht so viel Collegiengelder ein, so hat er auch weniger Ausgaben, weil man da wohlfeiler leben kann." Über den Punct einer großen öffentlichen Bibliothec ist unser Verf. bald fertig: „alsdenn steht auch der Lehrer nicht in Gefahr aus neun und neunzig Büchern das hundertste zu schmieren, und seine Schriften mit ganzen Wolken von Citationen zu überziehen: aber so vielmehr wird er selbst denken. Ausserdem hat der Professor auf großen Academien zu viele Abhaltungen mit der Concilienstube, Promotionen, Feyerlichkeiten, Facultätsarbeiten, und, was das schlimmste ist, jemehr Professores auf einer Universität sind, jemehr zanken sie sich. Auch verwirren sich auf großen Universitäten junge Leute durch die Verschiedenheit der Grundsätze so vieler Lehrer, und der Schwarm der Privatdocenten vermehrt dieses Unheil." Dann klagt er von ganzem Herzen über den kühnen Raisonneur, der kleine Universitäten sogar abgeschaft haben will, und wiederlegt ihn mit Macht. Wir überlassen es

jedem unsrer Leser, sich über diesen Resonneur ein neues Raisonnement zu denken, welches ihm nicht schwer halten wird. Uns ist bey alle dem der Argwohn eingekommen, ob alle diese kleinen Academien wohl, trotz aller Vortheile ihrer Kleinheit, nicht gerne groß werden möchten! Mit [12] S. 53. fängt gleichsam ein neuer Theil dieses Werkchens an, und dieser hätte billig forne stehen sollen, weil der erste vermuthlich seinetwegen geschrieben ist. Ein von unserm Raisonneur zur Erkentnis gebrachter Vater fragt bey ihm an: auf welche kleine Universität er denn seinen Sohn schicken solle? Der Verf. würde ihm, wenn er in Franken wohnte, Erlangen vorschlagen, aber da er in Westphalen wohnt, räth er ihm Rinteln. Darauf wird Rinteln sehr nachdrücklich, zwey Bogen durch, angepriesen, und sein Lob mit zwey lateinischen Briefen belegt. Wir haben nichts dagegen einzuwenden: aber, daß Abbts Andenken mit ärgerlicher Anecdotensucht geschändet werden soll, weil er, während seines Rintelischen Professorats, in Briefen an seine Berliner Freunde ein Wörtchen gegen Rinteln fallen lassen, das hat uns verdrossen! Diese Briefe sind wie gesagt, an Freunde und gewiß nicht in der Absicht geschrieben, um gedruckt zu werden, auch erst nach seinem Tod herausgekommen, und dafür will sich der Verf. mit allerley poßierlichen Histörchens an Abbts Character rächen — — Wahr oder unwahr, so ist es eine schlechte Ehrenrettung, und die Academie, der dieses dienen soll, hat, so viel wir wissen, keine von der Art nöthig. Übrigens herrscht in dieser kleinen Schrift an vielen Orten ein guter Ton, aber an noch mehrern beleidigt die affectirte Laune.

Düsseldorf.

Über die Wahrheit, nebst einigen Liedern von Johann Georg Jacobi, 1771. 8. 2½ Bogen.

An Aglaia, 1771. 8. 1 Bogen.

Diese beyden kleinen Schriften gehören unter die glücklichsten Schäferstunden der Jacobischen Muse. [13] Der Dichter scheint den großen Einfluß zu fühlen, den er auf die feinere Welt hat, und legt auf die Toilette und in das Assamblee-

zimmer der Großen ein Blatt nieder, das in dem leichten Kleide der Brochure wichtige Wahrheiten predigt. Wir empfehlen dieses Blatt über die Wahrheit den Weisen unter allen Masken und Verkleidungen, und sie werden mit uns und dem Dichter erkennen, daß alle Mäkler der Systeme, von Anbeginn bis jetzo, das Gepräge der Wahrheit in den Werken des Schöpfers nicht zu verwischen fähig gewesen sind. Die Lieder an Elise athmen den feinsten Platonismus, und wir freuen uns, daß die Muse, die sie eingegeben, nicht aus einer Wolke gegriffen ist. Das Gedicht an Aglaia ist eine so feine Spötterey, daß selbst die steiffste Hofdame sich nicht entbrechen kann, in den Spiegel zu sehen, der ihr vorgehalten wird. Das ganze hat einen so festen Ton, immer die getreue Manier, die wir nie in einem Werke des Verf. mit so vielem Vergnügen bemerket haben. Wenn wir auszeichnen wollten, so würden wir unser ganzes Blatt füllen. Doch unsre Leser werden uns Dank wissen, wenn wir die letzte Tirade hersetzen, die den Charakter des Dichters und seiner reizenden Philosophie schildert.

Die stille Weisheit ohne Stolz,
An deren Hand sich Liebesgötter freuen,
Der sie, besteckt mit grünen Mayen
In Tempelchen von Rosenholz
Den Bogen und den Köcher weihen;
Die, feurig ohne Schwermerey,
Nicht flatterhaft, und dennoch frey,
Wohlthätig unser Herz entzündet;
Mit einem Lächeln oft ergründet,
Was kühner Geister Neid erregt;
[14] Die mit der Wahrheit sich verbindet,
Und ihre goldne Wage trägt,
Den Werth der Dinge ruhig wägt,
Das abgewogne still betrachtet,
Nicht auf Palläste schilt, und Hütten nicht verachtet;
Sich gern zu Leidenden gesellt,
Und Thränen dann für eine Wollust hält:
Doch nicht, mit weibischem Gewimmer

Auf Abendtheuer geht; nicht immer
Den Todtentopf in Rosenlauben stellt;
Bey keuschen Tänzen sich gefällt,
Und Freudentage schon sich auf die Zukunft webet;
Nur eine matte Dämmerung
In schwarzen Nächten sieht, wofür der Pöbel bebet;
Und wenn sich mit vermeßnem Schwung
Ein Irrgeist höher noch, als die Natur, erhebet,
Mit leisem Flügel zwar in reinen Lüften schwebet,
Doch immer einen Blick dem Himmel, den sie liebt,
Und einen Blick der Erde giebt.

Paris.

Eloge de Fr. de Salignac de la Motte de Fenelon, Archeveque etc. Discours qui a remporté le prix de l'Academie françoise en 1772. par Mr. de la Harpe.

In einem Jahrhundert, wo man, nach einem usrer ersten Genies, an Worten drechselt, kleine und große [15] Versuche macht, Gedanken zu empfinden, und Empfindungen mit Händen zu greifen; wo man Kupferstiche baut, Holzschnitte schreibt, nach Noten sicht; wo man alle Sprachen der Kunst und Natur verwirrt, Prosa singt, und poetische Paragraphen schreibt, muste uns dieses Werk des Herrn de la Harpe eine erquickende Erscheinung seyn. Es ist voll dr wahrsten und mit sokratischer Mäßigung ausgedrückten Gedanken, der Strom der Rede voller Harmonie, ohne den Auswuchs eines einzigen unnützen Glieds, wenig Neologismus; kurz, eine glücklich regierte Einbildungskraft, allzeit erhaben, kühn, und gleich in ihren Zeichnungen. Zuweilen fürchtet man sich, dem Redner nachzuschreiten. Man glaubt, er werde für die Gradation seiner Ideen keine Nuancen mehr finden. Allein sie schlummerten längst in seiner Seele, und nicht erst in der Stunde der Geburt entstanden sie als ungeheure Mißgestalten. Wir wollen ihn selber hören, diesen Xenophon, der das Leben Sokrates schreibt. Er spricht von der Zeit, da die Wahl des Unterrichts bey dem Dauphin auf Fenelon

fiel. „Wie glücklich schätzt sich nun Fenelon! Alles was er bisher zum besten des menschlichen Geschlechts gedacht, und gewünscht hat, vertraut er dieser edlen und lenksamen Seele, sie nährt er mit Wahrheit und Tugenden, ihr prägt er die Züge seines Bildes ein. Dieses ist das Glück das er genießt. Dieses war, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Gedanke des Schöpfers, da er sagte: Lasset uns Menschen machen, die unserm Bilde ähnlich sind. Und dann das Gemälde der Pflichten eines Mentors! Aufhören für sich zu leben, nur für seinen Untergebenen daseyn; sich kein Wort erlauben, das nicht eine Lehre, keinen Schritt, der nicht ein Beyspiel sey; Die Ehrfurcht für das Kind, das König seyn wird, mit dem Joch vereinigen, das er [16] tragen muß, um zu lernen, wie er es dereinst seyn soll; ihn an seinen Stand erinnern, um ihm die Pflichten davon vorzuzeichnen, und dem Stolz desselben zu begegnen; Neigungen zu bestreiten, welche die Schmeicheley erweckt; Laster, welche die Verführung bestärket, durch Standhaftigkeit der Grundsätze, durch Unsträflichkeit der Sitten, den Geist der Unabhängigkeit zu bezwingen, der einem Prinzen so natürlich ist; seine Empfindsamkeit so zu leiten, daß sie nicht Schwachheit wird; ihn tadeln, ohne sein Zutrauen, ihn zuweilen strafen, ohne seine Freundschaft zu verliehren. Immer die Gränzen erweitern von dem, was er thun soll, und eben so die Gränzen näher zusammenzurücken von dem, was er thun darf. Endlich nie seinen Untergebenen, nie den Staat, nie sein Gewissen hintergehen — — Dieses sind die Pflichten, die sich der Mann auflegt, zu dem der Monarch sagt: ich gebe dir meinen Sohn: und dem das Land zuruft: Gieb uns einen Vater!"

Endlich, welche erhabne Stelle ist nicht die Anrufung des höchsten Wesens um gerechte und Wahrheit und Tugend liebende Könige, die sich mit diesen Worten schließt:

„Gieb höchstes Wesen, daß alle Großen der Erde die sich rühmen, ihre Gewalt aus deiner Hand zu empfangen, nur darum sich daran erinnern möchten, um zu bedenken, wie sie dir ähnlich werden!"

Voltaire sagt in einem Briefe von dieser Rede: C'est le Genie du grand Siècle passé, fondu dans la Philosophie du Siècle présent.

[17] Nro. III. Den 10. Jänner 1772.

London.

L'an deux mille quatre cent quarante. Rêve s'il en fut jamais. 1771. 8. 1 Alphabet 7 Bogen mit der Vorrede.

Dieses Buch enthält eine Satyre auf das Zeitalter des Verfassers, und auf Frankreich, sein Vaterland, zugleich aber auch das Ideal der Moralität, wie er es vor sein Vaterland, und sein Zeitalter wünschte. Der Einfall, zu träumen, daß er im Jahr 2440. in Paris sey, hat ihm Stoff zu beyden Entzwecken an die Hand gegeben. Er sieht alsdann alles, wie er es wünscht, und erzählt seinen Mitbürgern, als ein Mann von 700 Jahren, allerley glaubwürdige Dinge, die zu seiner Zeit Mode waren. Wenn er seinem Zeitalter den Text liest, so hört man ihm nicht so ruhig zu; denn es ist oft bittre und harte Deklamation, und fast sollten uns die gehäuften Pointen des Chev. D' Eon in seinem Espion Chinois lieber seyn. Auch die Gegenstände sind zu gemein und verbraucht. Die Klagen gegen den Koth zu Paris, gegen die Wagen der Reichen, die den Fußgängern so beschwerlich sind, gegen enge und krummgeführte Straßen, gegen Bicetre, gegen die Unanständigkeiten, bey Hinrichtung eines Mitbürgers, passen nicht sowohl auf Paris, als auf jede [18] große Stadt. Sie sind uns, gegen die mit Patriotismus und Erhabenheit der Seele gesagten Stellen, wenn er von Erhöhung der menschlichen Natur spricht, wie die Avenuen einer Hauptstadt, wo man unter Ruinen und dunklen Gewölben eines Gothischen Thors zur Aussicht der herrlichsten Palläste geleitet wird. Seine Nachricht, wie man die Menschen im Jahr 2440. begräbt, hat uns nicht übel gefallen. Auf einem gemeinen Leichenwagen, den der Pomp der Freunde, als Sinnbild der Auferstehung, umgiebt, führt man in gleicher Gesellschaft Grafen, Bauren und Herzoge zu ihrer

mütterlichen Erde. Die ganze Nation ist eine Nation Autoren. Nur erschrecken unsre Leser nicht zu geschwinde! Jeder Bürger des Staates ist verbunden, ein Tagebuch zu halten, wo er in den besten und glücklichsten Augenblicken seines Lebens seine Gedanken und Empfindungen niederschreibt. Dieses Buch wird bey seinem Tod eröffnet, als sein Testament, das er seinem Vaterland hinterläßt, die besten Gedanken werden abgesondert, und dem gemeinen Schatze der Kenntnisse der Nation anvertraut. Auch der Medicus, in dessen Hand er gestorben, wird öffentlich genennt. Die Schriftsteller, welche gegen die Ruhe des Staats, gegen die Sitten schreiben, tragen eine Maske, und werden auf öffentliche Kosten, von den weisesten des Volks, wegen ihrer Irrthümer belehrt. Statt der bey uns gebräuchlichen Glaubensbekenntnisse der Jugend, wird im Jahr 2440. der Jüngling bey einer schönen Nacht zur Anschauung der Himmelskörper geführt, und wann er die Wunder der Schöpfung durchs Seerohr betrachtet, wird ihm durchs Mikroskop der andre Theil der Welt in dem unendlich kleinen aufgeschlossen. Uns sollte es leid thun, wann im Jahr 2440. der Mensch noch Teleskope und Mikroskope nöthig haben sollte, um den Schöpfer zu lieben und zu bewundern, und wann er [19] die Natur, die vor ihm liegt, mit eignen Augen nicht wohlfeiler, besser, und mehr sehen lernte! In der Bibliothek des Königs würden wir uns mit dem Verfasser besser gefallen, als im Jahr 1772. wenn sie statt 4 großer Säle nur aus einem mässigen Kabinet bestünde. Die Urtheile der Nachwelt über Corneille, Racine, Bossuet und Fenelon unterschreiben wir, und freuen uns, daß sie wie unser Zeitalter denkt, das eben auch gar zu oft empfindet, que Voltaire fait du Genie avec de l'Esprit. Der Nahme Heinrich des IV. mag dann die versificirte Historie der Ligue erhalten, wir wissen nicht was die Nachwelt damit anfangen soll. Wir halten den Zadig für ein Werk aus weit dauerhafterem Stoffe gebaut. In der Note S. 221. folgen wir nicht ganz dem Verf. in seinem Enthusiasme für den Vater Young, der alle Moralität auf die einzige Betrachtung des Todtes

und der Ewigkeit gründete. Er sagt, „wenn ich mich ganz sterblich glaubte, so würde ich von dieser Stunde an mir meinen Gott bilden, alles auf ihn, das ist auf meine eigne Person, beziehen: ich würde das thun, was man Tugend nennt, wenn ich für mein Vergnügen dabey gewönne; und auch das Laster würde ich auf gleiche Bedingungen begehen. Ich würde heute etwas stehlen, um es einem Freunde oder einer Geliebten zu geben; und wenn ich morgen mit ihnen zerfiele, so würde ich sie wieder für meine eigne Rechnung bestehlen: Und in allen diesem handelte ich nach Grundsätzen; denn ich thäte alles, was meinem Gott gefällig wäre.“ Wir glauben, dieser Schluß ist ein wenig zu übereilt, und der Verfasser würde, wenn er auch keine Ewigkeit glaubte, doch bald empfinden, daß eben der Gott, der uns eine Ewigkeit zu glauben anbefiehlt und lehrt, die Dinge dieser Welt mit solcher Weisheit eingerichtet hat, daß auch der geringste Schritt der Ungerechtigkeit [20] nicht unbestraft bleibt — — Daß ich keinen Wink der Liebe und Zuneigung meinem Nebengeschöpf entziehen darf, ohne dafür zu leiden, und daß Achtsamkeit auf das, was uns umgiebt, Gefühl und Thätigkeit eben so mächtige Triebfedern der Tugend sind, als Betrachtungen über Todtenköpfe und Leichensteine. Bey den Urtheilen der Nachwelt haben wir bedauert, daß der Verfasser mitten unter dem feyerlichen Gesicht des Minos der ganzen Nation, höhnische Blicke auf Mr. de la Harpe wirft. Wir glauben nicht mit ihm an die Kälte dieses Schriftstellers, wir halten ihn vielmehr für einen der weisesten Geister Frankreichs.

Dieses wird genug seyn, um unsere Leser einigermaßen mit diesem Buche bekannt zu machen. Es verdient mehr Achtung, als die gemeine Deklamation gegen die heutigen Sitten der großen Welt. Es ist an vielen Orten mit ungemeiner Wärme geschrieben, und zur Probe empfehlen wir besonders das Capitel, über das Frauenzimmer. Wir freuen uns, daß uns in der kleinen Reise, die wir in der weiblichen Welt gethan haben, viele von den Originalstücken

bekannt worden sind, die der Verf. als Ideale des 2440. Jahres skizziert, und daß wir mit *John Buncle* ausrufen können: *Diese Gallerie der Schöpfung übertrift alle Gallerien von Italien an Schönheit Titians und Raphaels!* Die *Leichenrede auf den Landmann* empfehlen wir unsern Lesern eben auch als ein Stück, das der Menschheit Ehre macht.

Goslar und Leipzig.

Abhandlung von den Schwierigkeiten in den Reichsstädten das Reichsgesetz, von 16 Aug. 1771. wegen der Mißbräuche bey den Zünften zu vollziehen, entworfen von Jacob Gottlieb Sieber, Doct. und Syndicus, der Kaiserlichen freyen Reichsstadt Goslar. [21] Bey Georg Erdmann Hechtel, 1771. 8. 1 Alphabet.

(Ist in der Brönnerischen Buchhandl. allhier zu haben für 1 fl.)

Warum, dachten wir, da wir dieses Buch in die Hand nahmen, soll es schwerer seyn, ein vernünftiges Gesetz in den *Reichsstädten* einzuführen, als anderswo, wenn zumal dieses Gesetz von dem Kayser und Reich unterstützt wird? Wir merkten aber bald, daß der Verf. nicht sowohl Schwierigkeiten erörtern will, die in der Sache liegen, als nur solche, die von den Handwerkern gemacht werden, um sich von dem Gesetz loszuwiklen. Diese Schwierigkeiten sollen nun darin bestehen. 1) Weil das Gesetz nur *Handwerks*, nicht *Zünftemißbräuche* betreffe. 2) Weil es nicht *allgemein* genug bekannt gemacht worden; und freylich wäre zu wünschen, daß, wenn denn doch die Gesetze so lang seyn müssen, jedesmal ein kurzer Auszug davon, im Styl der XII. Tafeln, gemacht würde. 3) Die *rathsfähigen Gilden* glaubten, nicht daran gebunden zu seyn. 4) Die *Privilegien* stünden dem Gesetz im Wege. 5) Die Obrigkeiten *könnten* es, in gleichgültigen Dingen *ändern*. Der Verf. glaubt dieses selbst, und rechnet hierher die *Anzahl* der Meister und Gesellen; Warnet aber sehr gegen eine Änderung mit der Zunftmäßigkeit der *Schindersöhne*, weil *die Ehre eine sehr kitzliche Sache wäre.* 6) Das Gesetz wäre nicht in *Observanz* gekommen.

7) Die Obrigkeiten hätten nicht recht, zumal über rathsfähige Gilden in Corpore genommen, zu sprechen. 8) Die Gilden hätten ihre eigene Jurisdiction. Bey dieser Gelegenheit wird ein Strafprotocoll angeführt, in welchem ein Meister unter andern folgender Verbrechen wegen gestraft wurde, weil er Hr. L. mit verdrüßlichen Worten begegnet 10 gl. Ist er ohne Erlaubniß vom Gildhaus gegangen, 20 gl. Hat er [22] Meist. M. einen H** gescholten. 20 gl. Hat er einen Hamel gefärbt. 1 Thl. 4 gl. 9) Soll der Obrigkeit nicht mehr Recht zu stehen, als ihr die Stadtverträge geben. Hier hohlt der Verf. erschrecklich aus, und macht eine besondere Ausschweifung, in welcher er seine Collectanea von dem Ursprung der Städte und den Schicksalen der Gilden in und außer Goslar wunderlich durch einander wirft. Es hat uns befremdet, daß er bemerkt, die Münzergilden in Goslar haben sich verloren, und daß er sie unter andern Gilden sucht. Die Münzergilden, oder die Münzerhausgenossenschaften sind aus den deutschen Rechtsgeschichten jedermann bekannt. Sie waren nicht sowohl Handwerker, als vornehme und angesehene Privatpersonen in den Städten, welche diese Privilegien von den Kaysern erhielten. Nachher da sich das Münzwesen so sehr verändert, diese Familien auch vielleicht solchen Unternehmungen nicht mehr gewachsen waren, so kamen diese Gilden überall ab, und die Städte zogen das Münzrecht allein an sich. Diese Münzergesellschaften sind also ganz verraucht. 10) Das Reichsgesetz ändere nur die Mißbräuche, nicht die Innungsbriefe und Ordnungen. Alle diese Schwierigkeiten sind dem Verf. im Gerichtsstuhl vorgekommen, und jede wird, aber nicht ohne Verwirrung, durch rationes dubitandi und decidendi, mit sehr leichter Mühe aus dem Weg geräumt. Am Schluß werden noch einige kleine Schwierigkeiten angezeigt, daß nehmlich Handwerkspursche aus den Ländern großer Stände, in den Reichsstädten keinen Gesetzen gehorsamen wollten; daß die Reichsstädtischen Obrigkeiten oft viele Unordnungen hegten, und daß die Uneinigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft auch der Befolgung

eines solchen Gesetzes nicht wenige Hindernisse in den Weg legten. *Politische* Betrachtungen kommen auch hier und da vor; die Politik ist aber [23] des Verf. Fach gar nicht; Die Beyspiele und Aussprüche in den Handwerksstreitigkeiten, die der Verf. anführt, werden manchem Juristen, der die Observanz und Präjudicien höher achtet, als die Gesetze, am liebsten seyn. Wir müssen uns hier eine kleine Reflexion über den Gang erlauben, den die menschliche Seele in gewissen Schriftstellern nimmt, welche die Gegenstände, die sie behandlen, immer nur auf einer Seite zu betrachten gewohnt sind. Es scheint, daß die Augen der Seele durch die Anstrengung auf einen Punkt, die Kraft sich über und unter sich und auf die Seite zu wenden ganz und gar verliehren. Dieser Verf. hat, seit ich weis nicht wie viel Jahren sich mit Handwerksstreitigkeiten abgegeben, aber er hat dabey nichts gesehen, als rechtliche Einwürfe und ihre Widerlegung. Hätte er nur einen einzigen Blick auf die Seite gethan, so würde er eine Schwierigkeit gefunden haben, die stärker ist, als alle seine Dreyzehen andere, nehmlich die Schwierigkeit, *eingewurzelte eigennützige Vorurtheile durch Gesetze zu hemmen.* Wie kam es daß er diesen Blick nicht thate?

Düsseldorf.

Von der Liebe gegen Gott. Eine Predigt von dem Herrn Canonicus Jacobi. 1771. 8. 2 Bogen.

Eine Predigt, die dem *denkenden* Leser, um verschiedener feiner und richtiger Gedanken und Bemerkungen willen, und dem *empfindungsvollen*, wegen der simplen, sanften und rührenden Sprache, die ein Abdruck des zarten, menschenholden, rechtschaffnen Herzens des Hrn. C. J. ist, Vergnügen machen wird. Wir wünschen, sie insbesondere in den Händen aller Eltern und Lehrer der Jugend zu sehen. Glücklich wenn sie die darin enthaltenen Vorschrif- [24] ten, wie Empfindungen von Gott und von der Tugend in dem weichen Herzen der Jugend zu erregen und zu erhalten sind, in sorgfältige Ausübung bringen! — — Wann werden wir doch einmal viele solcher Predigten bekommen, als gegen-

wärtige! — — Wann wird man doch einmal allen Dogmatischscholastischen Wust, allen Exegetischen Flitterstaat, alle Kunstsprache, allen Oratorischen Prunk ꝛc. aus den Predigten hinauswerfen, und blos gesunde, vernünftige, allgemein faßliche und allgemein nützliche Gedanken, in einem solchen ungekünstelten, einnehmenden und liebreichen Ton vorbringen! Solche Vorträge, wie der gegenwärtige und die beyden ersten des Verf. stiften mehr Gutes, als die meisten Sammlungen von Predigten unsrer, und ausländischer, so genannten, großen Prediger. Wir bitten den Herrn J. daß er uns von Zeit zu Zeit mehr dergleichen Stücke liefern möge.

Kupferstich.

Les offres reciproques, dediées à S. A. Mgr. Adam, Prince Czartoryski, gravées d' après le tableau original de Dietricy, Peintre de la Cour Electorale de Saxe, par I. C. Wille, Graveur du Roi, de L. M. I. et R. et de Sa Majesté le Roi de Danemarck.

Es ist dieses Werk als ein Pendant zu den Musiciens ambulans unsers berühmten Landsmanns. Man sieht eine Frau dem Volke Kuchen austheilen, das ihr Geld anbietet. Eine andre Frau hält ein Glas, und ein Kind, das ein Stück Kuchen ißt, steht hinter der Verkäuferin. Man findet hier alle Verdienste vereinigt, die man bey dem Verf. zu bewundern gewohnt ist — — Köpfe und Hände bis auf das höchste Licht ausgearbeitet, trefliches Helldunkel, und Mannigfaltigkeit und Wahrheit in den Stoffen.

[25] Nro. IV. Den 14. Jänner 1772.

Cambridge.

An Essay on the Subjects of Chemistry and their general Division By R. Watson A. M. F. R. S. Fellow of Trinity College and Professor of Chemistry in the University of Cambridge.

Der Verfasser setzt das Wasser unter die Mineralien, vergleicht es mit Quecksilber, und glaubt, daß, so wie Quecksilber, unter einem gewissen Grad von künstlicher

Kälte, eine solide Substanz werde, man das Wasser eben so ansehen könne, daß es, zum flüssig werden, nur einen geringern Grad von Hitze nöthig habe, als andre Minerale. Eis betrachtet er, nach dieser Analogie, als den natürlichen Zustand des Wassers. Uns dünkt, daß nur, in einem gewissen Grade von Kälte, Eis der natürliche Zustand des Wassers sey, weil man sonst die Weise zu argumentiren umwenden, und den unnatürlichen Zustand, wo nicht überall, doch bey den mehresten soliden Körpern mit eben so vielem Schein wahrscheinlich machen könnte.

Der Verfasser glaubt mit Recht, daß er in den 3 Naturreichen keine charakteristische Unterscheide anzugeben wisse, die einander entgegengesetzt sind. Die freywillige Bewegung, hält er für einen inadäquaten Beweiß der Animalität, und glaubt, man [26] müsse an deren statt die Perceptivität annehmen. Indessen fürchtet er wieder auf der andern Seite, daß es gewisse Geschöpfe gebe, die man unter das Pflanzenreich rechne, und denen man eben diese Perceptivität nicht gänzlich absprechen könne. Wo ein gewisses Vascularsystem ist, das einen circulirenden Nahrungssaft enthält, da ist Leben, und wo Leben ist, da muß auch eine schärfere oder schwächere Perception, eine größere oder geringere Capacität zur Glückseligkeit seyn. Die Schwämme schliessen und öffnen ihre Mammillae; die Korallen stossen ihre saugende Werkzeuge aus, und ziehen sie wieder ein; die Schaalfische öffnen und schliessen ihre Schaalen, Futter zu suchen, oder Schaden zu entkommen. Nach diesen muskelnähnlichen Bewegungen schliessen wir nun, sie gehören in die Classen der Thiere, und geben ihnen Perceptivität. Allein giebt es nicht Pflanzen, wie die Heliotropae, die sich täglich nach der Sonne herumdrehen, und ihre Nahrung von diesem Lichtkörper mit eben der Emsigkeit suchen, als die Muscheln sich bey dem Anlauf der Fluth nach Wasser öffnen? Die Flores folares sind in ihrem Öffnen und Schliessen so einförmig, wie die Thiere im Fressen und Verdauen. Einige beobachten nicht die Jahrszeiten, sondern schliessen und öffnen ihre Blumen

allzeit um die nämliche Stunde; andre, wie eine Gattung von Insekten, erscheinen nur nach der Hitze und Witterung des Clima, öffnen sich später im Tag, oder öffnen sich gar nicht, wenn man sie von einer südlichern zu einer nördlichern Breite bringt. Trifolium, Sauerampfer, afrikanische Cattha, Chrysanthemon breiten ihre Blätter vor dem Regenwetter so regelmäßig aus, daß es scheint, sie sähen es vorher, und hätten eine Art von Vorsorge auf die Zukunft, wie die Ameisen. Einige bekommen in ihre Stamina Convulsionen, bey der gelindesten Berührung. [27] Die Muskularbewegungen der Flohfalle scheinen würklich in der Lebhaftigkeit eine Menge Thiere zu übertreffen. Wenn man also die Bewegung der Zoophyten einem inneren Principio der Volition zuschreiben, alle Bewegungen der Pflanzen hingegen als bloß mechanische Dilatationen ansehen will, so setzt man sich dadurch in den Verdacht, gleiche Würkungen zu ungleichen Ursachen zurückführen zu wollen. Alle physische Observationen über die Erzeugung, Nährung, Organisation, Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod der Pflanzen helfen eben so wenig, ein unterscheidendes Kennzeichen festzusetzen, als die metaphysische Speculation über die Perceptivität oder das Maaß der Glückseligkeit. Wir wissen, bey Erzeugung der Pflanzen ist die Vereinigung beyder Geschlechter eben so nöthig, wie bey den Thieren. Die Nutrition geschieht eben auch auf ähnliche Art. Die Cotyledon der Pflanzen, welche das Corculum einschliessen, sind vollkommen der Placenta und der Nabelschnur der Thiere analog, und wir haben viele Gründe für uns, daß der Embryo der Pflanzen auf ähnliche Art genährt werde. Auch die Lungenflügel, zwischen welchen der Keim steckt, werden durch die Putrefaktion in einen Milchsaft verwandelt, der zur Nahrung der Pflanze sehr geschickt ist. Das Aus- und Einathmen, eine Art von Larynx, und Lunge, unmerkliche Ausdünstung, Venen, Arterien, Milchgefäße, und ein circulirendes Fluidum gehören eben sowol den Pflanzen, als den Thieren. Ihre äussere und innere Krankheiten haben ungemein viel

Analoges. In der Assimilation der Nahrung sind sie zu gleichen Gesetzen angewiesen, und können nicht alle annehmen; denn die Früchte schmecken eben so gut nach dem Boden, als Milch, Urin, Fleisch und Beine der Thiere nach dem besondern Futter, das sie genährt hat. Die Wasserpflanzen lieben [28] eben so sehr ihren besondern Boden, und sterben wie die Wasserthiere, wenn man sie aufs Land bringt. Es giebt Wasserthiere, die unbeweglich sind, wenn die Bäche vertrocknen, und die ihre bewegende Kraft wieder erhalten, wenn es regnet. Dieses ist die Geschichte der Moose, die im Winter in der feuchten Luft Nahrung finden, und im Sommer vertrocknen. Die Fortpflanzung durch Zweige und Ableger bey den Polypen, das Widerwachsen der Krebsfüße, Schneckenhörner, Eidexen und Salamanderschwänze ist, nach den verschiedenen Jahrszeiten, vollkommen pflanzenartig. Alle Pflanzen, außer die Monaecia und Diaecia, sind Hermaphroditen, die Schaalfische auch Hermaphroditen. Reaumur hat gezeigt, daß der Rebwurm (ips) sich ohne Vereinigung der Geschlechte fortpflanzt. Wie in den Pflanzen, so steht auch bey den Thieren das Blut still, wie bey den Fröschen — — — Die Pflanzen schlafen und wachen wie die Thiere, und die Abwechselung dieses Zustandes ist bey den jungen Pflanzen ebenfalls häufiger, wie bey den jungen Thieren. Auch das Oestrum ist gleichregelmäßig in beyden Reichen.

Wir machen bey dem System des Verfassers die bekannte Anmerkung, daß alle Eintheilungen der Geschöpfe in Classen u. s. w. nur in der Speculation und nicht in der Natur existiren, und nur Vorstellungsarten und Fächer für die Schwäche des menschlichen Verstandes sind. Alle Theile der Schöpfung stehen in unzertrennlicher Verbindung mit einander, wir vermuthen, und getrauen es sehr wahrscheinlich zu machen, daß alle erschaffne Dinge zu einer gewissen Vollkommenheit und Glückseligkeit bestimmt sind: und daß jeder Cörper unmerklich nach und nach verfeinert, und in einen andern ihm in den mehresten Stücken ähnlichen verwandelt werde: daß das Wasser die Mineralien, die Mineralien

[29] die Pflanzen, und die Pflanzen die Thiere erzeugen, und die so erzeugten Individuen allzeit noch von den Eigenschaften und Kräften ihrer Mutter, aber oft bis zur Unkenntlichkeit verfeinert, beybehalten; daß die Pflanzen auf den untersten Stuffen bloße Maschinen sind, bey welchen man deswegen vielleicht noch lange vergebens die Erzeugungswerkzeuge, Blüthen, Saamen und Früchte suchen dürfte, deren Mechanismus den Keim der Irritabilität, oder der Eigenschaften vollkommner Pflanzen enthält, und daß die Pflanzen auf den höhern Stuffen, ausser dem Mechanismus, verschiedne Gattungen von Reizbarkeit oder unreifem Gefühl haben, welche als Keime künftiger Sinne der Thiere betrachtet werden müssen: daß der Saamen aller Eigenschaften der Thiere schon in den Pflanzen, bald mehr bald weniger reif, verborgen liege, und sich durch mancherley analogische Wirkungen äussere: daß man aber diese unreifen Eigenschaften nicht mit den reifen der Thiere verwechseln, und einerley Benennung ihnen beylegen müsse, so lange andre bestimmende Namen vorhanden sind. Man kann Most nicht Wein, Wein nicht Spiritus, Milch nicht Blut oder Nervensaft, Nervensaft nicht elektrische Materie, Mechanismus nicht Reitzbarkeit, Reitzbarkeit nicht Gefühl und Sinnlichkeit, Gefühl und Sinnlichkeit nicht Empfindung, und Empfindung nicht Beurtheilungskraft nennen; Folglich legt unser Verfasser den Pflanzen mit Unrecht eine Perceptivität und Glückseligkeit bey, und das, was an der Sache wahr ist, und mit dem Sprachgebrauch bestehen kann, muß so lauten: die Grade der Reife oder Perfectibilität der vegetabilischen Vorbereitungen zum thierischen Gefühle und Sinnlichkeit bestimmen das Maaß der Entfernung der Pflanze von der künftigen thierischen Perfectibilität, und die Größe und Mannichfaltigkeit der thierischen Perfectibilität bestimmen das Maaß der thierischen [30] Glückseligkeit. Die Bewegung ist das große Werkzeug der Verfeinerung und der daraus entstehenden Glückseligkeit der Dinge: Luft, Kälte und Wärme, Verwitterung, Mechanismus, Gährung, Fäulniß, Feuer, elektrische Materie &c. sind Hülfs-

mittel und zugleich Produkte der Bewegung. Mäßige Bewegung ist unter allen existirenden Bewegungen der gerade Weg zum Ziel: zu geschwind, oder zu langsam, der krumme: Jede Bewegung der Dinge rächt sich durch anerschaffne Kraft selber; zu geschwinde wird auf einem gewissen Grade unmerklich langsamer, und die zu langsame Bewegung geschwinder: endlich kehren beyde, aber verfeinert und erhöhet auf der andern Seite ihrer vergrößerten Spirallinie um.

Wir begreifen ferner nicht, warum der Verf. nicht bey den Kennzeichen der Naturreiche des Ritter von Linne geblieben ist, welcher den Mineralen das Wachsen, den Pflanzen das Wachsen und Leben, und den Thieren das Wachsen, Leben und Empfinden als stete Kennzeichen beygelegt hat.

Paris.

Des Talens dans leurs rapports avec la société et le bonheur; piece qui a remporté le prix de l'academie françoise, en 1771. par Mr. de la Harpe, 8.

Es sind eigentlich nur die schönen Künste und nicht die nützlichen. Es sollte heißen: Lob der schönen Künste. Man hat in Paris den Verfasser häufig über seinen Titel schicanirt, und ihm daher den Vorwurf gemacht, daß er seiner Materie nicht genug gethan habe. Indessen hat dieses Gedicht vortrefliche Stellen, obgleich das Ganze weit unter der Prosa des Eloge de Fenelon ist. Besonders hat uns gefallen, daß sich der Autor der engen [31] Fesseln der französischen Versification zu entledigen gewußt, und sehr oft bloß fürs Ohr und nicht fürs Auge gereimt hat. Eine Stelle über Voltaire wollen wir unsern Lesern ausziehen, nicht sowol weil wir den Ausdruck für Poesie halten, sondern auch das Faktum als ein seltnes Stück poetischer Fiktion betrachten. Denn die Thränen der Empfindsamkeit bey den Verdiensten eines Rivals haben die Augen des alten Dichters von Fernex wohl nie besucht.

J'ai vu (puissent mes vers au Siècle à venir
D'un Exemple si beau tracer le souvenir!)
J'ai vu le Chantre heureux, que Melpomene inspire
Qu'ont immortalisé les larmes de Zaïre,
Au seul nom de Racine attendri, transporté,
De son rare Genie adorer la beauté,
L'adorer en pleurant, peindre avec Complaisance
Sa facile Richesse, et sa douce élégance
Lui-même en répéter les vers les plus touchans,
Et des tons du Poëte animer ses accens.

Gegen die Übersetzer.

Voyages and Travels through the Russian Empire, Tartary and Part of the Kingdom of Persia. By John Cook, M. D. at Hamilton 8. 2 Vol. 12 S. Edinburgh 1770.

Ein elendes Buch von einem unwissenden Medicus und kurzsichtigen Beobachter. Hierzu kommt noch die vollkommenste Unwissenheit in der Landessprache, und diese erzeugt, wie bey seinem Mitbruder, dem lieben Herrn Abbé Chappe de la Haute Roche, die lächerlichste Nachricht. Doch muß man nicht läugnen, daß ihm der Anblick des Lokals eini-[32]ge gegründete Critiken gegen die Wahrheitsliebe des Hanway an die Hand gegeben hat, der aber dagegen im Gentl. Magaz. wiewol mit schlechten Gründen, ist vertheidigt worden.

A Poetical Essay on the Existence of God Part. I. by the Rev. W. H. Roberts of Eton, late Fellow of Kings College. Cambridge, 4. 1. S. Wilkie 1771.

Eine Enumeration der gemeinen Beweise für die Existenz Gottes in blanken Versen geschrieben, aber leider so trocken, wie eine versificirte Ontologie. Zwey Theile verspricht der Verf. noch; einen, über die Eigenschaften, und den andern, über die Vorsehung Gottes.

Nachricht vor den Liebhaber der Kunst.

Catalogue des Estampes, Vases de poterie etrusques, figures, basreliefs et bustes de bronze, de Marbre et de Terre cuite, ouvrages en marqueterie etc. du célébre Boule pere, du Cabinet de feu Mr. Crozat etc. par Remy in 12. 185. pag. à Paris chez Muzier pere.

Dieses Verzeichnis giebt dem Publico die Nachricht, daß die große Gemäldesammlung des Baron de Crozat vor die Russische Kayserinn gekauft sey, und nächstens nach Petersburg abgehe, und bietet zugleich die hier angezeigte Werke gegen Ende des Februars zur Versteigerung an.

Den 31. Dec. 1771. starb zu Halle in Sachsen der Königliche Preußische Herr geheime Rath Klotz, nach einer kurzen Krankheit.

[33] Nro. V. Den 17. Jänner 1772.

Nordhausen.

Bey J. G. Groß. Heilige Reden von Christoph Friedrich Sangerhausen. 1772. 8. 141. S.

Es sind sechs. I. Von dem wahren Werth des menschlichen Lebens, über Ps. 90, 10. S. 1, II. Wider den Selbstbetrug der Christen, über Jac. 1, 22. S. 23. III. Die Pflicht der Christen dem Erlöser in seinen Leiden gleich zu werden, über 1 Petri 2, 21 — — — 25. S. 45. IV. Von den Entschuldigungen bey dem großen Weltgericht, über Matth. 7, 15 — — — 23. S. 73. V. Von der großen Verantwortung derjenigen, welche Aergerniß geben, über Matth. 18, 1 — — — 11. S. 97. VI. Eine Empfehlung der Menschenliebe, S. 123. Wir können nicht sagen, daß diese Predigten unter die schlechten gehören. Es sind Stellen darin, welche von Menschenkenntniß zeugen. Der Verf. mischt wenig Dogmatik in seine Vorträge. Es fehlt nicht an guten und richtigen Gedanken. Sie sind nicht durch (hin und wieder noch gewöhnliche)

strenge, verdammende, Urtheile über andre Religionspartheyen verunstaltet. Wir haben auch zum Theil einen simpeln, edeln und reinen Ausdruck mit Vergnügen bemerkt. Aber wir würden uns gleich anfangs des übertretnen Gesetzes der Unpartheylich- [34] keit schuldig machen, wenn wir nicht auch dagegen anzeigten, was für Flecken wir entdeckt, von denen wir die gegenwärtige Sammlung gereinigt zu sehen wünschen. Wir glauben, darin manche unbestimmte und unrichtige Gedanken, wodurch er sich bey denkenden Lesern schaden mag, dabey biblisch-ascetische Floskeln, hin und wieder einen gezwungenen und allzu gezierten Ausdruck, also Fehler gegen die Simplicität und Deutlichkeit — — und doch zuweilen auch Nachläßigkeiten wahrgenommen zu haben. Einige Beyspiele werden es erläutern.

Unbestimmte und unrichtige Gedanken S. 17. heißt es: „Der menschliche Geist könne in dieser Welt bey seinen Bemühungen nicht weise, bey seinem Eifer nicht heilig, im Besitz seiner Güter nicht glücklich, und im Genuß seiner Vergnügungen nicht ruhig werden.“ Gott, der Urheber der menschlichen Natur, wird wohl den Menschen sittliche Vorschriften ertheilet haben, weil er die Möglichkeit, sie zu befolgen, gesehen. — — Ferner, sollte es wohl immer an Menschen gefehlet haben, die bey ihren Bemühungen auch wirklich weise, bey ihrem Eifer auch wirklich heilig, im Besitz ihrer Güter glücklich, und im Genuß ihrer Vergnügungen auch wirklich ruhig geworden? Und was will Herr S. antworten, wenn man ihm, in Absicht auf die Bemühungen des menschlichen Geistes nach Weisheit und Heiligkeit, die Stelle Matth. 5, 6. unter andern vorlegt? — — S. 20. ist eine sonderbare Stelle, die wir aber um ihrer Länge willen nicht hiehersetzen können; wir erinnern nur, daß uns die Eitelkeit zweymal sehr am unrechten Ort zu seyn dünkt, und daß wir die Antworten nicht blos von jenseits des Grabes her geholt, überhaupt anders geantwortet hätten. S. 29. heißt es: „Nur selten erzeugt die Natur Ungeheuer.“ Niemals giebt es deren. Der böse Mensch ist es nicht ganz, er ist im- [35] mer in seinen Handlungen

gemischt. Noch weniger treten sie, als solche, in die Welt. S. 30. sagt er: „so bald die Natur ihre unächten Mißgeburten in das Kleid der Religion versteckt, und für Kinder derselben uns aufdringen will, dann ist es Zeit ihr den Schleier zu entreissen, und ihre Tugenden für Tugenden anzusehen, durch welche man den Himmel verlieren, und die Hölle verdienen kann.“ Wie unbestimmt und schief? Welcher Galimathias? — — Was ist das für eine Natur? Hier, nach dem Zusammenhang, die böse, warum redet er nicht bestimmter und deutlicher? S. 118. nimmt er das Wort Natur wieder im bösen Verstand, wo er es der Religion entgegensetzt. Warum drückt er sich nicht eigentlicher aus, verderbte Denkens- oder Sinnesart, verkehrte Natur? S. 32. hat er etwas ähnliches, „unsre Eigenliebe, diese unglückliche Mitgabe, mit welcher die Natur alle ihre Kinder aussteuert.“ Gott, der die Menschen gut und glücklich haben will, schickt sie wohl nicht mit wirklich bösen Anlagen und Eigenschaften in die Welt, oder mit Hrn. S. gezierter zu reden, steuert sie nicht mit unglücklichen Mitgaben aus. — — Wir könnten Hrn. S. auffordern, durch eine Schriftstelle seinen Satz zu beweisen. S. 37. „der Mörder erkennt seine Missethat am Creuze, und erhält ein Paradies.“ Dieses so geradehin gesetzt, ist wenigstens anstößig und leicht zu mißbrauchen. Aber es ist wohl auch noch ungegründet. Der Mörder mag ein ganz guter rechtschaffner Mann gewesen, zu seinem Schritt aber entweder durch unangenehme Situationen im Äusserlichen gezwungen, oder durch eine heftige Leidenschaft überrascht und dahingerissen worden seyn. In beyden Fällen, er mag auch lang oder kurz eingekerkert gewesen seyn, ward seine Besserung, oder Bekehrung, wie man es nennen [36] will, durch seine vorherige gute Denkungsart ungemein erleichtert. War er aber vorher nicht der ehrliche Mann, so kann ja während seiner Gefangenschaft, die vielleicht lang gewesen seyn mag, das Werk seiner Besserung zu Stand gebracht worden seyn. Hr. S. hätte sich, um allen

Mißdeutungen vorzubeugen, etwas weiter und behutsamer ausdrücken, oder lieber diese Stelle weglassen sollen. Und was soll auf eben der 37. S. göttliches Blut seyn, das auch S. 90. wieder vorkommt? Nonsense. Mit Apostelgesch. 20, 28. wird er diesen Ausdruck doch wohl nicht rechtfertigen wollen. S. 82. scheint Hr. S. doch den Juden eben kein vortheilhaftes Schicksal künftig zu bestimmen. Nur von einem Umstand zu reden: Blos ein sehr kleiner Theil der damals lebenden Juden hat den Schritt begangen, Jesum zum Tod zu verurtheilen, und dazu mögen ihre von Jugend auf eingesogene, und mit ihrem Wesen beynahe dicht verwebte Vorurtheile, den Messias betreffend, auch nicht wenig beygetragen haben. Was geht das die nachher, und die jetzt lebende Juden an? Will man nicht bedenken, der Sohn soll nicht tragen die Missethat seines Vaters? Vielleicht zeigt sich bald eine Gelegenheit, über diese Materie mehr zu sagen. S. 87. spricht er von Herrschaft des Satans, der wir durch die Taufe entsagten, und welcher böse Menschen entrissen werden müßten. Woher weiß es Hr. S. daß die Kinder vor der Taufe unter der Herrschaft des Satans stehen? Woher, daß das Böse sich durch den Satan in die Welt eingeschlichen? Woher, daß die böse Handlungen der Menschen vom Einfluß desselben mit herrühren? Woher, daß böse Menschen unter der Bothmäßigkeit des Satans stehen, wie er sich S. 87. äussert? Weiß er nicht, daß man das Böse bey den Menschen aus ganz andern Quellen herleiten könne, auch alle [37] Schriftstellen, worin man gewöhnlich den Satan und seinen Einfluß findet, ganz bequem und ohne Zwang anders auslegen könne, welches uns freylich von Anfang gezwungen und hart scheinen mag, da uns die Vorstellungen vom Satan, seinen Einflüssen und Wirkungen, mit der Muttermilch beynahe eingeflößt, und durch den nachfolgenden Unterricht noch mehr eingeprägt werden? Warum mag doch Hr. S. so unbiblisches, dem gesunden Menschenverstand anstößiges, und der Sittlichkeit nachtheiliges Zeug auskramen, von Herrschaft des Satans? Solche der Freyheit und Zurechnung, der

Moralität und Tugend, worauf endlich doch alles hinauskömmt, so verderbliche Sätze figurieren in heiligen Reden sehr schlecht. Hierher kann man auch noch rechnen, was S. 113. 114. steht, „daß die Aufsicht der menschlichen Seelen den Engeln anvertraut ist,“ und was S. 115. vom jetzigen Zeitalter gesagt ist, daß „der Unglaube die unglücklichen Gränzen seiner Herrschaft nie mehr erweitert, und das Laster nie mehr Verehrer um seine Altäre versammelt habe, als jetzo,“ wie er sich gar zu zierlich und gekünstelt ausdrückt. Warum man doch mit dem Zeitalter, worin man lebt, so unzufrieden seyn mag! — — Wir sollten denken, verschiedne Zeitpunkte im Griechischen und Römischen Staat, seyn fruchtbarer an Unglauben und Lastern gewesen, als der gegenwärtige. Hiemit genug, ob wir gleich noch mehr unter diese Rubrike bringen könnten.

Biblisch ascetische Floskeln S. 27. „ewiger Tod. S. 31. Kinder der Welt. S. 82. Licht der Gnade von seinem Leuchter gestoßen. S. 87. Herrschaft des Satans.“ Warum nicht eigentlicher und faßlicher dafür: Herrschaft unrichtiger Begierden, heftiger Leidenschaften, oder kurz: Herrschaft des Bösen, herrschendes Böse? Warum doch manche neuere Predigten und Erbauungsschriften noch [38] immer von biblischen Redensarten wimmeln? Was sucht man dabey? Sind sie etwa faßlicher und nachdrücklicher? Keines von beyden. Jesus, und seine Apostel richteten sich in ihren Vorträgen und Sendschreiben nach dem damals üblichen, ihren damaligen Zuhörern und Lesern verständlichen Sprachgebrauch. Warum ahmen wir dieses ihr weises Betragen nicht nach? u. dergl. w.

Gezwungener und allzu gezierter Ausdruck S. 5. heißt es, das menschliche Leben sey in mancher Augen „ein unglückliches Land, in dem der Abkömmling des Himmels, der Geist, verbannt aus seinem Vaterland, von ungesunden Nebeln krank, in den Ketten der Leidenschaften seufzen, mit seinen Fähigkeiten verschmachten muß: ein unglückliches Land, in dem man den Wind, welcher uns in ein besseres über-

schiffen soll, nicht ungeduldig genug erwarten, und nicht geschwind genug annehmen kann.“ Schiffet der Wind einen über? S. 8. „Laßt uns die Zeit abrechnen, welche wir nicht einmal leben, und die der Schöpfer selbst *von dem ausgeliehenen Kapital unsrer Jahre abrechnen wird*. S. 34. Wir übertäuben durch die lauten Stimmen unsrer Leidenschaften diesen Richter (das Gewissen) welcher sein Amt nur alsdann verwaltet, wenn der Tumult um seinen Richterstuhl aufhört, und die Partheyen schweigen. S. 119. Die Religion hatte einen neuen Thron bestiegen, ihre Unterthanen bestanden aus zwey ganz verschiedenen Völkern rc.“ Hierher können wir wohl auch die bereits oben angeführte beyde Stellen S. 30. 32. rechnen.

Nachlässigkeiten. S. 114. „so oft ich den Tag des Gerichts *meinen Gedanken gegenwärtig mache*.“ Wer redet so? Eben so wenig gefällt uns in der sonst nicht zu verachtenden VI. Rede S. 126. Das Leben Jesu war ein *großes Register* von Wohlthaten.

[39] Noch etwas aus der ersten Pr. *vom wahren Werth des menschlichen Lebens*, ein Stück des Schlusses. „Ich will schon itzt im Himmel leben, und auf der Erde nur noch wohnen. Mein Geist soll sich über die Welt erheben, und wie von einem *gesunden Berge*, *die unter demselben aufsteigenden ungesunden Nebel sehen und vergessen*. Ich will mich mit meinen Gedanken in die Gesellschaft der Engel und Verklärten begeben, mich in ihre Gespräche und Jubel mischen — — und schon itzt im Himmel leben, und auf der Erde nur noch wohnen.“ Wir wünschen, daß Hr. S. Geist noch auf *Erden* leben und wohnen bleibe, bis es dem Herrn der Natur gefällt, ihn wirklich daraus in einen andern Zustand zu versetzen; daß sein Geist, anstatt sich in die Gesellschaft der Engel und Verklärten zu begeben, noch seine Brüder, *die Menschen*, würdigen möge, unter ihnen sich aufzuhalten; daß er seine Augen dazu gebrauchen möge, die *Menschen* besser kennen zu lernen, das Herz, die mancherley Neigungen, Falten und geheimen Gänge desselben, die Vorurtheile aller Art, die in

den innersten Gegenden desselben nisten, und der wohlthätigen Wahrheit den Eingang verwehren, auszuspähen. Das wird eine in aller Absicht weisere und nützlichere Beschäftigung für ihn seyn, als jene. Überhaupt ist diese erste Predigt theils zu einseitig, theils zu voll transcendentaler Moral. Wenn werden doch alle unsre Sittenlehrer und Prediger einmal die Moral einstimmig aus dem Himmel herab *auf die Erde unter die Menschen* führen! Hr. S. besitzt Anlage, ein würdiger Prediger zu werden, aber es gehört noch Bearbeitung derselben dazu, noch mehr Kenntnis des menschlichen Herzens, noch Studium der Schrift mit Zuziehung gesunder Ausleger z. B. eines Grotius, Clarke, Taylor, Semler; noch Studium ei- [40] ner vernünftigen Moral nach alten und neuen Autoren. Dann mag er die Lobsprüche verdienen, die ihm öffentlich vor einiger Zeit ganz verschwenderisch sind ertheilt worden.

Gegen die Übersetzer.

The village oppressed, a Poem dedicated to Dr. Goldsmith, 4. 1 S. Robson 1771.

Nicht allein bey uns, sondern auch in England ist die Nachahmerheerde zahlreich und lästig. Es ist dieses eine schwache Nachahmung des Village deserted von Dct. *Goldsmith*, und ihm zugeeignet. Das Elend des unterdrückten Dorfs hat der Verf. selbst nicht im Traum gesehen, und die Klagen sind unpoetisch und erzwungen.

The brother. By a Lady 12. 2 Vol. 5 S.

Wir wünschen daß dieser Bruder der einzige Sohn seines Vaters bleiben möge — — denn das Werk ist unter der Critik.

Belle Grove, or the fatal Seduction 12. 2 Vol. 5 S.

Vermuthlich von eben derselben Verfasserin.

The history of Mr. Cecil and Miss Grey. In a series of Lettres, 12. 2 Vol. 5 S.

Sehr keusch und züchtig, aber sehr platt.

The Nun; or the Adventures of the Marchioness of Beauville 12. 2 S. 6 d.

Garstige und boshafte Nonnengeschichten.

Poetical Essays chiefly of a moral Nature, written at different Periods of Time by a joung Man. 8. 1 S. 6. d. 1770.

Ein junger Mensch der gute Absichten hat, seiner Mutter die Sachen dedicirt, gerne nützlich seyn will, aber als Poet es niemals seyn wird.

Helvetius starb den 26. Dec. vorigen Jahrs an dem Podagra im 60sten Jahre seines Alters.

[41] Nro. VI. Den 21. Jänner 1772.

Leipzig.

Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1772. 8. 324. S.

(Ist in der Brönnerischen Buchhandlung allhier zu haben für 1 fl. 30 kr.)

Es unterscheidet sich dieser Almanach von den vorigen darin, zu seinem Vortheil, daß weniger Anecdotensucht, weniger Unbescheidenheit gegen unsre besten Schriftsteller darin herrscht; allein dagegen ist auch die Sammlung der Gedichte ärmer und leichter an innerem Gewichte, und die Notiz poetischer Neuigkeiten mit gewöhnlicher Flüchtigkeit geschrieben. Die Vorrede an Herrn Kretschmann enthält Klagen gegen den Wansbecker Boten, gegen den Deutschen, und gegen den ganzen Trupp der Recensenten. Der Verf. will seine Notiz aus dem Gesichtspunkt betrachtet haben, „daß sie nichts, als den Summarischen Rechnungsauszug von den Schätzen des deutschen Genies und Geschmacks enthalte.“ Wir sind damit zufrieden, und wünschen also, künftig nur von ihm die Anzeigen der Titel, mit zwey Worten Bemerkung. Wir wollen die Recensenten der Notiz hier nicht widerlegen. Nur einige Anmerkungen werden uns unsere Leser erlauben. Wir finden das Parterre des Hrn. Dr. [42] und Prof. Schmid in Gießen mit ungemeinem

Glimpf und mit feinen Wendungen der Freundschaft getadelt. Wir wissen noch immer nicht, wie Hr. Dr. Walchs Religionsgeschichte hierher kömmt. Bey den Briefen von den Hrn. Gleim und Spalding hätte der Verf. sagen sollen, was sich würklich zur Vertheidigung des Hrn. Gleims sagen läßt; daß hier abermal die Zudringlichkeit eines unbedeutenden Menschen durch die, ohne sein Vorwissen, geschehene Bekanntmachung dieser Briefe die Ruhe und das edle Herz eines verehrungswürdigen Manns tödlich verwundet hat. Wunderbare Complimente gegen die elenden Produktionen des Herrn Staatsraths v. Gebler finden wir in den Anzeigen der Wienerischen Schaubühne, so wie die Verbeugung gegen den Hrn. v. Haller, da er mit seinem Usong vor dem Verfasser vorüber gieng, klug, aber zu tief ist. Unter den Gedichten zeichnen sich besonders die Stücke von Rammler, Denis, Mastalier, Michaelis aus. Tellheims Just, v. Löwen hat uns nicht gefallen wollen. Die Selbstverläugnung scheint uns eine sehr verunglückte Empfindung. Stellens Vergötterung ist ein Gemälde so voll Gold und Silber, daß wir, um es zu schätzen, uns an die erste Zeit der Wiederherstellung der Künste in Italien, wo Penni blühte, versetzen müssen. S. 36. konnten wir aber nicht wider in die Zeiten der Belustigungen zurückkehren, da wir lasen:

Auf! Laßt uns unsre grüne Zeiten
Den freundlichen Ergötzlichkeiten u. s. w.

so wie das Gedicht auf das Landleben S. 40. auch würklich um 30 volle Jahre zu spät kommt. Das Gespräch der Nacht und des Tages nach dem Jesuiten Sanadon hätte nicht sollen verdeutscht werden. Denn was sollen wir mit den Gesprächen der Nacht thun, wenn sie sagt:

[43] Ich, die sonsten mit Finsterniß
Und mit Grauen begleitet gieng,
Deine Schwarze, bin gegen Dich
Einmal lieblich und prächtig.

Die Mutter bey der Wiege, ist ein artiges Gedicht, mit wahrer Laune geschrieben. — — In der Idylle von

Willamov ist keine Farbe der Idylle, nur Namen von Amor, Nymphen und Najaden. Das Glaubensbekenntnis des Herrn v. Creuz wollen wir hierhersetzen, weil es besonders für unsre Gegenden interessant ist:

Ich sterb, und will mich nun in jene Tiefen wagen
Wo meine Philosophen ruhn,
Ich werde sie nach schweren Rätzeln fragen;
Und dort in ewig längern Tagen
Die hier gesparte Zeit verthun.

Der Abschied der Rußischen Flotte von Willamov ist kalt, und das Gedicht auf das Emblem der goldnen Dose, womit Ihro Kayserliche Majestät den Dichter noch beschenken wollen, ganz und gar platt:

Wo findt man denn in unsern Tagen
Die Pallas? — — Ich, ich will es sagen,
Die wahre Pallas ist der Reußen Kayserinn.

In dem Gärtner an Florinden haben wir die Muse des Herrn Kretschmann nicht erkannt. Das neue Kirchenlied von Herrn Löwen haben wir vortreflich gefunden. Aber gleich darauf lesen wir: Klimenen war das Bäuchelchen geschwollen — — O Herr Pikander! wohinaus? Das Epigram auf die hohe Frisur ist sehr gut, und überall sehr applicabel.

[44] Auf eine hohe Frisur.

Der Alpen Spitze gleicht dein aufgethürmtes Haar;
Dein Haupt ist weiß, wie sie, und auch so unfruchtbar.

S. 111. steht ein vortrefliches Gedicht von Klopstock. Wir übergehen die andern, theils, weil es unbedeutende Stücke, oder Produktionen der ersten Schriftsteller der Nation sind, wie die Ode Mastaliers auf Laudon. Aus dem Wansbecker Boten wollen wir nur den schönen Einfall des Musentempels hierhersetzen:

Der Tempel der Musen.

Der Deutsch und Grieche pflegen
Des Altars;

Der Römer pflegt auch mit, von wegen
Des Nachbars;
Hoch am Gewölbe schwebet
Der Britte, wie Cherub, und lebet;
Der Welsch ist Adjunktus und Küstermann
Und oben flattert der Hahn
Vergoldet und lieblich zu sehen,
Und krähet Epopeen.

Englische Litteratur.

The present State of the European Settlements on the Missisippi, with a geographical Description of that River; illustrated by Plans and Draughts. By Captain Philipp Pittmann, 4. 6 S. sewed. Nourse, 1770.

Die Europäische Pflanzstädte an dem Fluß Missisippi begreifen Louisiana, einen Theil von Westflorida, und das Land der Indianer, die man unter dem [45] Namen der Illinois kennt. Es ist eine Art von Staatsschrift die von dem Minister, der die Angelegenheiten der Colonien besorgt, von dem Verfasser verlangt wurde. Er hat sich lange in diesem Lande aufgehalten, und also sind seine Nachrichten ungleich glaubwürdiger, als das, was wir durch den P. Charlevoix wissen. Es fallen auch nunmehr alle Einwürfe weg, die man gegen das Clima von Westflorida gemacht hatte. Die Luft ist gemeiniglich rein, und der Himmel sehr heiter, ausser in dem Monat März und September, wo häufige Regen fallen, und rauhe Winde wehen; die Monate May, Jun. Jul. Aug. sind ungemein heiß, und plötzlichen und heftigen Stürmen unterworfen; der Jan. und Febr. sehr kalt, die übrigen Monate des Jahrs von gemäßigter Witterung. Der Boden ist ungemein fruchtbar; er trägt alle Europäische Feldfrüchte, Hopfen, Hanf, Flachs, Baumwolle und Tabak; das Europäische Obst kommt zu großer Vollkommenheit. Die Einwohner machen einen sehr berauschenden Wein von wilden Trauben, der, der Farbe und dem Geschmack nach, dem rothen Provenzerwein gleich kommt. Das Land hat

Büffelochsen, Rehe, und Vogelwildpret in großer Menge, besonders Enten, Gänse, Schwanen, türkische Hüner und Phasanen. Die Flüsse und Seen haben Fische im Überfluß. Ehemals, als dieses Land unter französischer Herrschaft stand, wurde es durch eine Militarperson, den sogenannten Major Commandant regiert, der aber von dem Gouverneur von Neu Orleans dahin gesetzt wurde. Er war eine Creatur von ihm, und übte eine absolute Gewalt über den Indianischen Handel aus, so daß, wer ihm durch Geschenke nicht zinßbar wurde, keinen Antheil daran haben konnte. Die Indianer waren dazu gewohnt, und sein Interesse erforderte es wieder, alles durch ihre Hände gehen zu lassen. Brachte jemand, ohne die von ihm erkaufte Er- [46] laubniß, Waaren ins Land, so nöthigte er ihn, es dem Königlichen Commissarius auf Rechnung der Regierung um ein geringes zu verkaufen, und verwendete es in seinen Nutzen. Die Einwohner waren alle überall hintangesetzt. Der Commandant schloß alle Contrakte, vor die Lieferung der Lebensmittel, vor Aufbauung der öffentlichen Gebäude, u. s. w. Er setzte die Cadets, und konnte also die Kinder der Einwohner, wenn sie erwachsen waren, zu den wichtigsten Posten empfehlen. Alles, was Waffen tragen konnte, wurde enrolliret, und in jedem Kirchsprengel lag ein Capitain und die dazu gehörigen Officiers. Dieser Capitain ordnete die Frohnden, und alle andre Personaldienste. Man sieht also, wie ausgebreitet die Gewalt des Commandanten bey dieser Militarverfassung war. Der Königliche Commissär war eine bloße Nulle, durfte nicht widersprechen, und man sorgte dafür, daß er allzeit aus der niedrigsten Classe von Menschen gewählt wurde Übrigens ist der Stil nicht der beste; die Nachrichten selbst aber haben den vollkommensten Charakter der Aufrichtigkeit und Treue, und es wird diese Schrift in der Erdbeschreibung künftig, als eine der ersten Quellen geschätzt werden.

Transactions of the American Philosophical Society, held at Philadelphia, for promoting useful Knowledge, Vol. 1. from January 1. 1769. to Jan. 1. 1771. Quarto printed at Philadelphia, 1771.

Zwo Gesellschaften, die ehemals in Philadelphia den Fortgang nützlicher Kenntnisse zum Endzweck hatten, vereinigten sich den 2ten Jan. 1769. unter dem Namen der amerikanischen Gesellschaft. Der erste Band ihrer Schrifft enthält Beobachtungen bey dem Durchgang der Venus, 1769. Pensilvanien ist zu dieser Beobachtung viel besser gelegen als England; allein die Beobachter hatten viele [47] Schwierigkeiten in Festsetzung der bisher ganz unbekannten Längen und Breiten, in Anschaffung tüchtiger Instrumente u. s. w. Ungemein treu und sorgfältig ist die Geschichte dieser Beobachtungen. Ferner findet sich eine Nachricht von dem Durchgang des Mercurs den 9. Nov. 1770. Beobachtungen über den Cometen im Junius und Julius 1770. Eine Verbesserung in der Construktion von Godfreys (gemeiniglich Hadleys) Quadranten; eine artige Methode, die Zeit des Laufs der Sonne über den Meridian aus den correspondirenden Höhen, ohne Hülfe der Correktionstafeln, vermöge der Veränderung in der Deklination der Sonne herzuleiten. Der zweyte Abschnitt enthält Landwirthschaft. Der dritte vermischte Aufsätze. Der vierte medicinische Abhandlungen. Alle diese Stücke sind merkwürdig, und verdienen Ermunterung und Lob von seiten der Regierung.

Johannis Lelandi, Antiquarii, de Rebus Britannicis Collectanea: cum Thomae Acarnii Praefatione, Notis et Indice ad Editionem primam. Editio altera. Accedunt de rebus Anglicanis opuscula varia e diversis Codd. M. s. s. descripta et nunc primum in lucem edita. 8. 6 Vols. 2 l. 2 S. Imp. Gul. et Joh. Richardson, 1770.

Allen Alterthumsverständigen des mittlern Zeitalters sind diese Materialien ein schätzbarer Stoff zur Bearbeitung. Leland hatte von Heinrich dem 8ten den Auftrag, alle Abteyen, Collegia, Cathedralkirchen und andre öffentliche Örter des Königreichs zu besuchen, wo sich Bücher, Urkunden und öffentliche Schriften finden möchten. Außer diesem war er vor einen Mann von Scharfsinn, Geschmack,

und Beurtheilung zu seiner Zeit bekannt, und **Stowe**, **Harrison** und **Camden** haben ihn sehr oft [48] mit Vortheil genutzt, ohne eben die Quelle anzuzeigen, wo sie geschöpft hatten.

The false Step; or the History of Mrs. Brudenal, 12. 2 Vol. 5 S.

Ein Roman, der eben nicht die reichste Einbildungskraft verräth, aber doch seinen moralischen Nutzen haben mag. Es fließt alles ganz hübsch und deutlich.

A short Grammar and Vocabulary of the Moors Language, 8. 1 S. 6. d. Flexney 1771.

Sehr gute Materialien zur Sprache der Indous. Der Verf. hat lange in dem Lande gelebt, aber der philosophische Kopf fehlt.

The Contrast or History of Miss Weldon and Miss Mosely 12. 2 Vols. 5 S. sewed, Noble.

Zwey Frauenzimmer erscheinen hier, beyde von entgegengesetzten Charaktern, jede hat Schönheit und Talente; allein ihre Neigungen und Moral sind sehr verschieden. Als Verwandtinnen werden sie beyde in einer Familie erzogen. Eine wird munter, lebhaft, ausschweifend; die andere klug, bedächtlich und nachdenkend. Die erste heyrathet und ruiniret ihren Mann durch ihre Ausschweifungen, ihre Muhme heyrathet auch, und erwirbt sich die Liebe und Achtung aller derer, die sie kennen. Die Begebenheiten sind interessant und exemplarisch. Obgleich das Werk nicht von der höhern Art von Composition ist, so ist doch die gute Absicht zu loben.

[49] Nro. VII. Den 24. Jänner 1772.

Dessau.

S. C. E. de Marees Untersuchung der Verbindlichkeit dem göttlichen Gesetze von der Todesstrafe des Mörders und von Vermeidung blutschänderischer Heyrathen. 1771. 1 Alphabet 36 S.

Der Verf. ziehet gegen **Thomasius** und **Baumgarten** und **Michaelis** und alle diejenigen zu Felde, welche die allgemeine Verbindlichkeit dieser beyden Gesetze

leugnen. Wir fürchten aber sehr, daß sein Eifer für das Ansehen der heiligen Schrift eben keine glänzende Wirkung thun wird. Das Gesetz von der Strafe des Todschlägers, 1 Buch Mos. 9. erklärt er so: „Gott habe, als oberster Lehnherr, den Menschen die Welt nach der Sündfluth wieder übergeben, und ihnen zugleich die Erlaubniß ertheilt, Fleisch zu essen, die sie, seiner Meinung nach, vorher nicht hatten: da aber dieses Morden der Thiere sie gleichgiltig gegen das Leben ihrer Mitgeschöpfe, und also auch der Menschen habe machen können; so habe er dieses durch eine besondere Sanction in Sicherheit zu setzen gesucht." Diese Erklärung zu beweisen, wird dargethan, „daß die Menschen vor der Sündfluth kein Fleisch gegessen hätten." Der Hauptbeweis dieses Satzes wird [50] darin gefunden. „Weil Gott den ersten Menschen die Früchte zu ihrer Speise angewiesen hätte. Da nun Privilegien im engsten Verstande genommen werden müßten, so folge natürlich: daß die Menschen sich auch kein größers Recht, ohne eine neue ausdrückliche Erlaubniß, über die Creatur nehmen durften."

Wir haben immer mit Eckel gesehen, daß so viele Gottesgelehrte das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen nach dem bürgerlichen Verhältniß der Menschen unter einander abmessen. Wie viele Sophismen und abgeschmackte Sätze sind nicht durch diese Vergleichung von zwey so unendlich verschiedenen Dingen in die Gottesgelahrtheit gebracht worden. Wir überlassen übrigens dem Leser, dieser Untersuchung, vom Fleischessen, selbst zu folgen. Aus Mangel der Urkunden kann sie freylich nicht sehr vollständig seyn; zum guten Glück ist sie aber auch nur denen wichtig, die sich viel um die rem culinariam antediluvianam bekümmern.

Die Veranlassung des Gesetzes vom Menschenmord soll nun also darin zu suchen seyn, weil der Mord der Thiere erlaubt worden ist. Nach des Verf. Meinung, würde ohne dieses Gesetz die Obrigkeit nicht einmal Macht über Leben und Tod der Unterthanen haben; „denn, sagt er, der Mensch ist nicht Herr von seinem Leben, er kann also keinen Vertrag

darüber eingehen." Uns scheinet die Erhaltung des Lebens nicht sowol durch ein Gesetz anbefohlen, als viel mehr durch den ersten Grundsatz, daß kein Wesen bestehen könne, das den Grund seiner Zerstörung in sich selbst hat, nothwendig gemacht worden zu seyn. Nur der kranke Mensch entschließt sich zu sterben, oder lauft unbesonnen in der Leidenschaft, die auch eine Art von Krankheit ist, in den Tod; der, welcher den Tod als unvermeidlich ansieht, wählt nicht zwischen Tod [51] und Leben, sondern nur zwischen den Todtesarten. Deßwegen aber wird ein Vertrag, wodurch ich mein Leben in fremde Gewalt gebe, um es wahrscheinlicher zu erhalten, nicht rechtswidrig noch unmöglich, und dieses ist gerade der Fall von der bürgerlichen Gesellschaft. Ich kann also diesen Satz des Verfassers unmöglich einräumen, und eben so wenig kann ich ihm den andern Satz, den er S. 35. aus dem neuen Phädon behauptet, zugeben, „daß nehmlich Verträge keine neuen Rechte geben, sondern nur unvollkommene in vollkommene verwandelten." Der Begriff des Worts Recht in diesem Verstand, ist noch lang nicht genug aus einander gesetzt, und wir glauben, daß ein neues Recht entstehe, so oft Pflichten gleichgültig werden; denn ohne eine Gleichgültigkeit, kann man sich, dünkt uns, kein Recht gedenken. — — Doch wir kehren zu dem Hauptgegenstand zurück. Nach dieser Erklärung des Noachidischen Gesetzes von dem Menschenmord, will endlich der Verfasser behaupten, daß es alle Menschen angehe, weil 1) der Zusammenhang der Worte und die allgemeine Erlaubniß, Fleisch zu essen, schließen lasse, daß es alle Menschen betreffe, 2) weil die Ursache, Gott habe alle Menschen nach seinem Bilde gemacht, angeführt würde, und diese bey allen Menschen Platz fände, 3) weil dieses Gesetz im N. T. wieder angeführt werde, als Luc. 11, 50. Matth. 26, 53. Offenb. Joh. 13, 10. Hierauf soll Michaelis widerlegt werden. Wir haben aber nichts Wichtiges gefunden, was nicht Kocken auch schon gesagt und Hr. Michaelis in seiner 2. Comment. widerlegt hätte. Man kann sich leicht vorstellen, was der Verf. von dem Begnadigungsrecht

hält; und in der That, wenn einmal ausgemacht ist, daß dieses Gesetz wirklich auf diese Art dem Noah gegeben, und daß dieser Satz, V. 6. der eben nicht sehr mit dem vorherigen zusammenhängt, nicht als eine bloße Re-[52]flexion auf die nachher den Juden gegebnen Gesetze von dem Geschichtschreiber eingeschoben worden ist; denn viele, und der Verfasser selbst glauben, daß das erste Buch Mosis, später als die folgenden geschrieben worden sey; Wenn gewiß ist, daß Gott diese Worte als ein Gesetz und nicht blos enunciative, wie z. B. die Worte: Das Aug das der Mutter verachtet zu gehorchen, sollen die Raben aushacken, ausgesprochen hat; denn ob wir gleich diese Stelle für keine Weissagung halten, so hat uns doch Hr. Michaelis noch nicht überzeugt, daß sie ein Gesetz sey; und wenn man sich endlich überzeugen kann, daß Gott dieses Gesetz zu einem ewigen Gesetz gemacht habe, und nicht leiden wolle, daß auch bey so ganz veränderten Umständen, als die itzigen gegen die sind, in welchen die Familie Noahs sich befande, eine Ausnahme gemacht werden durfte; wenn, sagen wir, alles dieses überzeugender dargethan ist, als es der Verf. ausgeführt hat; so kann man wohl nicht zweiflen, daß das Begnadigungsrecht der Obrigkeiten ein Eingriff in die göttliche Rechte sey. Die drey Gründe des Verfassers werden aber nicht leicht jemand überzeugen. Der erste beweist zu wenig; denn was vom Fleischessen gesagt wird, kann wohl auf alle Menschen gehen, weil sich in diesem Punkt die Umstände nicht geändert haben, daraus folgt aber nicht, daß der Zusatz auch nothwendig alle Menschen angehen müsse. Der andere Grund des Verf. beweist zu viel, denn er würde auch die zufällige Todschläge einschließen, und die Worte: der Mensch ist nach Gottes Bild gemacht, scheinen mehr eine Vertheidigung der Strenge dieses Ausspruchs, als eine Ursache desselben zu enthalten. Der dritte Grund beweist endlich gar nichts; denn er bezieht sich auf das Israelitische Gesetz, und nicht auf das Noachidische. Wir wünschen, daß der Verf. bewiesen hätte, daß [53] der 6. Vers wirklich in die Reihe der Rede gehöre, die Gott vor dem

Noah hielte; denn da im 5. Vers Gott *selbst* die Rache zu üben verspricht, und dieser Vers auch in der ersten Person redet, der 6. aber von Gott als einem dritten Subject spricht, und die Rache dem Menschen zueignet, so entsteht dabey ein Zweifel, der uns wohl einer nähern Untersuchung werth scheint. Diese Abhandlung ist übrigens blos wegen der andern von den *Ehegesetzen* entworfen worden. In dieser streitet der Verfasser mit *Baumgarten* und *Michaelis*. Wir wunderten uns gleich anfangs, daß der Verf. da er die Stellen von der *Schwester* und *Vaters Schwester* immer auch von der *Halbschwester* verstanden haben will, dennoch die Ausdehnung der Verbothe auf Grade verwirft. Sein Ausfall auf die Litterärbriefe, wegen des freylich nicht gar bündigen Schlusses wider die Polygamie, von der Gleichheit der beyden Geschlechter in Ansehung der Zahl, ist, dünkt uns, überflüssig, und lauft auf einer Logomachie hinaus. Besonders ist uns die Auflösung der Schwierigkeit vorgekommen, die *für* die *Polygamie* aus den Beyspielen des alten Testaments genommen wird. Der V. behauptet nehmlich, die Vielweiberey sey im A. T. zur Strafe des weiblichen Geschlechts geduldet worden, weil ein Weib die erste Ursache der Sünde gewesen ist; nach dem aber das Versöhnungswerk die Sünde aufgehoben habe, so sey auch dieser Theil der Strafe entlassen worden. Die Ursache der Eheverbote sucht der Verf. nach andern zwar ganz vernünftig in der Absicht, die Unordnungen zu vermeiden, die aus dem öftern unvermeidlichen und nöthigen Umgang der Glieder einer Familie entstehen könnten; allein er ist dabey ein starker Verfechter des Respectus parentelae, der doch so willkührlich ist, und ehe man sichs versieht, wirft er S. 185. fast allen denen eine Gotteslästerung vor, [54] welche behaupten, daß Gott sich nach *Policeyanstalten* richte. Mit den *Schleyergesetzen*, woraus Herr Michaelis das Ehegesetz so schön erläutert, ist er gar nicht zufrieden. Zum Beweis der allgemeinen Verbindlichkeit der Ehegesetze, verspricht er keine *neue* Gründe, sondern nur eine stärkere Vertheidigung der *alten*. Keine neue Gründe haben wir

auch nicht gefunden; aber eine gründlich stärkere Rettung der Alten? Auch nicht. Nach dem Verfasser soll schon vor dem Einzug der Israeliten ins gelobte Land, ja schon zu Zeiten Noahs ein Eheverbot dagewesen seyn, dessen Übertretung die Strafgerichte über die Kananiter gezogen haben soll; Nach ihm hat Abraham dem Abimelech eine Ehrenlüge vorgesagt, da er auch nach der Entdeckung darauf beharrte, daß seine Frau seine Halbschwester sey; Nach ihm hat Johannes den Herodes nicht wegen einer Übertretung der Jüdischen Rechte bestrafen können, weil, wie es S. 273. heist, mit dessen Tagen das Himmelreich sich angefangen, und also da schon das Mosaische Gesetz aufgehört habe. — — Man wird hieraus den Verfasser schon genug zu beurtheilen im Stand seyn, und wir können ihm, da wir uns bey ihm schon zu lang aufgehalten haben, nicht weiter folgen. Wir sind darin völlig mit ihm einig, daß, wie er am Anfang dieser zweyten Abhandlung sagt, das Ehegesetz Gottes, in alle Wege zu beobachten ist, weil es die Zweifel unsrer Vernunft abschneiden, und uns eine feste Richtschnur geben kann, wie weit das Verbot der Ehen gehen soll, das wir nur ahnden, und im allgemeinen für so unentbehrlich halten, daß es viele in der Natur, obgleich nicht mit dem besten Erfolg, zu finden glaubten. Wir wünschten auch, daß man nie über seine Verbindlichkeit in Ansehung Unsrer, gestritten, und dadurch den Eindruck auf das moralische Gefühl geschwächt hätte, der doch [55] eine so feste Wehre gegen die Reitzung, der durch den genauen Umgang der Glieder einer Familie angefeuerten Natur ist. Wir müssen auch den Eifer des Verfassers für das Ansehen der göttlichen Gebote verehren; aber, eben deßwegen wünschen wir, daß er seine Untersuchung durch eine geläuterte Philosophie hätte leiten lassen, und daß er sonderlich manche Muthmaßungen unterdrückt hätte, die so nahe an das Lächerliche gränzen, daß sie auch der schaalste Spaßmacher herüber ziehen, und mit leichter Mühe ganz burlesquiren kann.

Frankfurt und Leipzig.

Fr. Gottlob Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke. Im Verlag der neuen Buchhändlergesellschaft. 1771. 8. 2ter Band, 1 Alph. 7 Bogen.

Weil so viele unsrer Kunstrichter es unter ihrer Bestimmung glauben, sich dabey aufzuhalten, ob eine Ausgabe des ersten Dichters der Nation ächt oder unächt sey, so halten wir es vor unsre Pflicht, diese schändliche Rhapsodie anzuzeigen. Da dieses Buch an Höfe, unter Leute von Geschäften, unter so genannte Gelehrte von Profession kommt, die nicht Zeit haben, zu untersuchen: ob in der Terra incognita des deutschen Genies und Geschmacks eine kleine Insel mehr ist entdeckt, oder von einem Lügner hingedichtet worden, so wird es nothwendig, einen solchen Buchhändlergriff für das zu brandmarken, was er ist. Dem grösten Dichter werden die elendeste Nachahmungen, als eigne Arbeiten, angedichtet, deren, unter einer Anzahl von etwas über 40 Stücken, nicht weniger denn 12 sind. Darunter gehören die Oden, an die selige R. an Hrn. S. S. 28 die Choriamb Ode, Ode an [56] Hrn. Cl. an eine Freundin, auf Cramers Eheverbindung, Ode an Hrn. S. an Damon, an Daphne, an Damon, der Abschied, an Elisen. Die Beschäftigungen des Landlebens hat man nicht einmal nach dem Nord. Aufseher, sondern nach dem fehlerhaftesten Manuscript; die Ode an Gott eben so nach schlechten Handschriften abgedruckt. Die Elegie, Rothschilds Gräber, ist auf das unwürdigste mißhandelt. Erst nach dem 14. Verse des Originals fängt sie an, ohne Elegisches Sylbenmaaß, jede Zeile in zwey kleine Abschnitte zerhackt, lauft um 6 Zeilen des Originals so fort, dann macht sie eine Lakune von 16 Zeilen, streut wieder zwey Zeilen aus, läßt vier andre weg, und so geht sie unter vielen andern solchen Lakunen in Bruchstücken fort. Übrigens findet sich nicht ein einziges schätzbares von den über funfzig neuen, jetzt erst vom Dichter dem Druck übergebenen Stücken, und das elende Ganze, ist aus den Bremischen Bey-

trägen, den Schleswiger Litteraturbriefen und dem Nordischen Aufseher genommen.

Litteraturneuigkeiten.

Herr Riedel gehet unter dem Charakter eines Kayserlichen Raths nach Wien, um den Eleven der Academie der Mahlerey und Kupferstecherkunst Aesthetische Vorlesungen zu halten.

Herr Dct. Georg August Spangenberg ist zu Göttingen zum ausserordentlichen Prof. der Rechtsgelehrsamkeit ernannt worden.

Hr. Mag. Wenck zu Leipzig hat, nachdem er den Ruf nach Gießen, als Professor der Historie, in seinem Vaterlande abgelehnet, die Stelle eines ausserordentlichen Professors der Philosophie erhalten.

[57] Nro. VIII. Den 28. Jänner 1772.

Hamburg.

Oden. Bey Johann Joachim Christoph Bode. 1771. 4. 294. S. Postpapier.

Endlich hat Klopstock eingewilligt, daß die zerstreuten Waysen Deutschlands gesammlet würden. Er, der Schöpfer unsrer Dichtkunst, des deutschen Numerus, der Seelensprache des Vaterländischen Genius hat lange mit Geduld seine beste Werke in Monat- und Wochenschriften, in fliegenden Blättern eingerückt, geschrieben und gedruckt mißhandelt gesehen. Und noch lange vielleicht — — wenn sie der Patriotische Ungestümm des Herrn Bode dem Dichter nicht entrissen hätte. Bey einem Werke der Ewigkeit, wie dieses, gilt weder Lob noch Tadel, und alles, was der Liebhaber und Verehrer am Altar sagen kann, ist dieses: Hier steht es. Weg also mit dem geschwätzigen Cicerone, der uns Gefühl an den Fingern darzählt, und den Blitzstrahl des Genies mit der Hand greifen lehrt! — — Aber wenn mit einer Sammlung solcher Werke wichtige Veränderungen von dem Verfasser selbst vorgenommen werden, wenn sie den letzten Grad der Vollendung von seiner Hand empfangen, so ist es dem Cicerone wenigstens

erlaubt, die Geschichte der Ergänzungen, den Anblick eben desselben Ideals unter Veränderungen [58] des Styls, den Zuwachs der neuen Stücke zu berühren. In dem ersten Buche sind die Empfindungen gesammlet, die der Dichter dem Höchsten sein ganzes Leben durch geweihet hat, und wir überlassen es dem Herzen des Kunstrichters der hier

— — — — — — — — — mit Klüglingsblicken
Höret, und kalt von der Glosse triefet,

ob hier eine Vertraulichkeit herrsche, die dem höchsten Wesen nicht anständig sey? Die Ode an Gott, wo der Dichter um eine Geliebte bat, sucht man hier vergebens. Dem Recensenten sind nur wenige neue Stücke in diesem Buche vorgekommen, die aber an Psalterflug, Höhe und Tiefe der Seele den älteren vollkommen gleich sind. Diejenigen, die er kennt, haben an Rhythmus und poetischer Sprache unendlich gewonnen. Der Gedanke, die Deklamation durch das bemerkte Sylbenmaaß zu unterstützen, macht in der Ausbreitung des wahren Geschmacks Epoche, und man versuche mit der Ode auf die Genesung des Königs gegen das fühlloseste Gehör, ob nicht durch alle Strophen mit jeder Veränderung des musikalischen Abschnitts, die ihm eigne Abänderung der Empfindung gleichschreite?

Mit dem zweyten Buche verlassen wir ihn,
Wie der Adler zu der Wolk itzt steigt,
und sehen ihm nach wie er,
Dann herunter zu der Eiche Wipfel sich senkt,
in den Hayn der Freundschaft, wo er seine Cidli die geheimere Tugend, die Liebe lehrt.

Die Ode an seine Freunde erscheint hier unter dem Namen Wingolf auf die vortreflichste Art verändert. Die griechische Mythologie ist als Beywerk behandelt, und gegen sie die alte deutsche verpflanzt, und mit solcher Kunst und Geschmeidigkeit des Genies, daß nicht allein kein einziger Zug gelitten, sondern alles zum Ganzen gleichgestimmt, und der Cha-[59]rakter des Werks einzig geworden. Wer wird die Empfindungen an Cidli zergliedern, und diese zarte Blume berühren wollen? Sie sind dem Recensente fast alle

neu. Man trete herzu und empfinde! Es ist Grandisons Liebe zu Clarissa! Alle Stücke dieses Buchs gehören nach der Jahrzahl ohngefähr in einen Zeitpunkt, und wahrscheinlich war es der glücklichste in dem nie unglücklichen Leben des Dichters, wo die von Freundschaft und Liebe trunkne Seele aufgerichtet in der Schöpfung umhersieht.

Im *dritten* Buche, wo nichts als Vaterländische Empfindung spricht, haben wir die lauten Accente des warmen Herzens, die Schätze der Sprache und die Geheimnisse des Musikalischen Ohrs insbesondre bewundert. Welche Pfeile in der Hand des Starken sind hier nicht die Bilder der Nordischen Götterlehre. Dem Barden der Herrmannsschlacht ist es erlaubt, mit diesen Zeugnissen der thätigen Seele der Vorfahren, die träge Sinnen ihrer Enkel zu erschüttern, ihnen Freundschaft, Freyheit und Vaterlandsliebe, die Grazien ihres Landes vorzuführen — — Nur werde der Name *Braga*, *Tialf*, *Hlyna*, und *Wingolf* kein Schellenklang vor den Nachahmerhaufen und ein *Nahl* und *Oeser* helfe des Dichters neuerweckte Bilder durch ihre Kunstwerke ausbreiten! Welche Schöpfung der übernatürlichen Wesen, in der Erscheinung des *Braga* und *Thuiskon*, die weit über *Milton* und *Shakespear* ist, und in dem letztern insonderheit eine Musik, die die ganze Natur in stille Feyer kleidet!

Die Kunst Tialfs finden wir gegen ein Manuscript, das wir vor uns haben, im Plan, in Anordnung der Empfindung meisterhaft verändert, und diejenigen Züge, welche schon ehedem unserm Gefühl gegen die Würde des Dichters und seines Gegenstands schienen, weggestrichen. Welcher Text zu Vorlesungen unsrer Dichtkunst und Sprache, wenn [60] durch Varianten Klopstock mit sich selbst verglichen, und dadurch der angehende Dichter gebildet würde! In der Ode, *Unsre Sprache*, welche Sammlung von Tönen, die alle dem deutschen Genius nur eigen sind, und wie angemessen dem ganzen Flug dieser kühnen Gedanken! In *Sponda*, wie feine Bezeichnungen der Gränzen und Kräfte eben dieser Sprache, in die feinste dichterische Diktion gekleidet! Wie

schwer wird es uns, daß wir hier nur anzeigen, nur Winke geben dürfen, besonders was das Sylbenmaaß, und die esoterische Geheimnisse der Dichtersprache angeht. Nur noch einige historische Anzeigen erlaube man uns, um die Aufmerksamkeit einiger Leser unsrer Gegenden rege zu machen. Ausser den von dem Dichter selbst erfundnen, und unsrer Sprache mehr angemessenen, findet sich das horazische Sylbenmaaß häufig. Im Alcäischen sind geschrieben, die Oden: dem Erlöser, Wingolf, an Fanny, die Fragen, die beyden Musen, an Cidli, S. 157. Der Rheinwein, Kayser Heinrich. Friedrich der fünfte in dem Asklepiadeischen Sylbenmaaß, das aus abwechselnden Asklepiadeischen Versen und Glykonischen besteht. In den Oden, Bardale, Cidli, S. 134. an Young, der Zürchersee, Friedensburg ändert es sich nur in so fern ab, daß der dritte ein Pherekrazischer Vers wird; und in der Ode an Gleim, sind die zwey ersten Verse Asklepiadeisch und die beyden letzteren Pherekrazisch. In Herrmann und Thusnelda ist der erste und zweyte Vers ein umgekehrter Alcäischer, so daß der zweyte Abschnitt, statt des ersten zu stehen kömmt, der dritte Pherekrazisch und der vierte Archilochisch. An Cidli S. 156 und in der Ode für den König, desgleichen in der Ode an Cidli, S. 162. Clarissa, Selmar und Selma ist ein etwas abgeändertes Sapphisches Sylbenmaaß, wieder aus zwey umgekehrten Alcäischen.

[61] Wir beschließen diesen Artikel mit der einzigen Anmerkung, daß eine Zeit war, wo Waller an St. Evremond schrieb: „Der Lyrische Dichter Milton hat auch ein Episches Gedicht, das verlohrne Paradies geschrieben,“ und wir überlassen es unsern Lesern zur Überlegung, ob nicht eine Zeit bey der Nachwelt möglich ist, daß das Rad der Dinge da stehen bleibt, wo es heist: Klopstock, der gröste lyrische Dichter der Neuern, schrieb auch den Messias.

Halberstadt.

Bey Groß sind in einerley Format, und zu gleicher Zeit erschienen: **Idyllen aus dem Griechischen des Theo-**

critus, 1771. 12. B. 5. Koluthus Entführung der Helena, B. 2. Cebes Gemaehlde, B. 2.

Vermuthlich sind diese drey Übersetzungen aus einer Feder geflossen. Ist dieses richtig, so berechtigt es uns so vielmehr, um nicht zu weitläuftig zu werden, den Cebes und Coluthus zu übergehen, und uns an den Theocrit zu halten. Den Cebes traut man ohnehin einem mäßigen Kenner des Griechischen leicht zu, und Coluthus? er wird auch in der besten Übersetzung nur als Dichter des sechsten Jahrhunderts merkwürdig seyn. Aber ein guter deutscher Theocrit wäre ein wichtiges Geschenk für unsre Musen — — — so wichtig, als gefährlich für den Autor, der es geben soll! Wir wissen nicht, ob der Herr Übersetzer diese Gefahr überdachte, ehe er sich hinein gewagt hat: wenigstens hätte ihn schon seine Sprache daran erinnern sollen. Ein Dichter, wie Theocrit, muß, in lauter Prosa übersetzt, unendlich verlieren. Das geringste, womit man ihn schadlos halten kann, ist Gesnerische Prosa, und das ist unsers Übersetzers seine nicht. — — Die [62] Übersetzung enthält nicht alle Gedichte, die insgemein unter Theocrits Namen vorkommen, sondern nur die eigentlichen Hirtengedichte, deren der Verfasser zwanzig zählt. Den Sinn drückt er, wie er selbst sagt, meistens nach den Lesearten und Erklärungen der Reiskischen Ausgabe aus, den Geschmacklosen elenden Scholiasten mit eingerechnet, und dieser Regel folgt er treulich. Aber die feinen Nüancen der Hirtensprache, die süße Schäferunschuld, und die simple Natur konnten ihm freylich weder Cassaubon und Reiske, noch der Scholiast in die Feder commentiren; und dann spricht auch insgemein der Übersetzer, nicht Theocrit. Hier sind Beyspiele! Gleich der Anfang der ersten Idylle machte uns aufmerksam; Lieblich zwar rauscht, o Hirt! die Fichte dort bey den Quellen, aber auch du flötest angenehm. Wo ist hier die naive Wiederholung des *αδυ*? Wo das *μελισδεται*? Wo — — ja, wo ist Theocrit? Die ganze Stelle hat keinen Ton. Wenn der Ziegenhirte V. 18. in halb komischem Unwillen klagt: und Pan ist böse, und immer sitzt ihm

bittre Galle auf der Nase, so sagt unser Herr Übersetzer, der diese griechische Metapher nicht zu verdauen weiß, kurz weg; und er ist immer bitter und böse. Unerträglich matt wird er, wenn er mit seinem so und das und die und deren die halbabgebrochnen, oder Participialische Sätze Theocrits an einander flicken, und in eine feine Periode bringen will. Man lese doch den siebenden Vers mit seinem ganzen Wortgeschleppe! Thyrsis schöne Aufforderung an den Ziegenhirten, Vers 12 u. s. w. hört es bey unserm Übersetzer auf schön zu seyn. So hebt der kalte Hirt an. „Willst du dich hier bey den Nymphen an dem Hügel niedersetzen, wo die Tamarisken stehen, und die Flöte blasen? so will ich hier die Ziegen weiden." [63] *Ποτι ταν νυμφαν* ist hier offenbar eine Beschwörung bey den Nymphen, was auch der Scholiaste dazu sagen mag. Aber das ist noch das geringste; die ganze Stelle lautet dem Original nach wörtlich so: Willst du, bey den Nymphen, Ziegenhirte, willst du da dich setzen, da am Abhang dieses Hügels unter Tamarisken flöten? Ich will indeß die Ziegen weiden. Thyrsis fragt die Nymphen V. 67. wo sie gewesen seyn u. s. w. In den schönen Lustgefilden, durch die der Peneus rollt, oder am Pindus etwa? Das ist doch wohl mehr, als: An Peneus Lustgefilden, oder am Pindus? Nur daß dieses von Wort zu Wort übersetzt wäre, und Nerven hätte. So viel kürzer kommt der Verf. gleich im Anfang der neunten Idylle (bey dem Übersetzer der siebenten) durch. „Daphnis! fang doch an, ein Hirtenlied zu singen!" Theocrit sagt, wie uns dünkt, etwas feiner: Sing ein Hirtenlied, Daphnis! stimme du erst an, stimme dein Lied zuerst an! Bey dem allen leugnen wir nicht, daß der Verfasser an vielen Orten, und oft eine gute Strecke durch, gut, wenigstens leiblich, übersetzt; meistens alsdann, wann er mit kaltem Blut seinem Wortregister und Commentarius folgen kann; und vielleicht könnten wir dieses Lob allgemein machen, wenn er sein Werkchen dem Verleger noch einige Messen hätte mißgönnen wollen. Manchen Lesern, die das Griechische nicht vergleichen

können, mag das endlich genung seyn, und sie werden auch in dieser Gestalt den Theocrit nicht verkennen. Wir aber getrauen ihm nicht zu sagen, was Theocrits Ziegenhirte seinem Thyrsis sagt:

Και τας βωκολικας ἐπι το πλεον ἱκεο μωσας.

[64] Kupferstiche.

Ficquet hat vor wenigen Monaten das **Bildniß von J. J. Rousseau** zu der Gallerie der übrigen Philosophen hinzugethan.

Es ist eben auch in 8. wie die vorhergehenden und ein Meisterstück in der Miniatur des Grabstichels. Die Beywerke sind im vollkommensten Geschmack. Allein ob es das Verdienst der Gleichheit hat, und ob der Mangel desselben dem Künstler, oder den Gränzen der Kunst zuzuschreiben sey, das ist eine andre Frage. Nach dem König von Preussen verliehrt wohl das Bild des Genies unter der Hand des Künstlers nirgends so viel, als bey dem Kopf unsers Philosophen. Und da, wo in dem Cirkel der Freunde die ganze Seele sichtbar wird, hat ihn der Künstler nie fassen können. Indessen ist dieses Bildniß ungleich wahrer, als die Mannheimer Medaille, wo er Prinz Koulikan ist, und wo man das Feuer seiner Augen durch Convulsivisch hervorgetriebne Muskeln hat ausdrücken wollen.

La deuxieme Edition complette de l'anatomie du Corps humain en vingt Planches en Couleur representant des figures dissequées de tiers de nature avec leurs tables explicatives, grand format que Mr. Gautier pere avoit promises au public, et proposées par souscription.

Diese 20 Tafeln welche die Angiologie, Nevrologie und allgemeine Splanchnologie enthalten, werden jetzo zu 120. L. ausgegeben.

Man veranstaltet eben auch eine kleine Ausgabe, die illuminirt ist, wie die erste. Sie kostet nur 48 L. wenn man subscribirt. Acht Lagen werden nach und nach ausgetheilt, jede zu drey Kupfertafeln. Man bezahlt nur allzeit 6 Livres zum Voraus.

[65] Nro. IX. Den 31. Jänner 1772.

Leiden.

H. L. Gaubii, Adversariorum varii argumenti, liber unus. 1771. 4. 19 Bogen und eine Kupfertafel.

Herr Gaubius ist, nach unsrer eignen Empfindung, längst über unser Urtheil erhaben; jedes Blatt ist ein unverwerflicher Zeuge von seiner großen Bekanntschaft in den Labyrinthen der Natur, seinem philosophischen Genie, seiner Bescheidenheit, und Menschenliebe; alle seine Urtheile gründen sich auf Resultate scharfsinnig angestellter Versuche und ungezweifelter Erfahrungen; und wir sehen niemals daß die ächte, simple, oft unscheinbare Wahrheit, von der falschen glänzenden, vom Vorurtheile, Ansehen der Personen, Eitelkeit, Rechthaberey, oder der verderblichen Modedemonstrationssucht bey ihm unterdrücket werde.

Er analysirt und beurtheilt in diesem Werke 1) das Nordseewasser, 2) ein bisher unbekanntes in Kukassoaschem Pomranzenschaalenöhle von selbst entstandnes aromatisches Salz, 3) die Muskatnuß, 4) eine neue Tobaksrauchklystirmaschine, 5) den schwarzen Pfeffer, 6) die indische Wurzel Lopez, 7) einen europäischen Kampfer, aus der Mentha Piperitidis, 8) die Luna Fixata Ludemanni, 9) das [66] Vitriolöhl, und 10) den indischen Salmiack und Borax. Jeder Gegenstand hat sein eignes Kapitel angewiesen bekommen.

Alle neue Wahrnehmungen, Erfahrungen und Aussichten, die in diesen zehn Kapiteln enthalten sind, anzuzeigen, müsten wir beynahe das ganze Buch abschreiben; deswegen verweisen wir auf das Werk selber, und begnügen uns, nur das Gemeinnützigste zu bemerken. Ein Pfund Nordseewasser enthält 3 Drachmen und 17 Granen Speisesalz; 10 Granen von zwo verschiednen Gattungen Selenitsalzen; und 24 Granen vom Glauberschen Wundersalze. Salpeter, Pech, oder andere fette Materien fand Herr Gaubius nicht in der Mischung des Meerwassers. Die Heilkräfte des Meerwassers in Hautkrankheiten, verstopften Eingeweiden und

Drüsen sind groß, und kommen allein von der *faulmachenden Kraft* des Speisesalzes in gehörigem Verhältnisse zum Wasser her. Der Recensent ist durch eigne Erfahrungen von dem Nutzen der septischen Kraft des Speisesalzes in Heilung der hartnäckigten Krankheiten überzeugt. Er hat sich dessen oft, in *Gerstenwasser* verlassen, wo zähe, herbe, stockende Krankheitsmaterien aufzulösen und zur Krisis geschickt zu machen waren, mit fast unglaublich großer Wirkung bedienet, und wünschet deswegen, daß die Ärzte doch einmal anfangen möchten, die verschiedenen, oft einander entgegen gesetzten Verrichtungsarten der Natur, bey Heilung der Krankheiten, genauer auszuforschen, nicht immer jeden Grad und jede Gattung der Fäulniß für destruirend anzusehen, und zu bedenken, daß ehemahls große, *glückliche* Ärzte gewesen, die in den mehrsten Krankheiten nichts als *Schaalenpulver* gegeben, und doch nicht wenigere Kranken geheilet haben, als die Heutigen, die fast alle Krankheiten für Fäulniß halten und als solche behandeln.

[67] Die *Selenitsalze* und das *Glaubersche Wundersalz*, sind nach der Meynung des Hrn. Verf. in Rücksicht der Heilkräften des Meerwassers null. Indessen hätten wir doch gern gesehen, daß es ihm gefallen hätte, mit Seewasser und reinem Salzwasser Versuche nach *Pringlescher* Methode anzustellen, und sie in Absicht ihrer *septischen* Kräfte mit einander zu vergleichen, um gewiß zu seyn, daß jene antiseptische Ingredienzen des Seewassers seine septische Kräfte nicht vermindern, wie hier, ohne hinlänglichen Beweis, angenommen wird. — — Um das Seewasser rein, klar, geschmack- und geruchlos, mit einem Worte, *trinkbar* zu machen, muß man es, nachdem es etliche Stunden unbeweglich gestanden, durch ein Wollentuch seihen, kurze Zeit in einem offnen Gefäße kochen lassen, und dann bey gelinder Hitze durch einen Glashelm distilliren.

Die angezeigte *Tobacksrauchklystiermaschine* ist sehr einfach, und hat die Mängel der *de Haenschen* und *Schäferschen* nicht; und die Tobacksrauchklystiere erhalten den Vorzug unter den Mitteln bey *Ertrunknen*. Wir wünschen, daß mehrere Versuche mit *gemeinem*

Salze und Kreide gemacht würden. Das ist wenigstens gewiß, daß nichts so geschwind ertrunknen Fliegen das Leben wieder gibt, als wenn man ihre Körperchen mit diesen Dingen bestreuet; oder sollte das Schwarzpfefferpulver nicht auch dienen können, da dasselbe, wie Kap. 5. bewiesen wird, eigne Kräfte hat, die Feuchtigkeiten anzuziehn? und sein heftiger brennender Reiz dürfte in solchem Falle wohl auch nicht undienlich seyn? Der specifische Geruch und Geschmack des Pfeffers sind mit einem unflüchtigen wachsartigen Wesen desselben unzertrennlich verbunden; und sein ätherisches Öhl ist milde und sanft, und fast ganz geschmack- und geruchlos. Hieraus folgert Herr Gaubius S. 67. daß der Spiritusrektor nicht [68] allezeit die Ursache des specifischen Geruches und Geschmackes sey, weil das ätherische Öhl des Pfeffers den Geruch und Geschmack desselben nicht habe, in welchem Öhle doch der Spiritusrektor wohne. Uns dünkt, das folge nicht, sondern dieses: daß der Spiritusrektor nicht allezeit im ätherischen Öhle wohne. Der Spiritusrektor gibt, nach unsrer Meynung, jedem vegetabilischen Wesen seinen von allen andern unterscheidenden Charakter; er macht die Essenz, die Seele jeder Pflanze aus; alle specifische Eigenschaften der Pflanzen, Gestalt, Geschmack, Farbe, Geruch, und Schnellkraft kommen von ihm her; und wo diese individuelle charakteristische Eigenschaften angetroffen werden, da ist auch nach Verhältniß, von dem Spiritusrektor. Der Pfeffer ist nicht so positiv erhitzend und nicht so allgemein schädlich, wie viele heutige Ärzte sich einbilden: sein uralter häufiger Gebrauch bey so vielen Nationen, selbst bey solchen, die unter sehr heissen Himmelsstrichen wohnen, läst Erfahrungen vermuthen, die seinen Gebrauch rechtfertigen. Der Recensent ist überzeugt, daß der gemeine Mann den Pfeffer oft mißbraucht, und daß eben die Ärzte meist selbst an solchem Mißbrauche, wie an vielen andern Schuld sind, weil sie fast allezeit mit dem Mißbrauche auch den wahren Gebrauch der Dinge verwerfen. Dieses fühlt der gemeine Mann öfter und stärker, als man glaubt, und bringt ihn gegen jede Wissenschaft der Ärzte auf.

Die indische Wurzel, Lopez hat weder Geschmack noch Geruch, auch nichts Zusammenziehendes noch Schleimiges, und hat sich doch als ein zuverläßiges Specificum in fast allen Arten Diarrhoen, sonderlich aber in denen bey Schwindsuchten, erwiesen. Wenn von dem distillirten aus der Mentha Piperitidis ein wenig verschlungen wird, spührt man gleich eine angenehme kühle Empfindung im Magen: [69] dieses bewog Hrn. G. zu vermuthen, daß diese Pflanze Kampfer enthalten dürfte. Fernere Untersuchungen haben seine Vermuthung gerechtfertigt. Die Zinkblumen haben Kap. 8. fast immer die Konvulsionen in kurzer Zeit geheilet. Wir haben längst vermuthet, es liege eine ähnliche Kraft im Bleyzucker; wenigstens dünkt uns, solche zweymal bey epileptischen Kranken wahrgenommen zu haben. Auch kommt uns hierbey das verrufene Diaphoriticum joviale in den Sinn, wovon große Ärzte, in hysterischen Zückungen, vortrefliche Wirkungen gesehen haben wollen. Können die Konvulsionen nicht bisweilen vom brennenden Reize der Nerven und Fasern des Magens und Zweergfells herkommen? und heilen vielleicht jene Mittel diesen innern Reiz, wie den äussern bey verhitzten Augen?

Ludemanns Geschichte Kap. 8. ist sonderbar. Er war ein protestantischer Priester, der wegen Unglauben seines Amts entsetzet, und aus Deutschland vertrieben nach Amsterdam geflohen, und daselbst im Anfange mit Schuhflicken sich ernähren muste; darnach fieng er an den Stein der Weisen zu suchen, und fand die Flores Zinci, denen er den Nahmen Luna fixata gegeben, womit er wirklich schöne Kuren gethan, und, nach dem allgemeinen Wahne, alle unheilbare Krankheiten in unglaublicher Geschwindigkeit geheilet haben soll. Endlich bekam er die Gabe zu weissagen, mittelst welcher er jedem, von dem er den Taufnahmen und das Alter wuste, alles, was ihm bereits begegnet und noch begegnen würde, entdecken konnte, und durch solche listige Betrügereyen brachte er es dahin, daß der ganze holländische hohe und niedere, gelehrte und ungelehrte Pöbel an seine Wunder glaubte. Was ferner im Eingange zu diesem Cap.

vom Theophrastus Paracelsus, und von der den Ärzten nöthigen Aufmerksamkeit auf die oft sehr brauchbaren Erfahrungen der Land-[70]läufer, Bardscherer, und alten Weiber gesagt wird, verdienet überlegt zu werden.

Carlsruhe.

Les Moiens d'arrêter la Misére publique et d'acquitter les dettes des Etats par Schlettwein Cons. de la Chambre des Finances de S. A. S. monseigr. le Markgrave de Bade et Hochberg. 1772. 8. 6 Bogen.

Der Herr Finanzrath Schlettwein ziehet in diesem kleinen Werkchen die Grundsätze zusammen, welche die neuen französischen Staatswirthschafter in der Physiokratie, den Ephemeriden und sonst, mit patriotischer Wärme geprebigt haben. Diese Grundsätze laufen alle dahinaus, daß der Reichthum der Nation blos in dem Fruchtland, (wozu auch Wälder, Bergwerke, Flüsse, wirthschaftliche Gebäude und dergl. gehören) ihre Wahre Einkünfte aber, blos in den Früchten bestehen, welche immer nachwachsen, welche den eigentlichen Unterhalt geben, und welche also allein in sich selbst einen wirklichen Werth haben. Die Eintheilung der Menschen in drey Classen, der Besitzer liegender Güter, der Bebauer derselben, und der Bearbeiter Ausspender und Aufzehrer, ist aus der subtilen Metaphysik der Franzosen herausgehoben, und so klar und schön aus einander gesetzt worden, daß man diese scharfsinnige und unentbehrliche Grundsätze, hier ohne Mühe fassen und übersehen kann. Hierauf wird, unsrer Meynung nach, ganz unwidersprechlich bewiesen, daß die Auflagen lediglich auf den Überfluß zu legen sind, welcher der bauenden oder hervorbringenden Classe nach Abzug ihres Vorschusses übrig bleibt, und daß die ausspendende Classe, der Kaufmann, der Handwerker, kurz alle diejenige, welche keine neuen Einkünfte hervorbringen, sondern nur die, welche von andern hervorgebracht worden sind, verzehren, ausbilden oder vertheilen, ganz frey blei-[71]ben müssen. Wir merken hierbey an, daß dieser Grundsatz wohl nicht auf solche Staaten

angewendet werden müsse, welche kein ihren Bedürfnissen und ihrem Handel proportionirtes Land haben, sondern blos von dem sogenannten ökonomischen oder Trödelhandel, und der Ausbildung fremder Materien leben. Denn bey diesen müssen, wie uns dünkt, die Abgaben nothwendig auch auf die Waaren und die Ausbildung derselben gelegt werden, weil bey solchen Staaten der symbolische Gewinn des Geldes oder Lohns, an die Stelle des Überschusses (produit net) tritt, den wirthschaftliche Staaten aus ihren Grundstücken ziehen. Wir wollen aber diese Einschränkung blos von solchen Staaten verstanden haben, die von Fremden kaufen und an Fremde verkaufen; denn der Handel der im Zirkel des Staats bleibt, oder die Manufactur, die ihren Stoff aus dem Eigenthum des Staates nimmt, ist unstreitig nach des Hrn. Verfassers Grundsätzen zu beurtheilen — — Der Herr Verf. gibt hierauf eine Berechnungsart an, nach welcher der Überschuß (produit net) anzuschlagen ist, und zeigt dabey an einem Beyspiel, welches dem wahrhaftig großen Fürsten, des itzigen Herrn Marggrafen zu Baden H. D. zum unsterblichen Ruhm gereicht, daß diese Art der Auflagen den öffentlichen Schatz bereichere, und den Unterthan, der übrigens von allen Frohnen und Plackereyen befreyt ist, nicht in dem mindesten belästige. Des Herrn Marggrafen H. D. hat nehmlich diese neue Art der Auflagen in Dietlingen des Amts Pforzheim einführen, und so gar die Unterthanen, nach dem neuen Berechnungsplan, sich selbst schätzen lassen. Es ist bey dieser freywilligen Schätzung noch etwas mehr herausgekommen, als vor dem an Abgaben gehoben wurde, und als zu Bestreitung der Frohnarbeit, die nun von der Kammer bezahlt wird, nöthig ist. Der Menschenfreundliche [72] und erleuchtete Fürst, setzte aber die Bauern, um sie desto williger zu machen, noch geringer, und hat dadurch, und durch die Anweisung, die ihnen zu vortheilhafter Bauung ihres Feldes gegeben wurde, den jährlichen Gewinn des Landmanns, der sich zu dem Vorschuß verhielte wie 16 zu 11 so vermehrt, daß er sich itzo verhält, wie 27. zu 15. Der reine Gewinn (produit net) ist also nun um 7 fl. auf den Morgen

gestiegen, und man hat Hoffnung, er werde noch bis auf 11 fl. höher steigen, als er sonst stunde. Diese Verbesserungen sollen auch noch an andern Orten des Marggrafthums eingeführt werden.

Wir haben immer geglaubt, daß der Grund der Armuth, welche die niedrigste Classe der Unterthanen drückt, und nothwendigerweise, durch alle Classen durch, bis zu der Cammer der Fürsten steigen muß, nicht der Natur, sondern einer fehlerhaften Bearbeitung der Natur zuzuschreiben sey. Dieses Beyspiel bestärkt uns noch in unsrer Meynung, und zeigt, daß man die Cammern bereichern kann, ohne die warrlich nicht vielen Scharfsinn erfordernden Künste vieler Cammeralisten, die Vermehrung der Auflagen, anzuwenden. Möchten doch alle Fürsten erkennen, daß das Wohl der Unterthanen ihr eigenes Glück sey! und möchten doch alle die, welche es erkennen, solche Rathgeber und Diener finden, wie der Herr Verf. zu seyn scheint! Der Herr Verf. verspricht noch in einem andern Werk, das Verhältniß der Ausgaben der drey Classen, die Verwaltung der Finanzen, und eine berechnete Entwickelung der Verfassung der vornehmsten Staaten, in Rücksicht auf ihre Gesetze und ihre Finanzen zu verfertigen. Wir sind begierig, diese Gegenstände von einem so scharfsinnigen und Menschenfreundlichen Philosophen bearbeitet zu sehen. Aber, wir können nicht einsehen, warum ein Werk, welches von einem Deutschen, und für Deutsche geschrieben worden ist, gerade in französischer Sprache geschrieben werden muste?

[73] Nro. X. Den 4. Februar 1772.

Leipzig.

Agathokrator, oder von der Erziehung künftiger Regenten, nebst Anhang und Beylagen von J. B Basedow, Prof. in Altona. 1771. 19 Bogen mit der Vorrede und 3 Kupfertafeln.

Wir glauben nicht, daß ein Buch mehr Mißdeutungen unterworfen seyn könne, als dieses, wenn man es seinem Kleide, oder Titel nach mißt, ohne es mit den wahrscheinlichen Absichten des Verfassers zu vergleichen. B. kann diese Vorschläge zu einer Prinzenerziehung unmöglich als einen

practicabeln Plan angesehen haben, ob er gleich S. 39. sagt, „daß ohne einen solchen Oberhofmeister, ohne solche Informatoren, ohne solche mithelfende Knaben, und ohne eine solche Wahl von Leuten, die mit dem Prinzen umgehen, keine glückliche Erziehung möglich sey.“ Wir berichtigen vielmehr seine Absicht aus dem Eingange des Werks, wo er sagt: „der Philosoph muß sich nicht abschrecken lassen, wenn seine Vorschläge unüberwindliche Schwierigkeiten bey Hofe finden. Wenn nur der hundertste Theil dessen, was er sagt, irgend einmal in einer Prinzenerziehung gutes wirken sollte; so ist die Mühe der übrigen neun und neunzig [74] einem Menschenfreunde reichlich vergolten.“ Wir beschuldigen ihn auch im mindesten nicht, daß er Unwissenheit von Hofumständen verrathen; im Gegentheil schließen wir aus den mancherley Palliativen, woraus er seine Consultation zusammengesetzt hat, daß er das complicirte Übel in allen seinen Theilen eingesehen habe. Er wünschte, daß der Hofmeister ein Mann seyn möchte, der selbst schon ein glücklicher Erzieher wäre; diesen glaubte er, in dem Vater zu finden, der die Beschäftigung mit seinen Kindern schon durch Tugenden belohnt sahe. B. fühlte, daß die zeitige Glückseligkeit der Kinderjahre des Prinzen ein Punkt sey, den man nicht wegwerfen müsse; daß man ihn, um ihn tugendhaft und gut zu bilden, nicht aus der Gesellschaft seiner Mitgeschöpfe in das fremde Land der ältern Menschen verpflanzen müsse; daß zur Nahrung alles Guten und Edlen, Exempel und Nacheiferung die nächsten und kräftigsten Mittel seyn. Er suchte also diese Gesellschaft in den Kindern des Polyprakt, und glaubte dadurch dem Vorwurf entgangen zu seyn, daß die Aufsicht so vieler Kinder einem einzigen Manne nicht zuzumuthen sey, wenn er diesen Mann zum Vater dieser Kinder machte. So entstanden seine Hülfsknaben, die schon so manches vornehmes Lächeln verdienet haben — — Seine Sorgfalt in der Wahl aller Menschen, die sich dem Prinzen nähern, kann nicht genug in das sogenannte Geringfügige hinaussehen. Von der Möglichkeit alles zu verhindern, ist jetzo nicht die Rede. — — Wir wünschen, daß unter den hundert guten Absichten des

Verfassers nur diese wenige erreicht werden mögen: daß die Großen der Welt bey Lesung dieses Buchs mehr fühlen, wie viel sie denjenigen schuldig sind, die einer glücklichen Erziehung ihrer Prinzen vorstehen, und wie viele Entschuldigung auch diejenige Männer verdienen, derer Bemühungen nicht mit gleichem Erfolg belohnt wor- [75] den sind. — — Es sey dieses Buch ein Wink der Warnung für alle Enthusiasten des Guten und Edlen, sich mit dem besten Herzen nicht so leicht an ein Geschäfte zu wagen, wo oft eine wunderbare Verwicklung der Umstände die wohlthätigsten Absichten unnütze macht — — Endlich dem Menschenfreunde ein Wink mehr, wie er manche Züge der Denkart und des Verfahrens der Großen, sich aus diesem großen Gemählde der Schwierigkeiten erkläre, wodurch die Bildung zu ihrer künftigen Bestimmung als Mensch und Regent so gar leicht vereitelt werden kann.

Wir unterschreiben beynahe alle Vorschläge die V. zur Einrichtung des Unterrichts eines künftigen Regenten thut, und man sieht auch hier den Mann, den die Erleichterung und Ausbreitung nützlicher Kenntnisse sein ganzes Leben durch beschäftigt hat. In dem XI. Abschn. von der Kenntniß des Vaterlands und des Werths aller Stände sind vortrefliche Sachen gesagt. Nur bey der Geschichtskunde wissen wir nicht, ob sie ganz in aller ihrer genealogischen Ordnung darf vorgetragen werden; ob man so leicht über die Tugenden des Alterthums weggleiten, und sich hauptsächlich bey der neuern und vaterländischen Geschichte aufhalten dürfe, die oft nichts als eine trockne Reihe von veränderten Staatsformen und Gerechtsamen enthält; ob das Herz durch die Beyspiele des Ahnensaals zu bilden sey, oder ob man vielmehr alsdann nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werde, Poesie für Historie zu verkaufen. Überhaupt wünschten wir, daß die Erziehung des Basedowschen Prinzen weniger auf Ausmeublirung seines Kopfs abzielen, und das Ganze nicht solch ein gewaltiger Educationshandel von Realien seyn möchte. Es scheinet uns, daß diese allgemeine Kenntnisse, die wir jetzo den Prinzen so nöthig glauben, vieles zu der Geringschätzung beytragen, die sie ge- [76] gen

Gelehrte und Künstler äussern. Sie lernen in kurzer Zeit eine Menge Verbalideen encyclopädisch oben wegschöpfen, und glauben, daß dieser Ocean nicht tiefer sey, als das Stöckchen, womit sie ihn berührt haben. Diese Landchartenkenntniß der Litteratur beredet sie, gereiset zu haben, und sie verachten natürlicherweise denjenigen, der nur ein kleines Stück Land von dem Planiglobio durchgewandert hat, das sie mit ihren 5 Fingern auf dem Tische umfassen können. Endlich entsteht durch diese Erleichterung und Aufdringung so mancherley Kenntnisse, daß kein einziges Vermögen der Seele gehörig ausgebildet wird, und daß, indem man mit allen Sinnen zugleich empfinden will, man gerade nichts genießt. Auch aus Büchern, und nicht allein aus mündlichem Unterrichte, glauben wir, muß der Prinz lernen, und mit Mühe lernen, nicht allzeit wegen dessen, was er finden wird, sondern es sey eine Jagd, wovon seine Seele munterer, gestärkter, zu künftigen ernsthaftern Übungen geschickter zurückkomme! Seite 84. finden wir einen vortreflichen Gedanken des Verfassers, wo er den Prinzen bey Zeiten durch die Folgen will empfinden machen, was Schulden seyen, und wir wünschen von Herzen allen guten Erfolg.

Auch in dem Unterrichte der Religion, die doch ganz ein Geschäfte des Herzens ist, verlangten wir, daß die wichtigsten Lehrsätze eines ewigen Lebens, der künftigen Belohnung und Bestrafung, nicht sowohl aus Vernunftsätzen hergeleitet, sondern durch Aufmerksamkeit auf Welthändel, und das, was uns umgiebt, gebaut würden. Dann die beständige Bemerkung, daß kein Saame des Guten und Bösen leicht auf dieser Welt verlohren gehe, ist die sicherste Bestärkung in dem Glauben, daß dieses Gesetz der Wiedervergeltung in der Ewigkeit fortgehen werde. Das Verlangen nach einem zweyten Leben be- [77] darf keiner Rechtfertigung, auch der Irthum (lit. g.) keiner Widerlegung. Wenn es Leute giebt, die glauben, die Laster seyen schuldlos, weil die Schuld derselben sonst auf Gott fallen müsse, von dem, als der ersten Ursache, alles abhängt, was geschieht; so wollen wir sie nur fragen: warum sie das Kopfweh eines Rausches nicht auch

auf Gott schieben, und verlangen, daß er die Folgen davon aufheben, oder sich zuschreiben lassen solle? Endlich sieht der Verf. S. 118. die Vorstellung von dem Glauben an Gott, als einen Vergelter des Guten und Bösen, in dem wahren Gesichtspunkt an. Alle folgende Religionsbegriffe des Verf. können nicht besser gesagt werden. Nur Abschn. XXII. sind wir nicht ganz seiner Meynung in dem, was er von der *bürgerlichen Gleichheit* unter zahlreichen und nicht zahlreichen Dißidenten sagt, und wo er verlangt, „daß keine herrschende Kirche seyn, nicht *Toleranz*, sondern *Gleichheit* des Rechts aller der dem Staate unschädlichen Meynungen und Glaubensbekenntnisse herrschen müsse.“ Allerdings wäre es in der Speculation zu wünschen; allein wir können uns in Praxi fast keinen Fall gedenken, wo die Religion nicht zugleich mit bürgerlichen Distinktionen und Vorrechten verbunden wäre; und wir glauben, es sey sehr schwer zu entscheiden, wann der Prinz das Recht habe, ein Vorrecht, das zehen Menschen zukommt, unter zwanzig zu vertheilen. Denn dem einen kann nur gegeben werden, was andern genommen wird.

Der *Anhang* enthält Vorschläge zu Verbesserung des Schulwesens; klagt über die Vermischung des geistlichen und weltlichen Unterrichts, über den Mangel an Leibesübungen, über die Sorglosigkeit in Ansehung der Sittenlehre und natürlichen Religion; ferner über den Mangel der Einrichtung nach den Bedürfnissen der Stände; schlägt Mittel zur Verbesserung vor, und zeigt die wichtigen Folgen davon. Die *Beylage* dringet auf die Nothwendig- [78] keit einer Naturalien- und Kunstsammlung, auch eines Handels mit diesen Waaren; erklärt die Nothwendigkeit und Möglichkeit desselben, enthält einen Plan zu einem neuen Seminar für Kinder, Lehrer und künftige Hausbediente, und empfiehlt diese gemeinnützige Absichten allen Kennern und vermögenden Weltbürgern.

Leipzig.

Kurzes System der natürlichen Religion, 1771. 8. 118 S. auf Schreibpapier.

(Ist in der Brönnerischen Buchhandlung allhier zu haben für 36 kr.)

Der Verf. verspricht keine tiefsinnigen Untersuchungen, sondern seine Absicht scheinet blos dahin gegangen zu seyn, das, was andere von der natürlichen Religion gesagt haben, zusammen zu ziehen und in einen kurzen aneinanderhangenden Vortrag zu bringen, um solche junge Leute, welche eine Fähigkeit haben, einen Vortrag dieser Art zu fassen, mit einem Leitfaden zu versehen, wonach sie die Reihe der natürlichen Kenntnisse von Gott durchdenken sollen. So lange wir bey der Erziehung die Jugend mehr denken *lehren*, als denken *machen*; so lange wir ihnen die Gedanken *einpropfen*, und nicht lieber nur den Boden bearbeiten, wo sie *wachsen* sollen; so lange werden wir freylich solche Bücher nicht leicht entbehren können. Man sieht, daß der Verfasser in keinem einzigen §. selbst gedacht hat. *Neue* Gedanken, oder neue Aussichten muß man also nicht erwarten. Er erklärt und beweist das Daseyn und die Eigenschaften Gottes, die Schöpfung, die Unsterblichkeit ꝛc. kurz alles, wie es andere beweisen. Schwache, starke, vollständige, zuenge und zuweite Beweise liegen durcheinander. Sein Geist ist von der Dogmatik ausgegangen, und [79] kehrt zu ihr zurück; doch ist das Werkchen für eine gewisse Art von Lesern gut, und der Verfasser will ja auch nicht für *alle* schreiben. Wie der Titel *System* demselben zukomme, werden nur diejenige einsehen, welche einen jeden Zusammenhang von Sätzen ein System nennen, ohne sich zu bekümmern, wie die Sätze zusammen hängen. Wir würden das Buch lieber, wenn es ja System seyn soll, *System einer vernunftmäßigen Religion* genennt haben; denn so erkennt der Verf. selbst S. 91 und 92. daß eine *vernunftmäßige* und eine *natürliche* Religion zweyerley ist. Am wenigsten hat uns die Einleitung gefallen. Der Verf. will darin sagen: daß wir Gott und seinen Willen erkennen müssen, weil der Wille Gottes unsere Glückseligkeit zum Endzweck hat, diese aber der Vorwurf und Gegenstand aller unsrer Triebe ist. Er drückt sich aber so undeutlich aus, daß man gar leicht seine Gedanken verfehlen kann. Uns scheint die Verbindlichkeit zur Religion (die mehr ist, als eine bloße Erkenntniß) weit natürlicher

aus dem Gedanken zu folgen: weil wir von Gott, als einem mächtigern Wesen, alles haben und hoffen können. Der erste Mensch, der ohne Offenbahrung durch seine Vernunft sich eine Religion erfunden hätte, würde wahrscheinlich blos durch diesen Gedanken, auf eine solche Erfindung geleitet worden seyn; und bey unsern itzigen Menschen, würde ein solcher Gedanken wie uns dünkt, auch wahrscheinlich den grösten Eindruck machen. Unsere Erkenntniß von Gott beweist der Verf. aus der Zufälligkeit der Welt a posteriori; aber er ist nebst vielen andern in den Fehler gefallen, daß er aus einer a posteriori bewiesenen Eigenschaft Gottes, nun seine übrige Eigenschaften alle, a priori erweisen will; Solche Beweise hinken immer. Über den Menschen und seine Bestimmung hat er noch viel zu wenig gedacht. Der Abschnitt vom [80] Ursprung des Bösen, hat uns, ob er gleich gar nichts neues enthält, am besten gefallen, weil darin am wenigsten bewiesen wird. Squire ist kein sicherer Führer, wenn man über die Nothwendigkeit der Offenbahrung denken will; und die meisten Gründe, die der Verf. dafür anführt, beweisen zu viel. Die Beschreibung von dem Zustand der Heiden vor der Offenbahrung scheint uns übertrieben. Sie priesen nicht die blos bürgerliche Tugend an, wie der Verfasser S. 94. behauptet. Einige giengen schon damal so weit, daß sie, wie z. B. Äschines in seinen sokratischen Gesprächen, die Tugend blos für ein Geschenk der Götter hielten. Wir wissen, was wir durch die Offenbahrung gewonnen haben! allein wenn man von einer Sache mehr Übels sagt, als in der That darin ist, so macht man auch das verdächtig, was wahr ist. Übertriebener Eifer in der Religion, erweckt bey den denkenden oft Unglauben, bey denen, die nicht denken, immer Aberglauben. In dem letzten Abschnitt hätte die kritische Untersuchung in dem vortreflichen Leßischen Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion, nicht ganz übergangen werden sollen. Der Verfasser schreibt übrigens gut, rein und deutlich, und wir wünschen, daß er sein System einmal selbst durchdenken, sich aber der Dogmatik ehe nicht, als bey dem letzten §. erinnern möchte.

[81] Nro. XI. Den 7. Februar 1772.

London.

Jonian Antiquities. Published with Permission of the Society of Dilettanti by R. Chandler, A. M. F. S. A. — — N. Revett, Architect. W. Pars, Painter. Folio Imperial Paper. 1. P. 11. S. 6 d. unbound. By Dodsley 1769.

Wir zeigen dieses Werk etwas spät an: indessen wird die Nachricht, die wir davon geben, den Kennern der Alterthümer und der Baukunst immer noch interessant bleiben.

Eine Gesellschaft Personen, welche die Reise nach Italien gethan hatten, und wünschten, daß der Geschmack für die Kunst in ihrem Vaterland allgemeiner werden möchte, schossen unter dem Namen der Gesellschaft der Dilettanti einen Fond zusammen, und im Jahr 1764. fand sich derselbe schon so ansehnlich, daß man darauf bedacht war, eine Gesellschaft geschickter Männer auszuschicken, um in den Alterthümern neue Entdeckungen zu machen. Die Wahl, in Ansehung der Claßischen Litteratur, fiel auf Herrn Chandler, der sich durch seine Marmora Oxoniensia berühmt gemacht hatte. Herr Revett, der schon die Atheniensischen Alterthümer herausgegeben hatte, sollte die Gegenstände der Architektur behandeln, und Mr. Pars, ein junger Künst- [82] ler, dessen Talente viel versprachen, war zur Abzeichnung der Aussichten und der Basreliefs bestimmt. Sie giengen den 9. Jänner 1764. an Bord eines Schiffs, das nach Constantinopel bestimmt war. Sie landeten bey den Dardanellen den 25. Aug. Nachdem sie das Sigäische Vorgebirge, die Ruinen von Troja, die Inseln Tenedos und Scio besucht hatten, kamen sie zu Smyrna den 11. Sept. an. Von dieser Stadt, als ihrem Hauptquartier, thaten sie verschiedene kleine Reisen ins Land.

Im Aug. 1765. kamen sie zu Athen an, wo sie bis in den Jun. 1766. blieben. Sie besuchten Marathon, Eleusis, Salamis, Megara und andre Plätze in der Nachbarschaft. Nachdem sie Athen verlassen, giengen sie durch die kleine

Insel Calauria nach Troezene, Epidauros, Argos und Corinth. Von da besuchten sie Delphi, Paträ, Elis und Zante, und den 31. Aug. giengen sie nach Bristol unter Segel, und kamen in England den 2. Nov. an. Die Gesellschaft forderte von ihnen einige Proben ihrer überbrachten Materialien, und man wählte die Überbleibsel der Jonischen Alterthümer. Ein Land, das nach Attica das allermerkwürdigste in dieser Art ist, und die Aufmerksamkeit eines Claßischen Schriftstellers am meisten verdient. Die Kenntniß der Natur ward zuerst in der Jonischen Schule gelehrt. Geometrie, Astronomie und die andern Theile der Mathematik, Schiffarth und Handlung wurden hier zuerst ausgebreitet. Die Historie hat ihre Geburt Jonien zu danken, die Medicin ihren ersten Schriftsteller; die Poesie ihren Vater. Allein die Architektur hatte in diesem Land vornehmlich ihren Sitz. Die Erfindung der drey Griechischen Ordnungen gehören ihm zu, obgleich nur eine seinen Namen trägt. Denn der Tempel der Juno zu Argos gabe zwar die Hauptidee von dem, was man nach-[83]her die Dorische Ordnung nannte, aber ihre Proportionen wurden doch hier zuerst festgesetzt.

Die Ruinen des Tempels des Bacchus zu Teos, der Minerva zu Priene, und des Apollo Didymäus bey Miletus sind die Vornehmsten. Alle Theile des Tempels des Bacchus sind so zerstreut; es sind so wenige Spuren von seinem Plan übrig, daß man die Gattung, wozu er gehört, oder den Aufriß ganz aus dem Vitruv ergänzen muß. In Beschreibung des Evstylos giebt er diesen Tempel zum Beispiel, und nennt ihn ein Octastylos, wodurch er einen Dipteros, der durch die Anzahl der Säulen der Fronte bestimmt wäre, anzeigen will.

Die Zeit, worin er gebaut worden, ist nicht genau anzugeben; doch weiß man, daß sein Architekt Hermogenes war, der mit Tarchesius und Pytheus behauptete, daß die Dorische Ordnung für heilige Gebäude sich nicht schicke. Vitruv merkt an, er sey davon so überzeugt gewesen, daß er seinen Plan, nachdem der Marmor schon zugehauen war, geändert und mit den Materialien, die zur Erbauung eines

Dorischen Gebäudes bestimmt waren, diesen Jonischen Tempel errichtet hätte. Eine Beschreibung der alten Geschichte von Teos, und ein kleiner Versuch einer Beschreibung des Landes, wie man es Heut zu Tage steht, wird durch eine schöne Perspektivische Zeichnung von Tegigeck und der Halbinsel Teos erläutert. Heut zu Tage heißt der Ort, wo diese alte Stadt stand, Bodrum. Die 2te Kupfertafel enthält den Aufriß der Fronte des Tempels, die 3te 4te 5te und 6te die Basen, Kapitäle, Kornischen, Architrave, auf doppelte Art, erst im blosen Contour, dann mit Schatten und Licht; auch einige Basreliefs.

Das 2te Kap. handelt von dem Tempel der Minerva Polias, zu Priene. Diese Stadt lag an [84] der Südseite des Bergs Mycale. Allein jetzo erstreckt sie sich über eine schöne Ebne, die durch den Mäander durchschnitten wird. Die Topographie hat sich seit der alten Zeit sehr geändert: denn Priene, das nun mitten im Land liegt, lag ehemals an der See und hatte zween Hafen: die Ebene zwischen ihm und Miletus war eine große Bay und der Mäander, der nun seinen Lauf weit über sie weg fortsetzt, fiel dazumal in die Bay ein. Dieses ist auch die Ursache, warum so wenig Reisende Lust gehabt haben, Untersuchungen daselbst anzustellen; denn ausser den englischen Kaufleuten von Smyrna, deren Reise 1673. unternommen, und von Wheler 1682. herausgegeben worden, und ausser Spon hat man nichts davon. Heut zu Tage heißt es Sanson oder auch Sanson-Calesi, und ist ein Dorf. Ein Stein, der zu den Antae gehörte, zeigt eine Aufschrift:

Der König Alexander
Widmet diesen Tempel
Der Minerva Civica.

Allein die Herausgeber bemerken, daß es sehr zweifelhaft ist, ob Alexander diesen Tempel gebaut, oder ob er, der so gern um diese Ehre buhlte, wie er zu Ephesus that, nicht dem schon angefangenen oder weitgekommenen Tempel nur die Inschrift zu geben trachtete. Dann diese Stadt hielt diese Ehre für so ausserordentlich, daß sie es ihm abschlug, ob er

sich gleich erbot, ihnen für den schon unter Direction des Dinokrates halberbauten Tempel der Diana alle Kosten zu ersetzen, wann er die Dedication in seinem Namen setzen dürfte. Der Architekt war Pytheos oder Phiteos, der aus diesen Ruinen sowol als aus den Zeugnissen Vitruvs als ein großer Mann erscheint. Pausanias merkt noch ausserdem von diesem Tempel an L. VII. daß er besonders wegen seiner Statüen berühmt gewesen sey. [85] Grössere und kleinere Buchstaben findet man in den Aufschriften: und dieses zeigt, daß die alten auch darin die Perspektiv und den Augenpunkt in Acht genommen haben. Aus den Ruinen sieht man noch, daß der Tempel mit Säulen umgeben war, die, wenn man ihren Diameter und die Zwischenräume von einer zur andern mit der Fläche des Bodens, den die Ruinen bedecken, vergleicht, endlich die Vermuthung geben, daß die Fronte des Tempels nicht über ein Hexastylos gewesen.

Das 3te Kapitel handelt von dem Tempel des Apollo Didymäus bey Milet. Dieser Tempel, der auch vorher der Tempel der Branchidä hieß mit dem Orakel, war auf dem Promontorium Posideium 18 oder 20 Stadien von dem Strand, und 180. von der Stadt Miletus gelegen. Die Tradition der Branchidä ist bekannt. Das Orakel des Apollo hatte schon zu Croesus Zeiten, der es befragte und sehr reichlich beschenkte, einen ausgebreiteten Ruf. Die Perser unter Xerxes plünderten diesen Tempel, und verbrannten ihn, wie alle Tempel in Jonien, ausgenommen den zu Ephesus. S. Herodot L. VI. C. 7. Die Branchidä flohen aus Furcht, weil sie es mit den Persern gehalten hatten, ihre Untreue bestraft zu sehen. Die Milesier waren lange ausser Stand und zu sehr heruntergekommen, um ihn aufzubauen. Der Architekt war Peonius von Ephesus, und Daphnis von Milet. Der erstere hatte in Gesellschaft des Demetrius, eines Priesters der Diana, den Tempel zu Ephesus zu Stande gebracht, der auch von Jonischer Ordnung war, und von Ctesiphon dem Cnoßier, und seinem Sohne Metagenes (dem Autor einer Abhandlung darüber)

angelegt, aber nicht geendigt wurde. Peonius, nach dem Vitruv Democritus, war der Architekt des zweyten Tempels der Diana zu Ephesus, der nach dem Brand in der Geburtsnacht Alexan-[86]ders des Großen unmittelbar wieder aufgebaut wurde, und für welchen Alexander wegen der Dedikation die Kosten erstatten wollte. Er war es auch, der das Projekt von der Statüe des Bergs Athos angab, und also ist sein Zeitalter leicht zu bestimmen.

Von den Merkwürdigkeiten dieses Tempels zu urtheilen, so nennt ihn Strabo den größesten aller Tempel, Pausanias Eins von den Wundern Joniens, und Vitruv setzt ihn unter die vier Tempel, welche die Baukunst auf den höchsten Gipfel ihres Ruhms erhoben hätten. Hierauf folgt die Geschichte der Branchidä und des Orakels, wann es angefangen, gestört worden sey, und gänzlich aufgehört habe.

Die Verfasser sagen, daß die Menge und Größe der zerstörten Colonaden, und die Vollkommenheit der Arbeit auch den geschmacklosesten Zuschauer in Erstaunen setzen. Zu den vorangezeigten sind noch zehn Kupfertafeln, von der vortreflichsten Arbeit, die Plane, Profile u. s. w. enthalten, ohne die vortreflichen Vignetten und Culs de Lampe zu rechnen, die vor und nach den Kapiteln stehen, und die interessantesten Basreliefe enthalten.

London.

An Essay on National Pride tr. from the german of Mr. Zimmermann. 1771.

Wir haben mit Vergnügen gesehen, daß diese Übersetzung eines unsrer tiefsinnigsten Schriftsteller bey den Engländern einmal das Andenken eines Herrmann und eines Merry Philosophers verlöscht zu sehen, Hoffnung giebt. Wir hätten aber gewünscht, daß der Übersetzer mehr Treu und mehr Stärke und Adel in seiner Schreibart gezeigt hätte. Er läßt oft ganze Stellen weg. Z. B. wenn Zimmermann sagt: „der Naturlehrer bricht in ein lau-[87]tes Gelächter über den Moralisten aus, der die Beobachtung des Menschen und

seines Thuns würdiger findet, als die Beobachtung der Frösche und ihres Thuns," so sagt der Übersetzer: the Naturalist sneers at the Moralist who can harangue on the Nature of man, civil society and relative duties at the same Time knows nothing of the vegetable and fossil Kingdom. Die englische Sprache erlaubte ihm hier gewiß treu zu seyn, und die artige satyrische Wendung dieser Stelle, sollte dem Engländer nicht entzogen werden. Gleich hernach übergeht er wieder eine ganze Stelle, und dergleichen Beyspiele sind nicht selten. Oft versteht er sein Original nicht. Zimmermann zielt gleich im Anfang auf die Poeten Kriege die Oberdeutschland vor einigen Zeiten mit den Schweitzern hatte, und sagt, daß Deutschland sich nur bisweilen an der kleinen Nation der Schweitzer reibe; diese Worte sind so gegeben: except now and then a Flirt on the Lumpishness of the Swissert; but who minds so petty a people as they? Z. sagt; sie faselt im bessern Kopf mit Vernunft, das heist beym Übersetzer it takes Reason for a modell. Die Patricier, nennt er Upstarts etc. und den sehr satyrischen Zug am Schluß des ersten Kapitels, hat der Übersetzer so sehr verdreht, daß er gerade das Gegentheil von dem sagt, was er sagen wollte. Hingegen setzt er bisweilen auch etwas von dem Seinigen bey; als wie die Citation aus dem Horaz S. 18. Seine Ausdrücke sind so viel sie ein Ausländer beurtheilen kann, oft platt und pöbelhaft. Z. B. I shall bring a long Bill against them; ich werde viel Böses von ihnen sagen: Commend me to, ich muß lächlen. the Courtier puts them under one and the same Bushel; die Höfe verachten alles. Dieses wird genug seyn zu beweisen, daß man auch in England schlecht übersetzt. Noch hat der Übersetzer Anmerkungen hin-[88]zu gefügt, die wir sehr entbehrlich finden. Sie betreffen meist Erläuterungen von Kleinigkeiten, die ein Leser des Nationalstolzes schon längst wissen muß, oder neue Instanzen aus Reisebeschreibungen, die zur Sache wenig oder nichts beytragen, und oft muß sich der Übersetzer selbst wundern, wie er auf seine Bemerkungen gefallen ist, dahin gehört die Tirade aus Rowe's Jane Sore S. 276.

Doch ein Übersetzer glaubt sich zu erniedrigen, wenn er keine Anmerkungen macht. Unsere Deutschen machens nicht besser.

Basel.

Ein moralischer Beweis der Gewißheit eines zukünftigen Lebens. Aus dem Englischen. Bey Johann Rudolf Imhof und Sohn. 1771. 8. 7 Bogen.

Ein so genanntes Gedicht gegen die Religionsspötter, aus Englischer Prosa in deutsche Reime versetzt, leider! schön gedruckt. Das Muster des Verfassers waren Gellerts Lehrgedichte, und er fällt noch im deutlichen, wässerigten und gereimten Style eine weite Strecke, wie sich gebührt, unter sein Original. Der Religionsspötter ist sicher bekehrt, der es ausgelesen hat. Denn hierzu gehört mehr als Natur!

Kupferstich.

J. Massard hat neulich in Paris die Portraits des Comte de Provence und seiner Gemahlin, des Dauphins und der Dauphine, von der Größe eines Petschaftes, in Profil herausgegeben. Er hat sie sowohl gezeichnet als gestochen, und sich angelegen seyn lassen, das Punktirte der Miniaturmahlerey auszudrücken.

[89] Nro. XII. Den 11. Februar 1772.

Leipzig.

Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Artickeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erster Theil, von A bis J. 1771. Bey Weidmanns Erben und Reich. 4. 568. S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entsprechen, weil es nach einem der Kräfte des Verfassers, aber nicht der Natur seines Stoffs, angemessenen Plan bearbeitet ist worden; es kann bey einzelnen Vollkommenheiten ein magres Ganze darstellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn sein vorzügliches Talent zog, ein Monument seines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach; er sonderte

also ab, was sie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und seines eignen Ruhms sorgte. Es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereist ist; allein er ist nicht in dem Lande gebohren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen. Nur Observationen, aber nicht Experimente hat er an-[90]gestellt. Es ist Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume, der Scribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt. Wir wollen ihn selbst hören, was er von seinem Plane sagt: „Ich habe über die schönen Künste als Philosoph, und gar nicht als ein so genannter Kunstliebhaber geschrieben. Diejenige, die mehr curiöse als nützliche Anmerkungen über Künstler und Kunstsachen hier suchen, werden sich betrogen finden. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammlen, und dem Künstler, so zu sagen, bey der Arbeit die Hand zu führen. Zu dem bin ich kein Künstler, und weiß wenig von den Praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiosen Liebhaber, oder den Dilettante, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den schönen Künsten macht; sondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch gesorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denselben ziehen könne; daß ich ihm sein Urtheil und seinen Geschmack über das wahrhaftig Schöne und Große schärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute, und einen Eckel für schlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unsichre Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann." Dieses war der Plan, den sich Herr S. vorgeschrieben hatte. Allein war es der Einzige und Beste zur Fortschreitung der Kunst? Und war dieses Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes, der mit Scharfsicht des Geistes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld übersieht, das

er zu bearbeiten unternimmt? Die wesentli- [91] chen Mängel entspringen wohl aus der ersten und wahrsten Quelle; weil es unmöglich ist, daß ein Einziger Mann alle dazu erforderliche Kenntnisse in sich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutschland, das den bildenden Geist Platos mit der tastenden Erfahrungsphilosophie, und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunstrichterwissens vereinigt; und doch glauben wir, dieser Mann würde die Theorie der Kunst nur in Gesellschaft eines Leßing, Heyne, Rammler, Sulzer angreiffen wollen, und die Litteratur eines Hagedorn, Füeßli und Heinichen zu Rathe ziehen. Nächstdem ist das Auditorium des Verfassers zu klein gewählt. Warum darf der Kunstliebhaber nicht über die Kunst zuhören? Wir, die wir, nach des Verfassers Ausdruck, mit den Künsten Unzucht treiben, hätten immer gewünscht, daß Er als Philosoph uns aus allgemeinen Grundsätzen die mannichfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuose sagt: das muß so seyn, das läßt, das thut Wirkung. Immer ein Bißgen mehr Dogma, und dafür weniger moralische Predigt über unsre Unzucht! Die Psychologischen Erklärungen abstrakter Ideen machen beynahe 2 Drittheile des Werks aus; sie sind meist nach dem einmal festgesetzten Plane gut geschrieben, und sind Beylagen zu dem Ruhme des Verfassers, als eines unsrer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandlen weiß. Allein auch in diesen Artikeln wünschten wir nicht blose Darzählung der Marksteine, sondern Bemerkung der Plätze, wie sie verstellt werden können, auch immer ein wenig Baconische Bilderstürmerey, Fingerzeig und Ahndung zu Entdeckungen Columbs. Wir wundern uns, daß der Verf. dem Faden nicht gefolgt ist, den Leßing und Herder aufgewunden haben, der die Gränzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. [92] Nachdem die Herren Theorienschmidte alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Mahlerey und Skulptur in Einem Topf gerüttelt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte, und für jede Kunst sortirte; besonders die der Skulptur und Mahlerey eigne

Grundsätze. Allein dazu gehört freylich eine noch zu erfindende Psychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchstein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermissen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetischer Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich statt finden kann, d. i. Critik, Litteratur, Charakteristik einzelner Künstler. Der Recensent weiß aus eigner Erfahrung, wie undankbar es ist, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunst, das Portrait eines großen Mannes an das andre zu stellen. So richtig jede einzelne Zeichnung seyn kann, so ermüdet sie doch den Geist des Lesers; allein wenn er sie unter jeden Buchstaben vertheilt antrift, so gefällt es. Der Verf. hat es mit einigen Büsten des Alterthums versucht, allein den Muth sinken lassen, da die Gallerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indessen ist die Mannichfaltigkeit noch nicht Entschuldigung genug für die gänzliche Abwesenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine so sparsame Erscheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Messe geworden seyn würde. S. 459. spricht Herr S. selbst für dieses unser pium desiderium. „Es würde angenehm seyn, und zu näherer Kenntniß des menschlichen Genies ungemein viel beytragen wenn Kenner aus den berühmtesten Werken der Kunst das besondre Gepräg des Genies der Künstler mit psychologischer Genauigkeit zu bestimmen suchten.“ Man hat es zwar mit einigen Genien der ersten Größe versucht; aber was man in dieser Art hat, ist nur noch als ein schwacher Anfang der Na= [93] turhistorie des menschlichen Geistes anzusehen. Dazu gehört freylich mehr als Junius de Pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy, und alle Collectaneensammler alter und neuer Zeiten!

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige was unter einem Artikel hätte stehen, und worauf man in den andern nur hätte verweisen dürfen, zu sehr auseinander gerückt ist, und dadurch geht der

Augenpunkt verlohren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte einen Artikel formiren können, so wie Falten und Gewand, Fassung und Begeisterung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar seyn, wann wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unsern Beyfall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Charakter, Comödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. s. w. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltesten Ideen der Empfindung auseinander zu setzen, und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt seyn, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verf. sein Auditorium aus den Augen zu lassen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt und nicht conversirt seyn. Z. B. bey dem Art. Abdruck, hätte man für den Gelehrten, der kein Kunstkenner ist, der Pasten gedenken sollen; denn sonst glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellak und Schwefel nöthig, um eine Lippertsche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweymal der Pyramidalischen Gruppirung gedacht, allein doch [94] nicht der rechte Fleck so getroffen, daß dieser sonderbare Lehrsatz des Michel Angelo für den Unwissenden anschauend wird. Der Artikel Allegorie ist lang, allein wir fürchten, daß bey dieser Reise um die Welt, die kleine Insel vorbey geschifft worden, wo die erste Bestandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komischer und ernster Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike: hier ist ein wenig Litteratur, aber alles so untereinander angegeben, wie bey einer Stockhausischen Bibliothek. Die Artikel: Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit, oder Dürftigkeit, das Endurtheil auszusprechen. Sehr schiefe Exempel sind uns aufgestoßen, wenn unter andern bey der Erfindung

bemerkt wird, daß der Geist im *Hamlet* zu dem Geist in der *Semiramis* Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige *Strafpredigt* gegen *Wieland*, *Gleim* und *Jacobi*. Hingegen sind fast alle Beyspiele des Grossen und Erhabenen aus der *Noachide* genommen. Nachdem sich die Wasser der Epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerischen Arche auf dem Gebürge, der Andacht weniger Pilgrime überlassen können. Wäre Herr S. selbst ein Dilettante, so würde sein Kunstsystem nicht *trübsinniger Eifer*, sondern *heitrer Glaube* seyn, der nie schmält. Über die Moralität seiner Schriften ist der Verf. des *Agathon* und der *Musarion* bey allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.

[95] London.

Plutarchs Lives, Translated from the Original Greek, with notes critical and historical, and a new Life of Plutarch. By John Langhorne D.D. and William Langhorne, M. A. 8. 6 Vol. 1 L. 11 S. 6 d. 1770.

Ehemals wurde Plutarch nach einer französischen fehlerhaften und unvollkommenen Übersetzung vom Jahr 1558. zu der Königin Elisabeth Zeiten, ins Englische übersetzt. *Dryden* versuchte ihn nachher in Gesellschaft andrer Mitarbeiter zu übersetzen; allein diese Arbeit ist Drydens nicht würdig. Im Jahr 1758. wurde zwar diese letzte Übersetzung von einem dem Werk gewachsenen Gelehrten durchgesehen und von vielen Fehlern gereinigt; sie blieb aber noch allzeit unendlich weit unter ihrem Original. Dieses bewog die Herren *Langhorne* gegenwärtige Arbeit zu unternehmen. Nach der *Vorrede* folgt ein ausgearbeitetes *Leben des Plutarchs*.

Wenn wir Plutarchen in eine Sekte setzen sollen, so

gehört er nach der Bescheidenheit und Vernunftmäßigkeit seiner Lehrsätze, in die Sekte der neuern Akademie. Er war aber im Grunde ein Eklektiker. Von den Akademikern nahm er die Bescheidenheit der Meynungen an, und ließ ihnen ihren ursprünglichen Skepticismus. Von den Peripatetikern lernte er die praktische Kenntniß der Physik und Logik, und ließ ihnen die Träumereyen der Hypothesen. Den Stoikern hatte er den Glauben einer besondern Vorsehung zu danken; aber er nahm ihre künftige Belohnungen und Bestrafungen nicht an. Er konnte die gegenwärtige Würkung des höchsten Wesens mit seinem richterlichen Charakter nicht vereinigen. Die sich bequemende Philosophie des Aristipps findet man zwar als eine Spur des Epikurismus in seinen [96] politischen Schriften und zuweilen in der ganzen Anordnung seines Lebens: Allein der vernünftige Genuß war alles, was er vom Epikur borgte. Er ließ ihm seine speculative Grundsätze. Führen wir ihn in die Schule des Pythagoras, so scheint sein wohlwollendes Herz seine zarte Sympathie gegen alle Nebengeschöpfe, ihn von seinem System des Eklektikers oder des philosophischen Cosmopoliten abzuführen. Er wird ein Vertheidiger der Seelenwanderung, um den Stolz und die Herrschsucht des Menschen zu demüthigen, sein Gefühl rege zu machen, und ihm zu zeigen, daß sein künftiger Zustand vielleicht eben derselbe seyn könne, worin sich die Geschöpfe finden, die seine Leidenschaft der Marter übergiebt.

Die Noten und Erklärungen der Übersetzer sind merkwürdig, ob wir gleich nicht alles unterschreiben. Sie beleuchten die Charaktere des Crassus, Cäsars, Alexanders und Pompejus, und des Oktavians. Allein oft scheint sie doch das Genie bey Erweckung dieser Todesgestalten verlassen zu haben. Einzelne Züge findet man, die hier und da wahr aufgegriffen, aber nicht in wahrem Verhältniß zusammengesetzt sind. Die Verfasser haben ihr Englisch rein von griechischen Wortfügungen erhalten. Sie fürchten selbst öfters bey Lagern, Schlachten und Belagerungen die Militarkunstwörter nicht recht getroffen zu haben.

Die angezogenen Poetischen Stellen sind oft sehr glücklich in englische Verse übergetragen; das heißt, so viel sichs thun läßt.

[97] Nro. XIII. Den 14. Februar 1772.

Halle.

Biographie der Deutschen, von Gottl. Bened. Schirach. 3ter Theil 336. S. 8. mit der Vorrede. Bey Gebauer, 1771.

Wir wünschten zu wissen, für welche Art von Lesern die ungeheure Menge Biographien jetzo bey uns geschrieben wird: Für den Kenner der Geschichte, oder des menschlichen Herzens? Wir zweifeln, ob einer von beyden bey dem Federführen dieser Arbeiten bedacht wird. Vermuthlich ist für den schnarchenden Mittelmann gesorgt, der sich ruhig von dem Ersten dem Besten amusiren läßt, und wenn es ihm zu arg wird, sich auf die andre Seite des Lehnstuhls kehrt, und sein Stückchen wegschläft. Entweder wirft die Biographie einen Lichtstrahl auf einige noch nicht genug erkannte Stellen einer Hauptbegebenheit, oder sie liefert ein Cabinetsstück von einem so seltnen Phänomen in der Natur, daß der Leser nicht fragen darf, wie ein Thorschreiber: wer ist der Herr? Was hat der Herr für einen Charakter? Diese beyde Arten können aber nur aus der alten Geschichte, wo der Mensch handelt, und aus der ganz neuen, wo er denkt, hergenommen werden. Aus der Mittleren, wo der einzelne Mensch nicht anders als eine Callotsche [98] oder Lafagesche Figur im Gedränge mit tausenden erscheint, wissen wir nicht, was der Biograph zuschneiden kann. Die Menschengestalten sind von den gleichzeitigen Schriftstellern, wie die Wanderer in der Sandwüste durch den Südwind zu Hautgerippen ausgetrocknet worden, und wie will der Biograph wahres Leben in sie bringen, wenn er sie auch noch so sehr durch Übergänge, Maximen, Locos communes, und Reflexionen aufbläßt. Dieses ist aber die Verlegenheit unsers Verfassers, der in diesem Bande die Lebensbeschreibungen von Heinrich, Römischem Könige, Kayser Conrads Sohn; von Ziska, Albrecht, dem unartigen Landgrafen zu Thüringen, und dem Herzog von

Braunschweig, Otto, Fürsten zu Tarent liefert. König Heinrich kann immer, wann er einmal in die Liste der Chronologischen und Genealogischen Stifte und Merkstäbchen eingetragen ist, ohne Schaden aus dem Kopfe jedes denkenden und fühlenden Menschen wegbleiben, und trotz der Aufstutzung der Personalien sehen wir nichts, als einen jungen Herrn, dem der Vater das Regiment während seiner Abwesenheit übergiebt, der sich von den ihm zugegebnen Bischöffen wohl regieren läßt, dem Pabst hübsch aus dem Wege fährt, und einmal aus dem Schlosse hinter einem Trupp auf den Feind losreitet. Der Artikel Ziska, ist ein Stück von dem Husiten Kriege, mit der Emballageinschrift: Biographie, aus der deutschen Geschichte herausgehoben, und das Leben dieses Fanatikers hätte kein neues Monument verdient. Die merkwürdigste Lebensbeschreibung ist die von Herzog Otto von Braunschweig, Fürsten zu Tarent. Sie ist ein wahres Bild der Thätigkeit, Großmuth, Tapferkeit, Staatsklugheit und Mäßigung der Begierden, die mehr ist als Staatsklugheit. Lange führte dieser Held alle Kriege für das Haus Montferrat, und beynahe sein ganzes Leben durch die [99] Vormundschaft und Regierung dieses Herzogthums. Er ward der Gemahl der Königinn Johanna von Neapel, verlohr in Vertheidigung ihres Königreichs die Freiheit gegen Karl von Durazzo; Durch einen großmüthigerweise ertheilten guten Rath, gegen die Feinde Karls, und das standhafte Betragen, während seiner Gefangenschaft, erhielt er sie wieder, gieng nach Frankreich als Privatmann ab, wurde von da von Margaretha, der Wittwe Karls, zum Feldherrn verlangt, stellte von neuem die Ruhe in dem Königreich her, und starb als Rathgeber des Throns von Neapel, und Regent des Herzogthums Montferrat. Das Leben Albrecht des Unartigen war allen Kennern der Geschichte aus Wilkii Ticemanno und Hornii Principe Henrico bekannt. Hr. S. hat diese beyde Schriften aus ihrem kritischen Gewand in ein Biographisches gesteckt. In diesem Artikel ist uns besonders der weyland berühmte Herr Professor Pauli wieder leibhaftig vors Gesicht getreten; allein traurig war es vor uns,

daß ein Schriftsteller im Jahr 1771. sich noch Leser vorstellen kann, die dergleichen schöne Reflexionen, wie folgende, nöthig haben sollen und mögen. „Nun genoß Cunigunde, der schöne Körper und die häßliche Seele, die Erfüllung ihrer Wünsche. Sie hatte ihn durch ihre Liebesbanden dergestalt gefesselt, daß er sich nie wieder erlösen konnte. Sie bemächtigte sich nicht nur seines Herzens, sondern, wie gewöhnlich, auch dadurch seines Verstandes. — — In Ausgießungen der Wohlthaten über Apez kühlte sich der Zorn des Vaters wegen der älteren Kinder ab." Und welch schielendes Gemälde, das sich von forne bis hinten dem Ausdrucke nach widerspricht! „Würklich führte Albrecht innerhalb seines Schlosses Wartburg ein glückliches Leben, umgeben von einer Menge schmeichelhafter Seelen, und zärtlich von der Gelieb- [100] ten geliebt, so wie alle diejenigen, welche in der Ehe sich tief unter ihren Stand erniedrigen, und eine Person zur Dame machen, die sonst hätte Damen dienen müssen, und es täglich empfindet, wie viel der Mann ihr gab, der ihr Mann ward." Und welcher tiefer Blick! „Albrecht sann: denn die Affekten trieben ihn, auf Rache; Kinder gaben ihm Gesetze und Unterthanen Aufsicht; und dieses alles waren Folgen eines schönen Gesichts, in welches er sich verliebt hatte. — — Der Kayser Adolph, ein Herr von vielem frischem Gelde aus England! — — Wie bald vergißt der Mensch nicht Versprechungen, den Hitze der Leidenschaften treibt und quält! — — Der Eigennutz ist die Triebfeder der Weltuhr! — — Es giebt Personen, welche kein Mensch in der Welt liebt! — — Der Greis haßt nie so brünstig wie der Jüngling! — — Er fühlte nun in vollem Maaße, welche gefährliche Sache es sey zu lieben! — — Es giebt eine dreyfache Liebe in der Welt: aus Geschmack: aus Phantasie: und aus Leidenschaft. Die erste macht nie, die zweyte selten, und die letztere fast beständig unglücklich." Endlich sagt Hr. Schirach bey dem Leben des Herzogs Otto zu Anfang: „Man könnte mit leichter Mühe eine sehr lange rhetorische Parallele hinzufügen, wenn man Plutarch seyn wollte!" Gott gebe, daß es Hr. S. wolle, und könne!

Leipzig.

Geschichte des Fräulein von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverläßigen Quellen gezogen. Herausgegeben, von C. M. Wieland. Zweiter Theil, bey Weidmanns Erben und Reich. 1771. 8. 301. S.

Es haben sich bey der Erscheinung des guten [101] Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetne Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, dessen ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sotise du coeur nennt. Er überließ also schon lange das gute Kind ihrem Schicksal, und gedachte ihrer so wenig, als ein Cammerherr seiner Schwester, die einen Priester geheurathet hat. Der Schönkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte alle die Solöcismen, und baute sie zu Hausen, wie das Thier Kaliban bey unserm Freund Shakespeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer, und fand in dem Geist der Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens, einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurtheilen ein Buch — — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Ästhetikers, des Zeloten, und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entschuldigen, durch den sie sich Derbyn in die Arme warf, wann wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexanders betrachten, da er seinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungssucht; und mischten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländischen, zum Ausserordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von 20 Jahren, die sich in einer drückenden Situation befindet, so hätten wir ohngefähr den Schlüssel zu der so genannten Sotise. Die Scene bey der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Composition für das Publikum ist, und Wieland hat es so sehr gefühlt, daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das ganze ist gewiß

ein Selbstgespräch, eine Familienunterredung, ein Aufsatz für den engeren Cirkel der Freundschaft: denn bey Lord Rich müssen [102] die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existirt. Das Journal im Bleygebürge ist vor uns die Ergießung des edelsten Herzens in den Tagen des Kummers; und es scheint uns der Augenpunkt zu seyn, woraus die Verf. ihr ganzes System der Thätigkeit und des Wohlwollens wünscht betrachtet zu sehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem sie dem Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun, und ihn das niederschreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sich selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Heldinn würde betragen haben; und also betrachtet sie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüste zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns ins Ohr sagen, daß die Fugen des Gerüstes grob in einander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt sey, so antworten wir dem Herrn: Es ist ein Gerüste. Denn wäre der Machiniste Derby so fein ausgezeichnet, wie Richardsons Lovelace, so wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allegorie geworden.

Bern.

Usong, eine Morgenländische Geschichte in vier Büchern, von dem Verfasser des Versuchs Schweizerischer Gedichte. Im Verlag der neuen Buchhandlung. 8. 1 Alphabet 3 Bogen.

Wenn ein Professor tanzt, ein Hofmann Klopstocks Oden beurtheilt, ein Historikus über die wenigen Fakta in Yoriks Reisen erstaunt, und ein Compilator auf dem Steckenpferde der Empfindung rei- [103] tet, so ist es möglich, daß einer unter der Gesellschaft ist, der sich ungeschickt dazu anstellt. Es hat der Herr Präsident von Haller bey den wichtigsten Geschäften, und unermüdeten Bemühungen für das Reich der Gelehrsamkeit, Muße übrig gefunden, auch für die

unteren *Seelenkräfte* des menschlichen Geschlechts zu sorgen, und die jetzige deutsche Welt mit einem Werk zu beschenken, das man füglich den *Persischen Telemach* nennen könnte! Der Held ist von Anfang bis zu Ende höchst tugendhaft, trägt alle zum Thron erforderliche Qualitäten in einem gelben Gürtel, der der Zeuge seiner Kayserlichen Abkunft ist, liefert Schlachten, rettet Princeßinnen, erobert Reiche, macht herrliche Gesetze, am Ende ein Testament, und stirbt. Da die Scene aber im Morgenland ist, so begreift der geneigte Leser leicht, daß man nicht viel vom *Menschen* zu sehen bekommt, sondern daß alles im Mantel und Schleyer eingehüllt ist. Selbst auf dem Persischen Mantel haben wir die sonst gewöhnlichen Sittensprüche des Korans vermißt. Im Morgenlande reist man auch nicht mit der Post, wie bey uns, sondern es ist oft eine Wallfahrt durch die Sandwüste nach der Lampe des Propheten, die nicht brennen will. Unsre Leser werden uns also verzeihen, wenn wir mit ihnen nicht von neuem durch das Land des Usong wallen. Dem Lande fehlts, wie gesagt, oft an Wasserquellen, beschatteten Ruheplätzen, und die Caravanserais sind auch dunkle Vierecke, wo der Tag nur durch die Thür herein kommt.

Paris.

L'esprit des Journalistes de Trevoux, ou Morceaux précieux de literature, repandus dans les memoires pour l'histoire des sciences et des [104] beaux arts, depuis leur origine en 1701. jusqu'en 1762. in 12. 4 Vols. 1771.

Eine Quintessenz des Journal de Trevoux. Wir fürchten, daß aus diesen vier Duodezbänden noch eine andre Quintessenz zu ziehen möglich seyn möchte, die uns dann vielleicht einen Maaßstab abgeben könnte, nach dem der Werth so mancher Journale und gelehrter Kreuzzüge zu berechnen wäre.

Nachricht.

Herr Sekretair *Löwe*, der durch einige Romanzen und leichte Lieder berühmt ist, starb zu Ende des vorigen Jahrs.

Unsre Leser werden uns erlauben, daß wir bey dieser Gelegenheit einige Anekdoten nachholen, die den letztverstorbenen berühmten Helvetius angehen, und die der Menschheit zu viel Ehre machen, als daß sie nicht bekannt zu werden verdienten. Helvetius hatte das Herz von seinen Reichthümern einen edlen Gebrauch zu machen. Er ernährte mehr dann 300. Arme auf seinen Gütern. Er war der beste Vater, der zärtlichste Ehegatte, der eifrigste Freund. Hier ist ein Zug seines Charakters, der für alles andre, was wir zu seinem Lobe sagen könnten, Bürge seyn wird. Vor zwey Jahren fand sich seine Kutsche in einer engen Straße durch Lastwagen aufgehalten. Es währte ihm zu lange, und aus Ungeduld schalt er zur Kutsche heraus auf den Fuhrmann. „Sie haben Recht, versetzte ihm der Fuhrmann gelassen, sie haben vollkommen Recht; denn sie sind im Wagen, und ich bin zu Fuß.“ Helvetius empfand diesen Vorwurf so lebhaft, daß er aus der Kutsche sprang, dem Fuhrmann um den Hals fiel, und ihm mit einem großen Thaler für die Lektion dankte.

[105] Nro. XIV. Den 18. Februar 1772.

Berlin.

Joannis Friderici Meckel, nova experimenta et observationes de finibus venarum ac vasorum lymphaticorum caet. Prostat apud Frid. Nicolai 1771. gr. 8. 104. S.

Der menschliche Körper, so sehr er auch durch das anatomische Messer bis in sein Innerstes durch und durch bekannt zu seyn scheint, läßt doch noch immer den Liebhabern der Zergliederungskunst Stoff genug übrig, ihre Kenntniß zum Nutzen ganzer Nationen zu erweitern. Der berühmte Herr Meckel giebt hiervon ein merkwürdiges Beyspiel. Er hat durch gegenwärtige Abhandlung nicht nur in der Lehre von den Secretionen, sondern auch in der täglichen Praxis ein helles Licht aufgestellet: und wir sind versichert, daß jeder Leser durch diese Schrift gelehrter, und jeder Praktikus in seiner Kunst gewisser werden wird. Das Buch

ist in fünf Abschnitte getheilt. Darin der erste den Zurückfluß des Fließwassers durch die resorbirenden Gefäße ins Blut enthält. Sehr oft hat der Herr Verf. bey Einspritzung der Fließwassergefäße gefunden, daß der Merkurius, ohne etwas zu zerreissen, ganz natürlich aus besagten Gefäßen in die Blutadern übergegangen sey. Auf die Art hat er die untere Hohl- [106] ader oft mit Merkurius angefüllt gefunden. Er wuste lang nicht, durch was für Wege dieses eigentlich geschahe: Endlich aber hat er als Wege die resorbirenden Adern entdeckt, und bey Ausspritzung des Fließwassergangs einer Lendendrüse zu gleich bemerkt, daß der Merkurius nicht in das ausführende Gefäß der conglobirten Drüse, sondern nur in die resorbirenden Gefäße, und dann in die Blutader dringe. Folglich ist hier zwischen den Fließwassergefäßen und den Blutadern der Drüsen eine wahre Anastomosis, die man ad oculum demonstriren kann, und die bisher unbekannt war. Der Nutzen dieser Anastomosis und Resorption ist in der Physiologie, Pathologie und Praxis unendlich wichtig, und von dem Herrn Verf. bis S. 23. sehr schön ausgeführt. Die Absorption der Milch in den Brüsten, die der zweyte Abschnitt liefert, ist eben so neu, eben so lesenswürdig. Herr Meckel hat durch die Milchröhren der Warze Merkurius laufen lassen, und gesehen, daß, nachdem die Brustdrüsen voll waren, derselbe nicht nur in die Blutadern der Brüste, sondern auch in der äussern Brust ihre, ja gar in den Stamm der Achseladern hinauf gekommen; ferner, daß einige Milchröhren auch die Einspritzung in die Fließwassergefäße schickten, und daß diese bis unter die Achseldrüsen hinauf geschwollen. Hieraus leucht gar deutlich die Communication der Milchröhren mit den Blutadern und den Fließwassergefässen ein. Ganz besonders aber ist es, daß der Herr Verfasser durch Hülfe der Einspritzung gefunden, daß die Milchröhren auch noch unter sich anastomosiren; welche Verbindung selbst der Herr von Haller, Walter, Böhmer und Günz nicht glaubten, und die Winslow und Nuck nur vermutheten. Diese Anastomosis ist also

ganz neu, und die Resorption der Milch geschieht vermöge derselben unmittelbar durch die kleinen Blutadern. Den Nutzen, den diese Ent-[107]deckung hat, und den wir hier nicht verfolgen können, giebt der Herr Verf. bis S. 60. sehr deutlich an; bestreitet den Gedanken der praktischen Ärzte, daß die Milch durch Zurücktretung ins Blut Händel mache; beweist, daß dieses öfters nothwendig sey, und durch die Kunst auch oft geschehen müsse, und wiederlegt die Meynung, daß die Milch als geronnen ins Blut könne kommen. Gelegentlich zeigt er, wie es zugehe, daß bey einem Entzündungsfieber die Kindbetterinn die Milch verliehre, und die Brüste schlaff werden. Dieses ist nicht, wie man glaubte, Ursache der Krankheit, sondern Wirkung derselben. Aus dieser Anastomosis läßt sich auch leicht begreiffen, wie oft harte Drüsen der Brüste, wider Vermuthen, noch vertheilt werden, und wie gut es sey, wenn die Härte schon krebsicht ist, sie lieber gleich zu exstirpiren, als den scheußlichsten Krebs abzuwarten. Der dritte Abschnitt giebt die Resorption des Samens in den Samenbläschen an. Auch davon ist die Theorie neu. Daß gewisse Wege zur Resorption dieser Feuchtigkeit da wären, sagen zwar alle Physiologen; aber wie sie eigentlich beschaffen, und wie die Resorption selbst geschehe, hat noch niemand so deutlich als der Herr Verfasser beschrieben. Überall, wo die Natur eine ziemliche Menge einer abgesonderten Feuchtigkeit resorbiren will, bedient sie sich der Seitenendungen der Blutadern, da sie sonsten nur die Fließwassergefäße hierzu bestimmt hat. Eben auf die erstere Art geschieht das Geschäfte der Resorption des Samens. Als Herr M. die Samenbläschen mit einer röthlichen Masse vollgespritzet hatte, so drang diese in die Äste der hypogastrischen Ader, die das Gewebe um die Samenbläschen herum ausmachen, und von da in die größern Äste. Er fand, daß sich die besagten kleinen Äste in die innere Fläche der Samenbläschen mit Mündungen öffneten, und [108] daß in kein einziges Fließwassergefäß die Masse gedrungen war. Die Resorption des Samens geschieht also durch Blutadern; die Resorption der wäßrichten Theile aber

aus dem Samen, damit er desto besser präparirt werde, durch die Fließwassergefäße; deren letztere besondere Art der Herr Verf. ehestens dem Publikum bekannt machen wird.

Wir wollen kürzlich noch den vierten und fünften Abschnitt berühren, davon jener die Präparation der Galle durch die Resorption, dieser die Resorption des Urins in der Blase angeht. Wenn man in den Lebergang einspritzt, so dringt das Eingespritzte leicht in die Fließwassergefäße; und werden diese wieder so behandelt, so geht die Masse bis in den Stamm der Leberadern und Hohlader. Aber auch vom Lebergang an, ohne erst durch die Fließwassergefäße zu kommen, reicht schon die Injection bis in die Hohlader hin. Aus dieser Verbindung sieht man also die Resorption der Galle deutlich ein, und warum der Lebergang bey Thieren, die keine Gallenblase haben, dieser ihre Stelle vertreten kann. Was die Urinblase betrifft, so zeigt eine Injection lauen Wassers durch die Harnröhre in die Blase, die bis in den Stamm der hypogastrischen Adern gedrungen, sehr evident, daß hier auch Resorption geschehe. Herr M. hat die Wege hierzu auch deutlich angezeigt, und seine Gedanken mit einer merkwürdigen Erfahrung in der Praxis beschlossen.

Paris.

Lettres de Monsieur le Chevalier de Boufflers pendant son voiage en Suisse, à Madame sa mere. Ohne Namen des Druckorts. 1771. 8. 32 S.

Der Chevalier de Boufflers ist aus der berühmten Familie, wo der Witz, das Talent der Im-[109]promptus, der Naivete, und leichten Versifikation längst ein Erbgut zu seyn schien. Er versprach seiner Cotterie in Paris, in die Schweiz zu gehen, und da für sie das Gemälde des Lächerlichen aufzunehmen. Er nahm die Maske eines Mahlers an, weil er würklich sehr geschickt in Pastell arbeitet, und fand auf diese Art leicht den Zutritt in alle Häuser. Er kam im Jahr 1764. in das Pais de Vaud, und mahlte zu Lausanne und Vevay so lange bis er entdeckt wurde. Er nahm

sehr wenig für seine Arbeit, und gab es meist den Bedienten als Trankgeld zurück. Von da gieng er nach Fernex zu Voltaire. Diese Briefe werden vielleicht dem ernsthaften deutschen Publiko nicht gefallen. Es ist ein junger Obrister, der mit allem Selbstvertrauen spricht, das Talente, Jugend, Geburt, Hofleben, französische Sitten unterstützen; der als Franzose in angenehmes Erstaunen geräth, wenn er ausser seinem Vaterlande Witz, Wohlstand und Glück antrifft; der mit seiner Mutter als ein Liebhaber umgeht u. s. w. Indessen ist dieses doch eine wahre Menschenstimme, die sich ohne das qu'en dira-t-on hören läßt, und in so fern bleibt es allzeit eine interessante Bekanntschaft vor den Kenner des menschlichen Herzens. Zu dem müssen wir erinnern, daß diese Briefe lange im Manuscript in der Schweiz herumgegangen sind, bis sie ein ungebetner Herausgeber hat abdrucken lassen. Eben so gieng es Humen mit seiner Exposition gegen Rousseau. Es war ein Manuscript vor seine Freunde zu Paris, und er hatte es nie vor das Publikum bestimmt. Dieser Umstand spricht für seinen Charakter, der dadurch bey jedermann durch den einzigen Schritt verdächtig wurde, weil man glaubte, Hume hätte das Publikum zum Zeugen seiner Wohlthätigkeit gegen Rousseau machen wollen.

[110] Frankfurt und Leipzig.

Systema historico-criticum divisarum potestatum, in legibus Matrimonialibus Impedimentorum dirimentium etc. à Benedicto Oberhauser, Benedictino Lambacensi in Superiori Austria. 1771. 8. 3 **Bog. Bey Franz Varrentrapp, kostet** 12 **kr.**

Ejusdem Apologia Hist. Crit. in legibus Matrimonialibus etc. Simplici eruditionis studio integrae lectioni in hac nova Editione vindicata. 1771. 8. $3^1/_2$ **Bogen. Bey eben demselben für 12 kr.**

Es sind keine zwey Bücher, sondern, da das erste ohne Wissen des Verf. verstümmelt herauskam, so hat er das andere selbst besorgt, und letzteres ist auch sehr vermehrt. Die Veranlassung zu diesem System oder Apologie gab ein

Streit, der zwischen dem Hrn. Verfasser und dem Fuldischen Professor Herr Dct. Beck entstanden war, weil dieser die Thesin: potestas Ecclesiae statuendi in matrimonialibus impedimenta dirimentia est ex beneficio iuris alieni, welche jener im Jahr 1763. in Fulde bekannt machte, in einer entgegengesetzten Thesi für eine Ketzerey ausgabe. Der Verf. vertheidigt sich, und gründet seine Meynung auf den verschiedenen Gesichtspunkt, in welchem seine Kirche die Ehe betrachtet. „Als Sacrament, sagt er, hatte die Kirche von je her das Recht Busen und Censuren zu verhängen; aber als Contract kann sie darüber nur durch den Auftrag der Fürsten etwas entscheiden." Der Verfasser spricht frey mit Anstand. Er glaubt, daß die Kirche diese Gewalt zu den Zeiten bekommen habe, da die Fürsten, und sonderlich die Gothischen Könige ihre Unterthanen nicht besser, als durch das Ansehen der Bischöffe im Zaum halten konnten. Nach und nach habe die Kirche aber immer weiter gegriffen. Er [111] klagt, daß durch die Ausdehnung dieser Gewalt und die Vermehrung der Gesetze auf der einen, und durch die Dispensationen auf der andern Seite, die Unordnungen und das Verderben der Sitten immer mehr eingerissen wären, welches vielleicht nicht geschehen seyn würde, wenn die Kirche sich blos in den Schranken der Censuren und Busen gehalten, und die Ehen blos, in so fern sie Sacrament sind, zu sich gezogen hätte. Ob gleich der Gegenstand dieser Abhandlung weder vollständig noch ordentlich behandelt worden ist, so freuen wir uns doch von Herzen, zu sehen, daß die Glieder einer uns so nahe verschwisterten Kirche noch immer fortfahren, Irthümer zu bemerken, ohne welche eine für Deutschland so unglückliche, und für die Religion so nachtheilige Spaltung nie erfolgt wäre. Wir wünschten aber auch, daß man in den protestantischen Kirchen nicht eben diese Irthümer nach und nach wieder einführen, und die Begriffe von Richten: ob die Gesetze befolgt worden sind, und Lehren: wie man sie von ganzer Seele befolgen soll, nicht wieder verwirren möchte. Wir hoffen nicht, daß die Religionspartheien der Christenheit sich gegen einander verhalten, wie

wir gegen unsere Antipoden, denen die Sonne aufgehet, wenn sie bey uns gesunken ist. Übrigens bedauren wir den Herrn Oberhauser, welcher seiner Freymüthigkeit wegen vielen Verdruß auszustehen hatte. In seinem lateinischen Ausdruck hätten wir mehr Zierlichkeit gewünscht. Man stößt oft auf Barbarismen, die man nicht übersehen kann, wenn man auch noch so gern wollte.

Leipzig.

Briefe über die Lektüre an den jungen Elpin, von J. Ch. St. 8. 3 Bogen.

Ein Galimathias in Briefen, die alles ehe sind, als Briefe. Der Verf. untersucht verschiedene wich-[112]tige Wahrheiten; als z. B. „daß wir nicht wissen, was andere, die vor uns lebten, gedacht haben, wenn wir ihre Schriften nicht lesen" — — „daß Gott uns das Lesen nicht verbietet." u. d. g. Sein Hauptsatz gehet aber auf die nicht minder tiefsinnige Erfindung „daß man seinem Zweck gemäß lesen müsse, wenn man ein Gelehrter werden wolle." Nach ihm soll man weder Don Quichotte, noch Scarrons noch die Amadis lesen, sondern blos Bücher von Wahrheit und Irrthum. Endlich scheinet er alle diejenigen unter die kleinen Geister zu rechnen, „die über Leibnitzen und Maupertuis ermüden." Darin sind wir mit dem Verf. einig, daß man schlechterdings keine schlechten Schriften lesen sollte, und deßwegen warnen wir alte und junge Elpins, die keine Recensenten sind, vor der Seinen.

Englische Litteratur.

Almida a Tragedy as performed at the Theatre Royal in Drurylane. By a Lady, 8. 1 S. 6 d. 1771.

Die Verfasserinn ist eine Tochter des letztverstorbenen David Mallet und die Ehegattinn eines Genuesischen Edelmanns Celesia. Das Stück ist eine Nachahmung des Voltairischen Tancreds. Die vielen Erzählungen von geschehenen Dingen hinter der Bühne, die Tiraden sind abgekürzt; allein sie sind für ein Brittisches Ohr

immer noch zu lang. Aller Tadel, der schon im Tancred das Geringfügige und Ungereimte der Hauptbegebenheit, nehmlich den Kampf des Tancreds trifft, gilt auch hier. Überdies sind viele nichtsbedeutende Incidentien eingewebt, die die Handlung immer noch schleppender machen. Der Stil ist buntscheckicht, und an vielen Orten ganz niedrig.

[113] Nro. XV. Den 21. Februar 1772.

Leipzig und Lübeck.

Versuch einer Übersetzung der 12 ersten Oden des Horaz nach eben dem Sylbenmaaße, dessen er sich bedient hat. 1771.

Wenn es wahr ist, daß der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, die Sprache seines Dichters und die unsere in der Absicht studirt hat, um den Horaz zu übersetzen, so bedauren wir ihn. Nie ist Zeit und Fleiß übler angewendet worden. Doch wir glauben, daß seine Arbeit ihn mehr nicht gekostet haben wird, als die geringe Mühe Sylben zu zählen, und jeder Zeile aus dem Vorrath eines Schulexamens ihr beschiedenes Maaß zu zumessen; denn weiter erstreckt sich sein Verdienst nicht: und auch diese Mühe sich zu erleichtern, macht er sich eben kein Gewissen daraus, aus zween Trochäen oder Jamben einen Coriamb; aus Jamben, Trochäen u. d. g. zu machen, wie es sein Schema erfordert. In der Vorrede hält er sich mit der Untersuchung der Möglichkeit, das griechische Sylbenmaaß in die deutsche Sprache einzuführen, sehr lange auf. Er beurtheilt aber die Frage nach der Prosodie, und sollte sie nach dem Ohre beurtheilen. Wenn wir dem unsern glauben, so ist unsere Sprache nur zu Jamben, Trochäen und Daktylen geschickt. Wir haben zwar [114] auch unsere Anapästen z. B. ünbĕwīesen, und alle die mit zween unzertrennlichen Partiklen zusammen gesetzte Hauptwörter und andere. Wir können also wohl Coriamben, Anapästen, Pyrrhichier u. d. g. machen; aber sie sind nicht häufig genug und die Spondäen und alle Versfüße, wo zwo lange Sylben auf einander folgen sollen, können wir fast nicht anders, als mit zwey oder mehrern

Worten machen. Überdieses ist unsere Modulation so beschaffen, daß, ausgenommen bey dem Dacktyl, fast immer eine lange und eine kurze Sylbe abwechselt, so daß selbst eine kurze Sylbe, oft etwas länger wird, wann sie neben eine andre kurze zu stehen kommt. Blos am Ende der Worte, die den Accent in der dritten Sylbe vom Ende haben, ist eine Ausnahme zu machen. So urtheilt unser Ohr. Großen Dichtern hat es freylich oft geglückt, durch die Größe und Stärke ihrer Gedanken und ihres Ausdrucks, uns in einen Enthusiasmus zu setzen, wo wir den Zwang nicht merkten, den sie unserm Ohre anthaten, so wie der R. Amadis seiner Olinthe, wegen ihres Verstandes, ihre Häßlichkeit verziehe; aber unser Übersetzer ist nicht in dem Fall. Seine platte, oft mehr als prosaische, meist geschmacklose, bis zum lächerlichen sklavische, und doch oft ganz unrichtige und sinnlose Übersetzung, ließ unserm Geist alle mögliche Freyheit, die Gewalt zu fühlen, die seine harte und holperige Verse unserm Ohr anthaten. Man muß den Horaz ohne allen Geschmack gelesen, und gar nichts bey ihm gefühlt haben, wenn man den Verfasser dulden kann. Unser Urtheil ist hart, aber wir müssen, wo möglich, den Verf. erschrecken, daß er die übrigen Oden seines Dichters unangetastet läßt, damit ungelehrte Leser nicht den Übersetzer mit dem Horaz verwechslen und beyde verlachen. Wir halten uns für verbunden, ein solches Urtheil mit Beweisen zu unterstützen. O. 1. glänzender Zweig. [115] Wer hat einen Zweig glänzen sehen. O. 3. quem mortis timuit gradum: Welche Todesart macht ihn bleich; welche macht ihn nicht bleich? Rachen voll Frevelmuth (impiae rates) wer hat von solchen Rachen gehört? — — Mit solcher Urtheilskraft übersetzt der Verf. für mich Schutz, ein geschmettert Schiff. Oder Marsisches Schwein ihm durch die Garne brach; für, oder ein Marsisches Schwein. Er wählt ein Soglamm — der bleyweise Todt — — Welcher Jüngling geschlank; warum also nicht auch welche Jungfer zart? — — Das Rossenernährende Argos — — Sieh dort

Soracte da stehn — — Sogleich als der Sturm sich legt. — — Nichts blüht zu seiner Hoheit aufwärts — — So schreibt er deutsch. Daß der neuewunderklagenden Pyrrha Zeit zurückkehrte, da der Fluß, zu sehr von der Göttinn Sklav, am linken Ufer, Jupiter zuwider, Iliens Rächer, umher schweifend stürzte, welche bang klagte; eine herrliche Strophe aus der 2. Ode. Und der Vater der Winde, dich, der den Sudwind befreyte. Wer sollte nicht schwören das: der den Sudwind ꝛc. gienge auf dich; aber dennoch gehts auf den Vater. Durchflochtene Baumgarten von sanftrieselnden Bächen. Marcus vom Atlas beredter Enkel. So construirt er.

Sing ich itzt Romūl ŏdĕr auch des Pompil
Ruhige Herrschaft; ŏdĕr sie die Stolzen
Fascen des Tarquin, ŏdĕr von des Cato
preiswĕrthĕm Tode.
Sing ich itzt freudīg vŏll vŏm Geist der Musen
Regul die Scaurēn und den Paulus welcher
Pŏner besiegēnd nūn der Helden Tod starb
oder dich Fabriz.

Der Maursche Fußknecht. So wohl klingend [116] dichtet er. Die sklavische Treu im Übersetzen ist in jeder Zeile zu belachen. Aber hier und da kommen auch Fehler vor, die mit den zweyhundert Schlafbechern eines ältern Übersetzers um die Wette eifern. Z. B. Monumenta regis; heißt nicht Königs Schlösser, sondern der Pallast des Numa. Nefas. O. 3. heist hier nicht Laster, sondern Entheiligung. Stabulis gaudet, nicht, das Vieh freut sich in den Ställen; sondern der Ställe. Qui nunc te fruitur credulus aurea; heißt nicht, der sich an dir als Gold freut, sondern, wenn man ja im Deutschen, in einer Ode, die, unserm Geschmack nach, zu gemeine Trope ertragen kann; der dich leichtgläubig als sein goldenes Mädgen liebte. Finire vitae labores, heist nicht des Lebens Beschwerden endigen; sonst hätte Horaz seinem Freund gerathen, er solle sich zu todt trinken, finire heist beym Cicero und andern,

Gränze setzen, und so verstehn wir es auch hier. Decorus mos palaestrae, heist nicht, die geschmückte Fechtschule, sondern überhaupt, der Anstand in den Leibesübungen. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn der Verfasser den Vers: Ne viriles cultus in caedem et lycias proriperet caternas; so übersetzt: daß nicht männliche Tracht und Lycias ins Feld zum Mord ihn fortriß. Wer in aller Welt mag der Lycias gewesen seyn? Sollte ein Übersetzer des Horaz nicht wissen, daß unter Lycias Caternas, die Trojaner verstanden werden, weil die Lycier ihnen zu Hülfe gekommen waren. Wir wetten, sein Minellius hätte es ihm sagen können. — — Wir wollen übrigens den Verfasser in seinem Fleiß nicht stören. Vermuthlich hat er das Fach noch nicht gefunden, zu welchem die Natur ihn bestimmt. Zu einem Übersetzer des Horaz ist er aber nicht gebohren worden, und wir müssen aus Ehrfurcht für diesen großen Dichter und für das Publikum die Fortsetzung dieser Übersetzung inständig verbitten.

[117] Frankfurt und Leipzig.

Über den Werth einiger deutscher Dichter und über andre Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel, 1. Stück. 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verf. in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend, und die Religion glauben, ist bey unserm Publiko beynahe Eins. Die sogenannten Freygeister in Sachen des Genies, worunter leyder! alle unsre jetztlebende große Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sie sind so klug, um der lieben Ruhe willen, eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verf. die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt, und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bey ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, schlafenden, und blinzenden Theil des Publikums curiren, und

sie fangen dabey an, daß sie ihm seine Puppe nehmen — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert ist bey ihnen ein *mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie*: Das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Oßian, Klopstock, Shakespear und Milton stehen, nach dem Maaßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloisa nicht geschrieben hätte; Allein hört er deswegen auf ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu seyn, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben, und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen, und wenigstens wieder einen Schritt zu einer [118] unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und sich wundern, wenn der gemeine Haufen, nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bey uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen, immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Leßing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bey der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schliessen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bey der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden vor Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die *Klugheit*, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen. Wir wünschten daß die Ausfälle der Verf. weniger heftig wären; die Redensarten *dethronisiren*, *aus der Schanze verjagen* und dergleichen

klingen zu feindlich, oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gewäsche, wie man sie unter diesem Titel dem Publiko hat aus den Händen raisonniren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die *Erinnerung über die Journalisten* gleich zu Anfang, die Bemerkung über den *Unterschied der Fabel* S. 142. und 148. die *Rettung Miltons* gegen die Ausmessungen des Herrn Prof. Kästner. S. 164. [119] über das *Lehrgedicht*, S. 195. und die vortrefliche Gedanken über *Wielands Verdienst* als Lehrdichter in der Musarion, S. 196. die *Rangordnung Gellerts* mit *Dusch* und *Uz*, S. 200. den Augenpunkt woraus sie die *Gellertsche Moral* betrachten, S. 243. und 250. und den ganzen *Schluß* unsern Lesern zur Beherzigung. Vorsatz zu schaden sieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deswegen sind sie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freylich nicht die besten gewählt, und bey den Erzählungen die schwache Seite Gellerts, das ist, die Mahlerey untersucht, und ihn am Ende gar mit *Ariosto* gemessen. Wir sind aber doch versichert, daß diese Produktion mit allen ihren sauren Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann *deutschen Geschmack*, *deutsches Gefühl* nennen würden.

Leipzig.

Horazens Oden von Kutner. 1771. 8. 6 Bogen. An Herrn Clodius.

Haben denn unsre junge Versmacher sonst auf der Welt nichts zu thun, als den Horaz zu übersetzen? Wenn man glaubt, man hätte eine elende Übersetzung aus der Hand gelegt, so kommt die andere. Und was soll denn das Übersetzen endlich alle helfen? Ungelehrte verstehen ja doch die halben schielend ausgedruckten Anspielungen auf alte Historie und Mythologie selten; und Gelehrte müßten allen Geschmack verlohren haben, wenn sie eine gefolterte, wässerige, geschmacklose Übersetzung dem Original vorziehen wollten.

Der neue Übersetzer, den wir vor uns liegen haben, hat nicht den geringsten Begriff von edlem Ausdruck, Schwung des Styls, Harmonie der Dichtkunst, Reinlichkeit der Sprache; Er fühlt dem Horaz nichts nach; fin=[120]det zu keinem Gedanken die rechten Worte; weiß keiner Wendung Anmuth, keinem Bilde Ausdruck, keiner Periode Geist zu geben. Was soll das Ahnen Volk. Wer gräbt mit der Hacke. Wer wird unter einem Dach von Gesträuchern liegen; Wer wird von der Polyhymnia verlangen, daß sie die Leyer besayten soll? Wer anders als Hans Puff und Compagnie wird dem Virgil wünschen, daß er wohlbehalten anlange; wer wird ein Mädgen mit Wohlgeruch befeüchtet sehn; wer wird von einem Frauenzimmer sagen, sie ist golden im Genuß? Wer den Horaz nur halb versteht, wer nur ein wenig Begriff von der lateinischen Wortfügung hat, und nicht vielleicht gar ipso für den Dativus hält, wird die Stelle: Vnde nil maius generatur ipso, nimmermehr so übersetzen: Aus ihm entspringt nichts größers als er ist. Wer wird nihil illi secundum in der Stelle nec viget quidquam simile aut secundum Od. XII. so übersetzen, ihm ist nichts nachzusetzen. Quam minimum credula postero (die) verschieb nichts auf den andern Tag; und eine Menge andere Stellen wollen wir gar nicht anführen. Nie haben wir geglaubt, daß Horaz so ganz abscheulich verstellt werden könnte. Der große, feurige, edele, gefühlvolle Dichter, der uns durch die Gewalt seiner Lieder dahin reist, erhebt, begeistert, der wird unter der Hand unserer Übersetzer ärger als ein Gratulant, und würde selbst vor den Amphiktyonen, dem Gottsched weichen müssen. — — Armer Horaz! wie sehnlich wünschte er:

Nec praue factis decorari versibus optem
Ne rubeam pingui donatus munere, et una
Cum scriptore meo capsa porrectus operta
Deferar in vicum vendentem thus et odores
Et piper et quidquid chartis amicitur ineptis.

Und nun gehts ihm noch schlimmer!

[121] Nro. XVI. Den 25. Februar 1772.

Halle.

Bey Gebauer ist gedruckt: **Allgemeine nordische Geschichte. Aus den neusten und besten nordischen Schriftstellern und nach eigenen Untersuchungen beschrieben, und als eine geographische und historische Einleitung zur richtigen Kenntniß aller Skandinavischen, Finnischen, Slavischen, Lettischen und Sibirischen Völker, besonders in alten und mittleren Zeiten, herausgegeben von August Ludwig Schlözer. 4. 3 Alph. 11 Bog.**

Die englische allgemeine Welthistorie hat ausser dem eignen Werthe, den sie, als Magazin von Materialien betrachtet, immer behaupten wird, das vorzügliche Verdienst um die Litteratur, daß sie den Fleiß verschiedener würdiger, besonders deutscher Gelehrten, zu genauerer Bearbeitung der Geschichte aufgefordert hat. Dagegen hat sie, durch eine verdrießliche Art von Nachgeburt, mechanische Auszugsmacher, wie sie Herr Schlözer mit Recht nennt, über uns gebracht, die nun, auf ihre Urkunde gestützt, mit großer Fertigkeit historisiren, und bey aller ihrer trocknen Geistlosigkeit sich des süßen Trostes freuen, daß sie nicht gern ihr [122] Original übertreffen wollten. Das gegenwärtige Werk gehört zwar gewissermaßen zur allgemeinen Welthistorie, und soll als der 31te Theil derselben angesehen werden; es ist überdieses würklich, dem grösten Theil nach, ein Auszug oder Übersetzung fremder Schriften: allein man würde Hrn. Schl. sehr Unrecht thun, wenn man ihn mit jenen gelehrten Händen in eine Classe setzen wollte. Wir wollen unsre Leser in Stand setzen, selbst zu urtheilen; sollten wir auch bey einem so wichtigen und gemeinnützigen Werk die gewöhnliche Gränzen einer Zeitungsrecension in etwas überschreiten. Den Anfang macht eine vorläufige Abhandlung des Hrn. Prof. Schöning zu Soroe, von der Unwissenheit der alten Griechen und Römer in der Erd- und Geschichtkunde des Nordens. Herr Schöning geht darin die Nachrichten der alten Schriftsteller nach der Reihe durch, und überall begleitet ihn Herr Schlözer mit

guten Anmerkungen, worunter besonders die Geschichte des Börnsteinshandels S. 34 — — 37. und die Kritiken über die nordischen Nachrichten des Mela, vorzüglich aber des Plinius S. 103 — — 124. wichtig sind. Das alles füllt 206 Seiten, und macht den dritten Theil des Werks aus. Wozu soll uns eine so weitläuftige Geschichte der Unwissenheit? Die alten Geschichtschreiber und Geographen, die von diesen ihnen so entlegenen Ländern auf Geradewohl von Hörensagen etwas hinschwatzten, konnten uns freylich keine deutliche Begriffe vom Norden in ihren Schriften geben, da keine in ihrem Kopf waren: aber so viel mehr kann man in diesem Fach ihre Weisheit ihren trocknen Commentatoren überlassen. Wir wünschten also, Herr Schlözer hätte diese Abhandlung, die ohnehin Excrescenzen genug hat, in einen Auszug gebracht, und seine eigne Gedanken mit dem Text verwebt, wie er bey einigen folgenden gethan. In einen Aus-[123]zug können wir uns nicht einlassen, ohne den andern, wenigstens in unsern Augen, wichtigern Abhandlungen den Platz zu nehmen. Die eigentliche nordische Geschichte fängt Herr Schlözer mit einem Abriß der nordischen Geschichte überhaupt an, S. 209 — — 262. Zuerst bestimmt er den vieldeutigen Ausdruck der nordischen Geschichte nach der geographischen Lage der Völker, und der innern Verbindung ihrer Geschichte, wodurch freylich Völker unter diesen Titel kommen müssen, die ihrer Lage nach nicht gegen Norden liegen, aber doch in die nordische Geschichte gehören. Er theilt, um dieses ungeheure Feld zu übersehen, die ganze nordische Geschichte in drey Hauptclassen: die Skandinavische, die Slavische, (die 24 Unterabtheilungen hat, und vorzüglich gut auseinander gesetzt ist;) die Lettische, welche die Littauische, Preußische, Livländische und Curländische zu Specialhistorien hat. Alle diese Völker geht er einzeln durch, bemerkt bey jedem Staat die Epochen, wann er angefangen, wann er zuerst in der Geschichte erschienen, wann er christlich geworden, seine erste Annalisten bekommen, und, was vor diesem vorhergeht, die Epoche der Schreibkunst, so oft es

möglich ist. Er stellt darauf in eben diesem Cap. eine allgemeine Betrachtung über den Reichthum der nordischen Geschichte an, und giebt ein Verzeichniß der ältesten und vornehmsten nordischen Annalisten. Diese Reihe fängt 875. mit dem norwegischen Dichter Thiodolf an, dessen Gedichte Snorro, der Isländer, 350. Jahr darnach sammlete; aber in dem 9ten Jahrhundert kommen doch nur Reisebeschreiber vor, und in dem zehnten Biographien einzelner Heiligen, bis endlich im 11ten der Russische Nestor mit eigentlichen Völkerannalen auftrat, und im 12ten unter andern nordischen Völkern Nachfolger bekam. Auf diesen späten Anfang der nordischen Autorschaft gründet [124] Herr Schlözer seinen Lieblingssatz, daß die nordische Geschichte erst mit dem 9ten Jahrhundert anfange; versteht sich die edlere Art von Geschichte, die zugleich den Nebenbegriff von Vollständigkeit, und ununterbrochenem Zusammenhang in sich schließt. Der Beweiß ist, weil ein Volk ohne Schreibkunst auch ein Volk ohne Geschichte ist, und die Schreibkunst ist erst mit dem Christenthum, also meist im zehnten Jahrhundert im Norden aufgekommen. Der Grundsatz ist richtig, aber nur in der Einschränkung auf einheimische Geschichte. Überhaupt aber scheint uns die Epoche der Schreibkunst noch lange nicht die Epoche vollständiger und zusammenhangender Geschichte zu seyn. Nie hat ein Volk seine Schreibkunst mit eigentlicher Geschichte oder Annalen angefangen, und auch die Nordischen nicht; es gehören Jahrhunderte dazu, bis sie dazu allgemein genug wird. Nach dieser Bestimmung müßte also die nordische Geschichte erst mit dem zwölften Jahrhundert anfangen; denn das Leben eines Heiligen, oder die Reise eines Isländers sind noch keine Völkergeschichte, und treffen auch nur einen kleinen Theil des Nordens nach dem Umfang, den ihm Herr Schlözer giebt. Zuletzt zeigt Herr Schlözer die Quellen der vielen Fabeln an, welche die nordische Geschichte beflecken. Diese sind der unbestimmte Ausdruck Scythien, das der Alten ihre terra incognita war, und von Skandien bis Indien gieng; die Ethymologie, die Tradition, und die Stoppler. Im 2ten Cap. handelt

Herr Schlözer von den Stammvölkern des Nordens, S. 263 — — 344. Er versteht unter dieser Benennung mit Leibnitz und Bayer diejenige, quos aliunde venisse nulla memoria est. Die allerersten Einwohner des Nordens kann niemand wissen. Was man bisher davon gefabelt, gründet sich auf eine falsche Auslegung von 1 Mosis Cap. X. aber dieser Trost ver= [125] schwindet, wenn man die vernünftigere Erklärung des Herrn Michaelis der Bochartischen vorzieht. Die alten Griechen helfen uns eben so wenig. Wir kennen die wenigen Völker, die sie uns beschreiben, wohl historisch, das heißt, wir wissen viele ihrer Staatsveränderungen, aber nicht Genealogisch; denn wir wissen nichts von ihren Sprachen, und folglich auch nichts von ihren Verwandschaften, weder unter sich, noch unter andern Asiatischen und Europäischen Völkern. Diesen letztern Weg, den Leibnitz vorgezeichnet hat, betritt Herr Schlözer. Vorausgesetzt, daß so viel Hauptvölker sind als Hauptsprachen noch jetzt im Norden geredet werden, forscht er nach, wie viele Hauptsprachen noch heut zu Tage im Norden geredet werden; diese klassificirt er wieder nach Mund= arten, und bestimmt darnach auch die Völkerklassen nebst ihren Unterabtheilungen. Findet er keine Spuren, daß diese Völker erst in spätern Zeiten in den Norden eingewandert, so nimmt er an, daß sie von je her im Europäischen Norden gewohnt haben, und nennt sie, als sein non=plus=ultra, Stammvölker. Auf diesem Wege findet der Herr Ver= fasser fünf Hauptsprachen, und also auch eben so viele Stammvölker, Samojeden, Finnen, Letten, Slaven und Ger= manier, die er wieder in ihre Aeste vertheilt. Das Sla= vische Stammregister hat wohl noch am meisten Be= richtigung nöthig, und fordert einen eignen aller Slavischen Mundarten kundigen Mann. Zuletzt handelt der Herr Ver= fasser noch von den Kymren, Galen, und Basken, weil sie mit unter dem unendlichen Namen der Celten be= griffen sind, und daher öfters zur Verwirrung der nordischen Geschichte gemisbraucht werden. Er äussert hierbey aus einer Stelle des Cäsars (im Anfang seines Buchs vom

Gall. Kr.) einen mehr als wahrscheinlichen Gedanken über die Herkunft dieser Völker. Die Basken oder die heutigen Einwohner von Ober- und Niedernavarra und Biscaya, hält er vor die [126] Aquitanier des Cäsars. Die Galen, deren Name und Sprache noch in Schottland und Irrland leben, sind die eigentlichen Gallier und Celten desselben im engern Verstand, die Urbewohner der Alpen, und des ganzen mittleren Galliens, des ganzen Brittaniens und aller dortigen Inseln. Die Kymren scheinen ihm, mit dem Verf. des neusten Irrländischen oder Galischen Wörterbuchs, das aber damals Herr Schlözer, soviel wir sehen, noch nicht kannte, die Belgen des Cäsars. Diese zogen, noch vor dem Cäsar nach Brittanien über, drängten die dortigen Galen nach Schottland, wurden aber auch wieder von den Römern, Picten und Sachsen in die Gebürge von Wales verdrungen, wo sie noch jetzo sind. Die andern zurückgebliebenen Belgen verlohren sich unter fremden Völkern; nur ein Haufe verlief sich in das ferne Bretagne, wo sie noch jetzo unter dem Namen der Hreyzads leben.

Das 3te Cap. enthält die Geschichte der Slaven vom Jahr 495 — — 1222. aus den Byzantinern beschrieben von Herrn Stritter. Es sind Stellen aus den Byzantinern über die allgemeine Slavische Geschichte in eine Art von Zusammenhang gebracht.

Das 4te Cap. liefert einen allgemeinen Abriß des asiatischen Nordens. In diesem ganzen Cap. spricht Herr Fischer. Herr Schlözer hat weiter nichts gethan, als daß er aus dessen Sibirischer Geschichte, und zwar aus der ganzen Einleitung derselben, einen getreuen und gedrungenen Auszug gemacht hat. Wir wollen aus einem Auszug eines genug bekannten Buchs keinen neuen Auszug machen.

Im 5ten Cap. folgt eine nähere Beschreibung des Finnischen Nordens, besonders in Ansehung Skandinaviens, von Hrn. Schöning, S. 437 — — 490. Herr Schlözer hat, wie er versichert, das dänische Original, wie alte Tressen aus- [127] gebrannt: was übrig geblieben,

besteht in seltnen, oder vielmehr ganz neuen Nachrichten vom Norden, dies und jenseits der Ostsee, seit dem 9ten Jahrhundert. Die Finnen begreifen die Finnen, im engern Verstand, die Lappen, Permier oder Biarmier, und die Quänen unter sich: dann Skritfinnen kommen nur bey den Ausländern vor, und bedeuten nichts anders als die Finmärker. Sie sind eine von den Samojeden ganz verschiedene Nation, und mit den Syranen, einigen Arten der Ostacken, und den Ungarn Geschlechtsverwandte. Den Isländischen Sagen nach, waren die Permier oder Biarmier, am weissen Meer und um die Dwina, die reichsten, mächtigsten, und berühmtesten aller Finnen in diesen Gegenden. Hier hatte der Götze Jomala einen Tempel, dessen Pracht auf eine fabelhafte Art beschrieben wird. Die nordischen Freybeuter plünderten ihn daher oft, so wie diese ganze Gegend. Andre Norweger handelten dahin. Nur die Permier und die Finmärker hatten Könige, die eigentlichen Finnen nicht. — — Finmark hatte in den alten Zeiten einen weit größern Umfang als jetzo; es lief bis an das alte Quänland, oder heutige Norrland, herab. Das Land scheint schon vor Harald Harfagers Zeit, und also vor dem 9ten Jahrhundert unter den Norwegern gestanden zu haben: aber erst nach Einführung des Christenthums ließen sich die Norweger in Finmark wohnhaft nieder. Sie verpachteten entweder die Einkünfte der Finmark, oder sie setzten einen, zwey oder mehrere Vasallen nach Helgeland oder dort herum. Diese zogen den Winter auf die Gebürge, blieben den Winter über da, und durchzogen das ganze Land, theils um den Tribut zu erheben, theils mit den Finnen zu handeln; beydes war mit einander verbunden, und letzteres, der Finmarkshandel, wurde als ein Regale angesehen. Solche Steuereinnehmer sind öfters zu verste-[128]hen, wenn die alten Sagen finmärkische Könige nennen. Harald Harfager führte endlich auch hier die Despotie ein. Der Verf. geht darauf zu dem Ostwärts von der Botnischen Bucht liegenden Finnland und Lappland über. Erst in der Mitte des 12ten Jahrhundert unterjochte und bekehrte Erick der Heilige die Finnen, oder vielmehr den Theil

des Landes um das heutige Abo. Auf der nördlichen Gränze hingegen machten die Tawaster, in Verbindung mit den Kareliern den Sueden noch viel zu schaffen, und zu Abwehrung ihrer Einfälle baute Birger Jarl Stockholm. Im 13ten Jahrhundert brachten endlich die Sueden beyde Völker zum Gehorsam und Christenthum. Andre Finnen flüchteten, um dem Christenthum und den schwedischen Schatzungen zu entgehen, unter den Nordpool ostwärts vor der Botnischen Bucht, und fiengen hier eben so ein Leben an, wie vor ihnen die Lappen auf den nordischen Alpen dieser Bucht: allein die Birkarle, oder schwedische Einwohner in Tawaster, machten sie endlich durch List Steuerpflichtig. In der Unions Zeit überschritten die Birkarle diese Gränzen, wodurch nachmals die schwedische Herrschaft in Lappland und Finnmark so sehr zunahm. — — Vom russischen Lappland sind die Nachrichten mangelhafter. Kareliens, nebst einem Theil von Kexholm bemächtigten sich die Russen zuerst von Ingrien aus. Die Novgoroder verbreiteten endlich ihre Herrschaft bis zum weissen Meer hinauf, und seit der Zeit hört der Handel der Norweger nach Permien auf. Sie vergaßen sogar das Land, wie Grönland, und erst die Engländer fanden es zu Ende des 16ten Jahrhundert wieder. Wir schließen mit einer Anmerkung über den ungeheuren Umfang des alten norwegischen Reichs. Es faßte nicht nur das ganze schwedische Lappland, sondern auch alles übrige bis ans Eismeer, Finnland, und das weisse Meer hin in sich. (Die Fortsetzung folgt.)

[129] Nro. XVII. Den 28. Februar 1772.

Fortsetzung des Auszugs aus Schlözers allgemeiner Geschichte des Nordens.

Als ein Anhang folgt eine kleine Abhandlung des vortreflichen Hrn. Ihre, von dem alten Quenland. Dieser Name begreift das ganze Land von Helsingland an, bis zum innersten Busen der Ostsee, oder das heutige Angermannland, Westbotnien und ganz Norrland. Wo Quenland aufhörte, fieng Schweden an, das also damals enge Gränzen hatte. Quenland heißt eigentlich ein Weiberland. Die

Annalisten des mittlern Zeitalters nannten es daher, nach ihrer albernen Gewohnheit, die einheimische Namen mit Griechischen oder Scythischen zu vertauschen, das Amazonenland, und Unwissende betrügen sich dadurch leicht, wie Rudbeck, und suchen alles, was die Alten von Amazonen sagen, in Schweden. Von den Thaten der Quenen liest man wenig; dann die neuangekommenen Gothen scheinen sie bald in die Enge getrieben zu haben. Doch hatten sie Könige, und oft mit den Sueden Händel. Auch hatten sie eine eigne Sprache, und Buchstaben, die von den Gothischsuedischen verschieden waren. Die Quenen scheinen nach der Zeit, wie sie den Suedischen Kronprinz Amund mit seinem ganzen Heer, nicht durch Tapferkeit, sondern durch List und Vergiftung, überwunden hatten, von den [130] Sueden Lappen aus Verachtung genennt worden zu seyn: dann in verschiednen Germanischen Mundarten kommt lopp, lupp, lof, für Gift vor. Die Lappen sehen würklich diesen Namen auch noch heut zu tag als einen Schimpfnamen an.

Das VI. und VII. Cap. begreift eine nähere Beschreibung des Russischen Nordens, in der Mitte des zehenden Jahrhunderts, nach den Nordischen und Byzantinischen Schriftstellern. S. 491——571. Es sind zwey Abhandlungen des berühmten Bayers, die in den Jahren 1744. und 1747. in dem 9ten und 10ten Theile der Schriften der Petersburger Akademie, unter dem Titel Geographia Russiae abgedruckt worden sind; aber erst nach des Verf. Tod, und ehe er die letzte Hand daran gelegt. Herr Schlözer hat daher zu mancherley Berichtigungen Gelegenheit gehabt.

Das VII. Cap. handelt von den Reisen der Skandinavier nach Constantinopel, und in andre Länder, seit dem 9ten Jahrhundert. Der erste Abschnitt redet von den Skandinaviern überhaupt, und ist ein Auszug aus einer Akademischen Disputation, die 1758. zu Upsal unter Herrn Ihre gehalten worden. Girkia und Girkialant bezeichnet zwar an manchen Stellen der Nordischen Schriftsteller das eigentliche Griechen-

Isländer, die Zeit, da Isleif, Sämund, Thorlak und Are Frode blühten.

Das VIII. und IX. Cap. enthalten zwey vortrefliche Abhandlungen des Herrn Ihre über das Alter der Runen in Schweden, und ihren Ursprung überhaupt. Odin, ein Zeitverwandter des Pompejus, brachte in Schweden den Gebrauch auf, zum Andenken der Verstorbenen große Steine aufzurichten: aber daraus folgt noch nicht, daß sie mit Runen beschrieben gewesen. Die gewöhnlichen Gründe vor das Alter der Runen, das einige freygebig genug bis zur Sündfluth ausdehnen, sind unzulänglich. Aus dem Saxo Grammaticus, der Olafs Sage und Rimbert, dem Biographen des heiligen Ansgarius, läßt sich nur soviel beweisen, daß sie schon vor dem 9ten Jahrhundert in Schweden bekannt, und nicht allein bekannt, sondern, wie Herr Ihre aus der großen Anzahl der Runen Metzen schließt, auch allgemein im Gebrauch gewesen. Ihre Epoche mag also bis ins 5te oder 6te Jahrhundert reichen, wenn man annimmt, daß dergleichen Entdeckungen sich nicht auf einmal ausbreiten. Wer aber hat sie nach Skandien gebracht? Odin gewiß nicht: Snorro würde sonst einer so wichtigen Sache, wie die Schreibkunst ist, unter den übrigen Anstalten Odins gewiß nicht vergessen, und Odin eher die Ulfilischen Buchstaben hergebracht haben, die weit älter, als er und Ulfilas, und seiner Sprache weit gemäßer waren. Erfunden haben sie die Skandinavier noch weniger. Einen so gewaltigen Flug des menschlichen Genies kann man von Völkern dieser Art nicht erwarten, zumal da bey ihnen keine Noth diese Kunst, wie bey andern Völkern, erfand. Ausserdem ist das Runen Alphabet der Skandischen Sprache allzuwenig angemessen. Es fehlen ihm 9 nothwendige Buchstaben, und dagegen hat es bey aller seiner Armuth zwey überflüs-[134]sige, das r Finale und das th (Thus.) Die Runen müssen also auswärts nach Schweden gekommen seyn; aber aus keinem der übrigen Nordländer. Nun sagt Rhabanus Maurus, im 9ten Jahrhundert, ausdrücklich, daß die Marcomannen, das heist, die Bewohner der March, besonders die sogenannten Ditmarsen, die nebst den

Holsteinern und Stormaren Nordalbingien bewohnten, Runen gehabt, und weil er davon als von einer zu seiner Zeit ganz gewöhnlichen Sache spricht, so müssen sie längst erfunden gewesen seyn. Darauf vergleicht der Verf. die Alemannische Sprache mit den Runen, findet 16 Runen für sie hinreichend; und glaubt nun sicher genug zu seyn, daß die Runen bey den Alemannen zu Hause sind. Aber nicht zu gedenken, daß einige Gründe des Herrn Ihre gegen die Erfindung der Runen in Skandien auch gegen die Alemannen gelten, wie kommt er von den Nordalbingiern auf die Alemannen? Die Nordalbingier waren keine Alemannen: sie waren sowohl in ihren Sitten als Sprache (Platdeutsch und Obersächsisch oder vielmehr Fränkisch) sehr von einander verschieden, und kein Schriftsteller weiß etwas von Alemannischen Runen. Herr Schlözer bemerkt diesen Sprung: er selbst aber macht gleich darauf einen vielleicht noch größern. Man hat in den neuern Zeiten Runen in Tundern bey den Wenden am Tollentner See, und in Spanien gefunden: und was folgt daraus? Daß ursprünglich ganz Europa eine Schrift, so wie eine Sprache, gehabt, daß vermuthlich die Phönicier diese Kunst zuerst in unsern Welttheil gebracht, oder daß sie vielleicht gar schon durch die Mosaischen Javaner oder Griechische Pelasger aus Kleinasien nach Italien, und nach Spanien zu den Turdetanern, gekommen. Auf diese Art wird freylich der Gordische Knoten auf einmal zerhauen: aber der Weg ist weit, und der Bey-[135]spiele zu wenig. Uns wundert, daß bey dieser ganzen Untersuchung noch niemand auf den für die Römer so furchtbaren Zug der Cymbern und Teutonen gefallen. Diese Völker rissen höchst wahrscheinlich einen Theil der vor ihnen liegenden Nordalbingier mit sich fort; dann aus der Cymbrischen Halbinsel und den übrigen kleinen Inseln allein, konnte unmöglich, die Ambronen mitgerechnet, ein so ungeheurer Völkerschwarm losbrechen. Sollten sie wohl, oder vielmehr sollten ihre Barden oder Skalden, die sie immer mit sich führten, auf dieser zehnjährigen Expedition in Gallien, Spanien und Italien, nicht Römische und Griechische

Buchstaben, sowohl aus den öffentlichen Monumenten und Tempeln, als durch Gefangne haben kennen lernen? und dieses vorausgesetzt, sollte es nicht eben so wahrscheinlich seyn, daß sich auf einem so langwierigen Zug, und bey so weniger Hoffnung eines guten Ausgangs, manche wieder in ihr altes Vaterland verlaufen, und diese Kunst, so unvollkommen sie sie auch gefaßt, als eine Beute mitgebracht haben? Aus dieser einzigen Hypothese würden sich alle Schwierigkeiten leicht erklären lassen: warum die Runen eine so offenbare und große Ähnlichkeit mit den lateinischen Buchstaben haben, und zum Theil ganz lateinisch sind? Warum *Dännemark* von den alten Isländern das Runenland, und Odin, der die schon bekannten Runen vermuthlich nur weiter ausgebreitet, das *Runenhaupt* (Runhofdi) genannt werde? Dann daß dieses nur auf die *Zauberrunen* gehen soll, ist doch weiter nichts als Commentar. — — Warum sich auch in Spanien Runen finden? Die Sueven und Vandalen, die sich im 5ten Jahrhundert in Spanien niederliessen, kamen ursprünglich von den Gegenden der Ostsee, u. s. w. Wenigstens wäre dieses alles eine Muthmaßung mehr, und eine, die doch was erklärte — — Aber wir schließen, und getrauen unsre Weit- [136] schweifigkeit nicht zu entschuldigen, wenn es nicht der Auszug selbst thut. Unsre Leser werden, wie wir hoffen, in Stand gesetzt seyn, den Werth des Werks selbst zu bestimmen: wie viele Verbindlichkeit man Herrn *Schlözern* schuldig ist, für das, was er aus andern genommen? Und wie viel Ehre ihm macht, was er selbst gethan. Überall sieht man den forschenden Geist, und hört den Mann von Genie reden. Wir rechnen Hrn. Schlözer zu den wenigen wahren Geschichtforschern, den *Mascovs*, und *Olenschlagers* unsrer Nation; ein Fach der *deutschen* Litteratur, das, die Sammler, Compendienmacher, Taglöhner und Polygraphen abgerechnet, noch immer vorzüglich dünne besetzt ist.

Englische Litteratur.

The Expedition of Humphrey Clinker. By the Author of Roderick Random. 12. 3 Vols. 7 S. 6 d. 1771.

Dieses Werk reicht zwar nicht an den Roderick Random und Peregrine-Pickle, es ist aber doch über Ferdinand Fathom, und die Adventures of an Atom, von eben dem Verfasser.

An Historical Collection of the Several Voyages and Discoveries in the South Pacific Ocean. Vol. II. Containing the Dutch Voyages. By Alex. Dalrymple, Esq. 4. 1771.

Dieser Band enthält die Reisen des le Maire und Shonten, Abel Jansen Tasman, und Jacob Roggewein. Hierzu kommen noch verschiedene Stücke von der Hand des Sammlers, worunter das merkwürdigste ein Wörterbuch von den Sprachen ist, die man auf den von le Maire und Shonten entdeckten Inseln gefunden hat.

[137] Nro. XVIII. Den 3. März. 1772.

Frankfurt und Leipzig.

C. Kramers Abhandlung über die Frage: wie in Deutschland über die ausbrechenden Religionsbeschwerden zu verfahren sey? rc. rc. 1770. 8. nebst Anhang 143 S.

Der Westphälische Friede unterscheidet sich darin von andern Friedenschlüssen, daß in ihm ausser den Staatsverhältnissen der intereßirten Mächte und Stände zugleich auch viel Rechte der Unterthanen gegen ihre Landesherrn fest gesetzt werden; wenn andere blos die Begründung der Rechte unter den Fürsten selbst zum Vorwurf haben. Natürlicherweise sind diese nicht so vielen Auslegungen, Verdrehungen, Eingriffen und Einschränkungen ausgesetzt als jene; und eben so natürlich ist es, daß die Streitigkeiten über diese viel kürzer und besser beygelegt werden können, als diejenige, welche aus dem Westphälischen Frieden über die Rechte des Stärkern und des Schwächern entstanden, und die, weil sie blos durch die Feder geführt werden, nun so häufig angewachsen sind, als sie vielleicht vor dem Schluß des Friedens waren. Das Traurigste ist, daß man sich in so langer Zeit nicht darüber vereinigen konnte: Wem die Entscheidung dieser Streitig-

keiten zukäme? Einige wollten das in dem Friedensin- [138] strument fest gesetzte Entscheidungsmittel der Localcommißionen annehmen, andere wollten blos die höchsten Reichsgerichte auch in diesen Fällen erkennen. Zu diesen gehört mit allen Catholiken und einigen Protestanten auch der Verfasser. Er beweist sehr überflüßig, daß vor dem Westphälischen Frieden die höchsten Reichsgerichte auch über die Streitigkeiten, die in weltlichen Dingen aus Religionsstörungen entstunden, sprechen konnten und oft gesprochen haben. Nachher kommt er auf den Westphälischen Frieden: und da in diesem eine eigene Art, wie die Religionsbeschwerungssachen abzuthun seyen, unleugbar fest gesetzt worden ist, so behilft er sich mit dem Unterschied zwischen den Wiederherstellungen der vor dem Friedensschluß vorgegangenen und bey der Exsecutionscommißion und Deputation damaliger Zeiten angezeigten Beschwerungen; und denen die nachher entstehen. Jene, glaubt er, seyen allein nach der im Westphälischen Frieden vorgeschriebenen Art durch Localcommißion zu entscheiden gewesen, diese aber müßten an die hohen Reichsgerichte gebracht werden. Er gründet seine Beweise 1) auf §. 7 Art. 17. I. P. Aber die Worte: siue iam exortum sit, beweisen zu viel, und der ganze §. wird vom Verfasser sehr übelangewendet, da er auf den Frieden überhaupt und nicht auf die Religionspunkte allein gehet. 2) Auf §. 54. Art. 5. Welcher §. aber auch kein Gebot, sondern nur eine Vorsicht enthält, nach welcher die hohen Reichsgerichte, wenn solche Fälle dort angebracht würden, wie freylich jedem freysteht, zu billiger und unparteyischer Entscheidung derselben mit Gliedern aus beyden Religionen besetzt werden sollen, 3) auf die Exsecutionsedikte, welche blos auf die vorliegende Turbation giengen. Werden aber deswegen die folgenden ausgeschlossen? 4) auf die Exsecutions Recesse, welche nahmentl. blos den sich ante primum exautorationis terminum meldenden Turbirten die [139] Westphälische friedensmäßige Restitution zusagten. Daraus folgt aber nur, daß die damalige Deputation nicht mit vorher angezeigten Beschwerungen sich abgeben wolle; aber gar nicht das, was der Verfasser beweisen will; daß nehmlich, wie er

§. 33. sagt: „Wer sich bis dahin nicht gemeldet von diesem privilegirten Restitutionsweg auf ewig für präcludirt anzusehn sey.“ 5) Auf die von den A. C. Verw. in der Weidischen Sache gethane Vorstellung, worinnen sie freylich schon geschehene Restitutionen von neuen Turbationen unterscheiden; denn sie sind in sich verschieden; aber sie verweisen deswegen diese nicht an die hohen Reichsgerichte. 6) Der über die Execution aufgerichtete Vergleich, dessen der Verfasser §. 37. gedenkt, schränkte sich blos auf die Liste der restituendorum ein. 7) Gründet sich der Verfasser auf die Resolution, wodurch die von den Ständen angesuchte Hemmung der schon rechtshängigen Religionssachen abgeschlagen wurde. Würden aber die hohen Stände die Hemmung gesucht haben, wenn sie von des Verfassers Sätzen so völlig überzeugt gewesen wären? 8) Auf den J. R. A. wo doch deutlich die in Nürnberg oder hier eingegebene oder noch hinführo einkommende Casus 2c. angeführt werden, 9) auf §. 193. des J. R. A. wo der Schluß von den Worten; Weg Rechtens; Mandata; gehöriger Orten; auf die Reichsgerichte nicht anders als durch eine offenbare petitionem principii gezogen werden kann. 10) Auf §. 124. des J. R. A. welcher aber wieder blos von den freywillig angehängten Sachen erklärt werden kann. Wir bescheiden uns gar wohl, daß wir über den Gegenstand dieser Abhandlung nicht zu urtheilen haben; und unsere kurze Anmerkungen, denen wir noch vieles beysetzen könnten, giengen auch nur dahin, zu zeigen, daß der Verfasser in der Wahl seiner Gründe nicht sehr glücklich gewesen ist, und daß viele andere diese Fra- [140] ge weit gründlicher erörtert haben. Nun ist nach dem Mem. C. E. de 11. Apr. 1770. die ganze Sache allem fernern Streit enthoben und klar, daß die Religionsbeschwerden an die hohen Reichsgerichte zu weisen seyn, um dort nach Anleitung des Westphälischen Friedens und der W. C. executivisch entschieden zu werden, jedoch mit Vorbehalt des C. E. den Beschwerten mit Intercessionalien an Händen zu gehen, und bey klaren Stöhrungen Localcommißionen zu erbitten. Wobey auch die Fälle, in welchen von Auslegung des Verstandes des Westphälischen

Friedens die Rede ist, als welche aus den ersten Grundsätzen an den Reichstag gehören; oder solchen, wo A. C. und Catholische Theile machen: oder die nach dem §. 6. Art. 17. J. R. A. schon über 3 Jahre rechtshängig waren; auch, wenn wir nicht irren, diejenige ausgenommen bleiben, wo zwischen dem beleidigten und dem Stöhrer 3 Jahre lang die Güte vergebens gesucht worden ist, wie die partikul vel im §. 6. Art. 17. I. P. anzuzeigen scheinet. Dieses Memorial, nebst andern schon in den öffentlichen Akten enthaltenen hierher gehörigen Staatsschriften, hat der Verf. seiner Abhandlung angehängt. Wenn er mehr im Geist der Untersuchung, als im Geist der Behauptung geschrieben hätte, so würde er einen andern Gang genommen haben; und dann würde er §. 19. den §. 6. Art. 17. des Westphälischen Frieden nicht von drey Jahren nach dem Frieden verstanden haben; da sie offenbar von drey Jahren nach angefangener jeder Controvers zu verstehen sind; noch weniger würde er, der als ein Privatschriftsteller auftratt, die Wirklichkeit des C. E. das K. M. und das Reich längst anerkannt hat, nicht durch das unbescheidene *so genanntes*, das er immer braucht, wenn er des C. E. erwähnt, in Zweifel haben ziehen wollen.

[141] Wittenberg und Zerbst.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. 2ter Theil. Bey Zimmermann, 8. 22 Bog.

Aláss the poòr Yorick! Ich besuchte dein Grab, und fand, wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Distel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: *Empfindsame Reisen durch Deutschland.* Alles hat er dem guten *Yorick* geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur schade! inwendig steckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweyten Ritt nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt: er soll schwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeschlecht gehören, mit denen er so viel im 1sten Cap. seines Traums zu thun

hat. Ihm träumt, er werde aufgehängt werden neben Pennylaß! Wir als Policeybediente des Litteraturgerichts sprechen anders, und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile beym Leben. Aber, ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnütze und schwatzende Schriftsteller Morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, tironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andre dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Es ist alles unter der Kritik, und wir würden diese Maculaturbogen nur mit zwey Worten angezeigt haben, wenn es nicht Leute gäbe, die in ihren zarten Gewissen glauben, man müsse ein solches junges Genie nicht ersticken. Um unsern Lesern nur eine Probe zu geben, welche schwere Handthierung wir treiben, dem Publiko vorzulesen, so ziehen wir einige Stellen aus. Eine kindische Nachahmungssucht, die der Herr Präceptor mit seinen Schülern in Imitationibus Ciceronianis et Curtianis nicht lächerlicher [142] treiben kann, giebt den Schlüssel zu allen den Palliassestreichen, womit er seinem Meister Yorick vor unsern Augen nachhinkt. Yorick empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorick wird von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber steht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und gaukelt aus seinem Sacke was vor. Ein Pröbchen Yorickscher Apostrophe. Bey Gellerts Grab findet er in der Dämmerung seine Beckerin wieder, die ihm ehemals den Dukaten geschenkt hatte. Hier ruft er aus: „Komm mit! Und warum komm? De Gustibus non est disputandum, könnte ich hier füglich antworten: aber ich will de gustibus disputiren, um mein ganzes deutsches Vaterland, wenn es sich von einem jungen Menschen will belehren lassen — zu belehren, welch einen falschen und unrichtigen Gebrauch es von den Wörtern: Du,

Er, Sie, Ihr, Sie, zu machen gewohnt ist. Überhaupt zu reden ist es seltsam und lächerlich, daß man sich durch ein Sie von andern muß multipliciren lassen, so wie man selbst andere damit multipliciren muß — — so wie es widersinnig ist, daß ich von jemanden, als von einer ganz fremden Person, spreche, den ich vor mir sehe, höre, — — und fühlen kann, wenn ich will — — Allein Deutschland weiß das so gut, wie ich, ohne es ändern zu können — — Also muß ich davon schweigen: Um wie viel aber würde nicht das Übel vermindert werden, wenn man den Gebrauch der Wörter dergestalt fest setzte." Er führt [143] endlich die Beckerin in sein Wirthshaus, und legt sie schlafen. Er erwacht sehr früh und hört den Hofhund bellen. „Das war mir unleidlich — — bey jedem Hau fürchtete ich, meine Mutter würde aus ihrem Schlaf auffahren — — Ich suchte in dem ganzen Zimmer nach einem Stück Brod herum. Nichts war zu finden — — Aber sollte denn ein Hundemagen nicht Biscuit verdauen können, dachte ich — — und damit eilte ich mit einem großen Stück in der Hand nach dem Hofraume — — die Bestie wollte rasend werden, so bald sie mich erblickte. — — Das ist eine Bestie κατ᾽ ἐξοχην sagte ich, und damit ergriff ich in vollem Eifer den Stock und bläuete ihm Stillschweigen ein — — Laß es gut seyn, redete ich ihn nach einigen Minuten abbittend an — — Ich will dir deine Schläge reichlich vergütigen — — Die arme Bestie krümmte sich jämmerlich — — Ich wünschte, daß ich ihm keinen Schlag gegeben hätte, oder daß mir der Hund wenigstens die Schläge zurückgeben könnte — — Aber dachte ich bey mir selbst, vielleicht verstellt sich das listige Thier nur! Nach seiner Höhe, Länge und Dicke zu rechnen, können ihm die paar Püffe, die ich ihm gegeben habe, unmöglich so wehe thun — — Noch nie hat mein von der Wahrheit in die Enge getriebenes böses Gewissen eine so feine Ausflucht ersonnen." (Ein schöner Pendant zu Yoricks Scene mit dem Mönch!) „Der Hund fuhr fort zu winseln — — hätte ich gestohlen, und man ertappte mich auf frischer That, so glaube ich immer es würde mir nicht ängstlicher zu

Muthe seyn, als mir bey dem Lamento des Hundes war" — — Endlich wird der Hund mit Eau de Lavande begossen; — — denn der Herr Präceptor sieht Blut — — „Der Hund ließ mit sich machen. Er roch den lieblichen Geruch des Wassers und leckte, und wedelte mit dem Schwanze — — Nun konnte [144] ich mich nicht länger erhalten ihn zu streicheln, ob ich gleich für seinem Bisse noch nicht sicher war — — Eine so großmüthige Überwindung des erlittenen Unrechts schien mir einer kleinen Gefahr mehr als zu würdig zu seyn. Die Hundegeschichte hatte in meiner Seele eine kleine Säure zurück gelassen, die mit den Freuden schlechterdings incompatibel war, die ich dem angebrochenen Tage bereits en gros bestimmt hatte. Ich suchte sie los zu werden, und folglich war ich sie auch schon halb los — — Es kam darauf an, daß sich meines Wirths Küchenmagd aus ihren Federn erhob. Sie that es — — Ich überraschte sie in ihrem Neglige, und machte dadurch sie und mich so beschämt, daß ich ihr geschwind ein Stück Fleisch für den Hund absforderte" &c. &c. Der Mann hat auch ein Mädchen, die er seine Naive nennt, und er thut wohl daran, wie jener, der auf sein Schild zum Bären schrieb: das ist ein Bär. Ein Gemälde von der schönen Naiven! Sie fragt ihn, ob es sein Ernst sey, wenn er sagt daß sie ihn zum glücklichsten Sterblichen mache — — „Sie zog mich ans Fenster — — nickte mit dem Kopfe, daß ich mich bücken sollte — — ergriff mich mit beyden Händen bey dem Kinne — — drehte meinen Kopf langsam hin und her — — Ihre Augen fielen bald in die Fronte, bald in die Flanke der meinigen — — diese drehten sich allemal nach der Seite der Attaque."

Von Wendungen eine Probe! „Jedoch ut Oratio mea redeat, unde — — O küssenswürdiger Cicero, durch dieses herrliche Commandowort denke ich von meiner Abschweifung eben so geschwind wieder nach Hause zu kommen, als eine Kugel in die Köpfe der Feinde durch Tann, Tapp, Feuer." — — Endlich bekommt der Verf. S. 73. ein ganzes Bataillon Kopfschmerzen, weil er was erfinden soll; und wir und unsere Leser klagen schon lange darüber.

[145] Nro. XIX. Den 6. März. 1772.

Gießen.

Bey Kriegern ist gedruckt: **Bibliothek der Griechischen Litteratur zum Academischen Gebrauch, von Joh. Fridr. Christ. Schultz, Prof. der Morgenländischen und Griechischen Litteratur in Gießen, 1772. 14 Bog.**

In unsern Bibliothekarischen Zeiten werden sich unsre Leser unter diesem Titel Kritiken über Schriften der Griechischen Litteratur denken: aber nichts weniger. Es ist eine Art von Tabelle über die Griechischen Schriftsteller, nach einem sehr weitläuftigen Plan. Erst wird das Leben eines Autors mit ein paar Worten angegeben; dann folgen die Schriften, selbst alle einzelne Abhandlungen, die besten Ausgaben, Erläuterungsschriften, und sogar auch Nachahmungen. Auf diese Art kommt hier manches vor, das man in andern Büchern dieser Art vergeblich suchen wird, und von dieser Seite kann es auch mehr als Anfängern zu einem bequemen Register dienen. Es wird uns erlaubt seyn, einige Anmerkungen zu machen, welche die Brauchbarkeit dieses nützlichen Buchs auf die Zukunft vielleicht noch mehr erweitern können. Der Herr Prof. läßt die Schriftsteller nicht, wie gewöhnlich, nach der Zeitordnung auf einander folgen. Er ordnet [146] sie vielmehr nach den Gegenständen ihrer Schriften, so daß einzelne Theile ihrer Werke, wenn sie verschiedne Materien behandeln, auch unter verschiednen Fächern vorkommen. Diese Methode scheint uns für Anfänger sehr unbequem, und bey einem so kleinen und leicht übersehbaren Felde von Litteratur überflüßig. Wer die Schriften Plutarchs überhaupt kennt, weis doch wohl ohnehin, daß seine Leben zur Geschichte, und seine Moralische Stücke zur Philosophie gehören. Hier aber muß er ein bischen System theuer genug bezahlen; die Zeitrechnung wird ihm schwerer; er kann die Gelehrsamkeit eines Jahrhunderts nicht anders, als aus zehnerley Fächern berechnen; er muß, um die Schriften eines Autors auf einmal zu übersehen, sie sehr oft aus drey bis vier Cap. zusammenlesen, und sich durchs ganze Buch herum

citiren lassen. An der Vollständigkeit überhaupt haben wir nichts auszusetzen; sie ist uns von mancher Seite nur allzugroß. Was sollen dem Anfänger alle die Schiffbrüchiche Autoren, von denen wir meistens nur einige Zeilen übrig haben? Er muß viel Geduld haben, wenn er sich von S. 45 — — 49. nur allein durch 35 Comische Schriftsteller dieser Art durcharbeiten will. Es wäre genug gewesen, nur diejenigen anzuführen, die in ihrem Fach Epoche gemacht, wie Menander, und in Ansehung der übrigen auf die Sammlungen solcher Fragmente zu verweisen. Eben diese Vollblütigkeit haben wir in Ansehung der vielen, besonders ausländischen Übersetzungen bemerkt, die zum Theil längst von ihren eignen Nationen vergessen sind. Wen unter uns intereßirt denn wohl des Castellvetro Italienische Übersetzung der Poetik des Aristoteles vom Jahr 1570. oder die Böhmische des Josephus 1553? Aber es ist immer der Fehler unsrer arbeitsamen Litteratoren, daß sie in der Vollständigkeit ihr Hauptverdienst setzen; freylich ein [147] leichtes Verdienst! Wer die Litterargeschichte so weitläuftig treiben will, muß ohnehin eine größere Compilation zur Hand haben; dem Anfänger verekelt es nur dieses Studium. Von einer andern Seite ist uns das Buch zu wenig vollständig; es fehlen zu viele Bücher, die nothwendig hieher gehören. Bey den Übersetzungen wollen wir uns nicht aufhalten: wir vermißten aber gleich Anfangs die Goldhagische von Pansanias, und andre minder wichtige. Auch ist der Verf. der Lemgoer Übers. des Dionysius von Halicarnaß kein Ungenannter; auf dem Titel steht: Johann Lorenz Benzler. Neben dieser könnte die schöne Lat. Üb. des Ämilius Portus stehen. Wir kommen zu den Originalen. Daß unter den spätern Werken der Griechen Cointus, Coluthus, die Griechische Anthologie, und andre fehlen, die dem Anfänger wenigstens dem Namen nach nicht unbekannt seyn dürfen, daß Suidas nur beyläufig in einer Parenthesis vorkommt, läßt sich vielleicht mit besondern Absichten des Verf. entschuldigen. Aber neben dem Aquila, Symmachus und Theodotion sollte doch Nonnus nicht vergessen worden seyn.

Eben so ungern vermißten wir den für die Griechische Litteratur so wichtigen *Athenäus*, den Deipnosophisten, für den wir allenfalls den *Maschinenmeister* dieses Namens hingegeben hätten. Die Grammatiker fehlen ganz: die Herrn Auditores werden also des *Hesychius* und *Pollux* Wörterbücher, wenn sie sie nicht von Schulen mitgebracht, nicht kennen lernen. Wir könnten noch eine ziemliche Nachlese halten, wie Kenner bey der Vergleichung bald finden werden; aber es mag genug seyn. Eben so hätte der Verfasser in der Angabe der Editionen immer etwas vollständiger seyn können, zumal da er sie nur mit einem Wort bemerkt. Eine gute Kenntniß und richtige Beurtheilung der brauchbarsten Ausgaben ist [148] gerade die Hauptsache, warum ein junger Mensch ein Collegium von der Art besuchen soll: das übrige findet er an hundert Orten. Wenn man aber einem Anfänger von einem wichtigen Schriftsteller etwa nur eine prächtige Englische oder Holländische Ausgabe hernennt, die er wohl niemals kaufen, oder, wenn er es will, selten haben kann, vielleicht niemals zu Gesicht bekommt, so hat er dadurch weiter nichts, als einen gelehrten Namen mehr gelernt. Diese muß er wissen, aber noch mehr diejenige, die ihm am meisten vorkommen, und er am ersten nützen kann. Hier und da bemerkten wir nicht einmal die *beste* Ausgabe, und unter den guten und *leicht zu habenden* Handeditionen fehlen viele, auch mehrere neuerlich abgedruckte einzelne Stücke der Alten. Zuweilen streut der Verfasser kleine Urtheile ein, die wir nicht immer unterschreiben möchten. *Sappho* war gewiß mehr, als im *eigentlichen Verstand die Karschin der Griechen*.

In der *Vorrede* kündigt Herr S. zum Vortheil derer, die diese Schrift, ohne weitern Unterricht als ein Handbuch, gebrauchen wollen, ein weitläuftiges Werk an, das im eigentlichen Verstand *kritisch* seyn soll. In diesem will er sonderlich den Plan eines jeden einzelnen Aufsatzes dieser Schriftsteller, ein kritisches Verzeichniß aller ihm bekannten Ausgaben, nebst einer Anzeige ihrer Vorzüge und Fehler, so wie auch aller ihm bekannten Handschriften, und eine genaue Beurtheilung

dessen, was der Fleiß der Commentatoren schon daran gethan hat, und was ihm noch künftig zu bearbeiten übrig gelassen ist, mittheilen. Der Plan ist groß: wenn ihn der Herr Prof. glücklich ausführt, so wird er mehr als unser zweyter Fabricius seyn. Auch verspricht er eine neue Ausgabe des Aristhänets und Heliodors.

[149] Göttingen.

Musenalmanach. 1772. bey J. C. Dieterich, 230 S. 12. ohne den Kalender und das Register.

Der Musenalmanach des Herrn Boie ist dieses Jahr das angenehmste Portefeuille für den wahren Kenner der deutschen Dichtkunst. So wohl im äussern als inneren Werthe hat er sehr vieles vor den ersten beyden Jahrgängen voraus. Die zu den Monaten gehörige Kupfer fehlen diesesmal, allein dagegen findet man nach den berühmtesten Gemmen des Alterthums artige Zeichnungen von Herrn Meil, zu Vignetten. Die Gedichte sind durch die ganze Sammlung so wol gewählt, daß man nicht ein einziges wegstreichen könnte, das ganz und gar schlecht wäre. Unter vielen blos angenehmen, minder wichtigen Stücken finden sich Produktionen unsrer ersten Köpfe. Für Eingebungen des wahren Genies halten wir, nach unsrer Empfindung, ausser den Werken Ramlers, Gleims, Denis besonders, alles, was sich von Herrn Claudius herschreibt, die Stücke unter O. M. D. Frh. v. N. Schmitt, Barde Ringulph. Neben an stehen diejenige, die leichter Witz, und gute Versification empfiehlt, wie alles von Herrn Zachariä, Gotter, Blum, Eschenburg u. s. w. Die minder bedeutende finden sich wohl unter den Buchstaben J. P. U. Ur. B. Bn. Wm. X. Y. Den Einfällen des Herrn Henßler wünschten wir zum Epigramm mehr Neuheit und Salz, und das Dörfchen des Herrn U. setzen wir auch nicht in unsre Geographie des Geschmacks. Im Ganzen macht indessen diese Sammlung Deutschland Ehre, und wir hoffen, daß Herr Boie durch die Sorgfalt, womit er alles schlechte zu entfernen sucht, künftig mehr wahre Dichter einladen werde, auch die in diesem Jahrgang noch

mittelmäßige Pro=[150]duktionen durch reichhaltigere Werke des Genies zu verdrängen. Wenn wird die Muse Deutschlands endlich ohne Rücksicht auf Parterr und Publikum dichten, nicht aufmerken, ob sie gehört wird, sondern ob sie begeistert ist!

Unsern Lesern wird es nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen folgende zwey Gedichte aus dem beliebten Almanach hier abschreiben.

Das Vergnügen.

Es gleichet das Vergnügen einem Kinde,
Das uns die lange Zeit versüßt;
Das man entzückt in seine Arme schließt,
Ob man ihm gleich, an welcher Linde
Es einst gebohren ward, nicht aus den Augen liest.
Was mich betrifft, ich küß es, wo ichs finde;
Und rathe jedem wohlgemeynt,
Er küß es ebenfalls geschwinde,
Und herzlich, wann es ihm erscheint.
Nur grübl er nicht zu viel, wenn es gefallen sollte,
Wer seine Eltern sind. Es ist dem Grübeln feind,
Und fliehet dann gewiß, und weint.
Entflohe Psychen nicht der allertreuste Freund,
So bald sie ihn beleuchten wollte? O.

An die Nachtigall.

Er liegt, und schläft an meinem Herzen,
(Mein guter Engel sang ihn ein,)
Und ich kann fröhlich seyn und scherzen,
Kann jeder Blum und jedes Blatts mich freun.
Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing mir den Amor nicht wach! Claudius.

[151] **Leipzig.**

Journal für die Liebhaber der Litteratur. 2tes Stück, bey Christian Gottlob Hilscher, 8.

Schulübungen, und zwar von den elendesten! Virgil und Horaz werden in die schwerfälligste Prose zerstückt, und

auf dem Sylbenmaaß von Ramler und Zachariä die deutlichsten Worte hergezählt. Ich möchte nicht der Herr Senator Lochner in Görlitz seyn, dem das Ding zugeschrieben wird.

Marpurg.

M. J. Friedrich Rommershausen Vorlesungen über seinen Entwurf zu einer Einleitung in das A. T. zum besten der Anfänger, herausgegeben mit Anmerkungen von D. Carl Wilhelm Robert, der Gottesgelahrtheit ordentlicher Lehrer. 1772.

Der Herausgeber hätte entweder dieses Buch vorher von der unzähligen Menge von Fehlern säubern sollen, die es itzt verunstalten, oder um seiner und Rommershausens Ehre willen das sollen seyn lassen, was es nun ist; unverdaute Hefen eines jungen Magisters, der der Sache nicht gewachsen war, von welcher er ein Collegium las. Herr Robert hat Anmerkungen dabey gesetzt; aber die sind sehr unbedeutend. Wie war es dem Manne möglich, damit wir doch nur ein Beyspiel anführen, S. 251. den seel. Rommershausen grundgelehrt beweisen zu lassen, daß die LXX bey Psalm XXIX, 2. nicht den samaritanischen, sondern den hebräischen Text vor sich gehabt haben, wenn er von der Materie spricht, ob der Pentateuchus derselben aus dem Hebräischen oder Samaritanischen gemacht sey? Welcher Anfänger hat wohl je einen solchen Schnitzer gemacht? Aber was soll [152] man von demjenigen sagen, der solche Schnitzer unter seiner Garantie zum Besten der Anfänger heraus gegeben hat?

Englische Litteratur.

The drunken News-writer; a Comic Interlude: as it is performed at the Theatre Royal in the Haymarket with a new sung, set to music and sung in Character, 8. 6. d.

Hier macht der trunkne Zeitungsschreiber, wie im Pygmalion des Rousseau, die einzige spielende Person des Stücks aus. Ungemein viel Laune herrscht durchgehends.

The Captives: or the History of Charles Arlington, Esq. and miss Louisa Sommerville. 12. 3 Vols. 7 S. 6 d. 1771.

Wunderbare und unglaubliche Geschichten, die eben so sehr beleidigen als die gemeine Manier, womit sie gesagt sind.

Dido; a Comic Opera. 1 S. 1771.

Es ist die travestirte Geschichte der Dido und des Äneas, von eben dem Verf. der den Homer in burlesken Versen geliefert hat.

Summary and free Reflections on various Subjects. 12. 2 S. 1771.

Eine übelgerathene Nachahmung der unzusammenhängenden Manier des Montaigne. Der Geist des Originals fehlt.

Litteraturneuigkeiten.

Schwedenborg ist vor kurzem mit Tod abgegangen.

Herr Prof. Riedel geht nicht nach Wien, obgleich sein Beruf eine ausgemachte Sache war. Die wahre Ursach davon liegt theils in der Ferne, theils in der Nähe.

[153] Nro. XX. Den 10. März. 1772.

Leipzig.

Le Comedie di Terenzio tradotte in versi sciolti da Nic. Fortiguerri col Commentario tedesco. 1772. 1 Alph. 8 Bog.

(Ist in der Fleischerischen Buchhandlung allhier zu haben für 1 fl. 20 kr.)

So sehr sich verschiedene Gelehrte über die Übersetzungen der Alten beschweren, und sie als die Hauptursachen des Verfalls von der Kenntniß der gelehrten Sprachen ansehen, so gerne sehen wir sie, wenn sie wohl gerathen sind. Nicht der Sprachen Kenner, sondern der lesende Theil des Publikums, von welchem so wenige die alten Sprachen zu lernen Gelegenheit haben, setzt den Geschmack fest; und wenn dieser Theil die alten kennt, und durch gute Übersetzungen nach ihnen sein Gefühl bildet, so ist immer mehr Hoffnung zu einem allgemeinen guten Geschmack vorhanden, als wenn die

Schriftsteller des Alterthums blos in den Cabinetten der Gelehrten verschlossen bleiben. Fortiguerri hat den Italienischen Schönen, und den ungelehrten Lesern dieser Nation also einen angenehmen Dienst erwiesen, da er ihnen den Terenz in ihrer eigenen Sprache zu lesen gab. Seine Übersetzung ist auch, so weit wir sie zusammen gehalten haben, noch ganz [154] richtig, ob man ihm gleich, ich weiß nicht was für einen Zwang, und eine gewisse lateinische Wortfügung anmerkt, die einem Italienischen Ohr noch viel empfindlicher seyn muß, als dem unsrigen. Allzugroße Treu im Übersetzen macht wirklich untreu. Z. B. Wenn Terenz sagt, bona verba quaeso! das im Deutschen etwa durch, ey das wäre, und im Italienischen vielleicht durch das comische: Cospetto oder dergleichen zu übersetzen wäre, so sagt Fortiguerri: buone parole in grazia. Wenn Terenz gleich im Anfang der Andria sagt:

Quod plerique omnes faciunt adolescentuli
Ut animum ad aliquod studium adiungant; aut equos
Alere, aut canes ad venandum, aut ad philosophos,
Horum ille nihil egregie praeter caetera
Studebat, et tamen omnia haec mediocriter.

So läßt sich der Italiener durch das studium und studebat so verführen, daß er den Sinn ganz verkehrt ausdrückt. Bey ihm sagt der Alte:

Ora siccome gli alteri giovanetti
Che dansi a qualche studio, o di Cavalli
O di Cani da Caccia, o pur d'andare
A questo o a quello Filosofo, nessuna
Egli di queste cose egregiamente
Apprese, ma però di tutte n'era
Mezzamente istrutto, ed io godeane.

Darüber hätte sich der Vater wohl nicht freuen sollen. Anstatt studio, sollte hier offenbar passione, oder inclinazione stehn; anstatt apprese, etwa si abandonava, si fogava oder dergleichen; anstatt mezzamente istrutto, vielleicht pigliava qualche gusto, [155] oder so etwas; und denn wäre der Sinn des Terenz herausgekommen, der sagen will: Pamphilus

hätte keine Hauptleidenschaft gehabt, ohne deswegen ganz indolent oder unempfindlich zu seyn. Wir könnten noch mehr dergleichen Stellen anführen. Die gedrungene sententiöse Schreibart des Terenz vermissen wir oft ganz. Z. B. den bekannten und vortreflichen Zug in dem Heaut. homo sum, nihil humani a me alienum puto, giebt der Übersetzer durch folgende zween langweilige Verse:

Uomo son io e ciò che ad uomo s'aspetta
Stimo negozio proprio e m'appartiene.

Oft ist es ihm aber auch geglückt, dem Geist des Terenz ziemlich nahe zu kommen, wie z. B. in der rührenden Klage des Clinia, Heaut. A. 2. S. 2. v. 15. Da sagt der Italiener:

O Giove, e dove mai la fede alberga!
Mentre io per tua Cagion lascio la patria
E vo ramingo per paesi strani,
Fuori di senno per amarti troppo.
Tu in questo mentre ti facesti ricca
Antifila, e in cotante aspere sciagure
Ingrata mi lasciasti!

Ausser der Musik in dem Lateinischen, für welche der rührende Fall, ingrata mi lasciasti, uns nicht ganz schadlos hält, und ausser der bitteren Verweilung auf dem langen Wort conlocupletasti, das dem Jüngling so tief durch die Seele drang, ist diese Stelle sehr genau und mit der ganzen Empfindung ausgedruckt worden, die ihr eigen ist. Auch solche Stellen sind nicht selten, und die Italiener können mit ihrem Übersetzer wenigstens eben so zufrieden seyn, als die Franzosen mit ihrer Dacier und vielleicht auch mit ihrem Monnier — — Aber was sollen denn nun wir mit dieser Übersetzung [156] thun? „Italienisch sollen wir daraus lernen,“ sagt der Herausgeber. Und warum sollen wir denn nicht eine fremde Sprache lieber aus solchen Büchern lernen, in welchen wir zugleich Geist, Denkungsart und Wortfügung der Nation fühlen und fassen können? Ein Übersetzer mag noch so gut seyn, so wird er doch nie seiner eigenen Sprache treu genug seyn, um auch sich nicht oft nach derjenigen zu fügen, aus welcher

er übersetzt. Er muß die Gedanken verbinden, wie sie ihm vorgeschrieben sind; er kann die Begriffe nicht vortragen, welche seiner Nation original sind, und in welchen die Sprache immer ihre meiste Stärke hat; er muß oft umschreiben, muß sich oft mit uneigentlichen, unbestimmten Ausdrücken befriedigen; und sieht aller Kunst zum Trotz doch immer so aus, als wie ein Chineser, der zum erstenmal ein deutsches Kleid anlegt. Wir wissen es also dem Herausgeber wenig Dank, daß er uns mit einem Buche beschenkt hat, das uns zum Lesen überflüßig und zu Erlernung der Sprache wohl gar schädlich ist. Wir hätten lieber gewünscht, daß er uns einen guten Dante oder Petrarca oder einen Zappi oder einen Boccagio wohlfeil hätte abdrucken lassen, oder daß er uns, wenn er für die Schüler besorgt seyn wollte, lieber eine Scelta, aber in besserm Geschmack, als diejenige ist, die wir schon haben, aus ursprünglichen Italienischen guten Büchern hätte schenken wollen. Doch wollten wir dabey die deutschen Noten, die er dem Terenz beygefügt hat, verbitten. Wer Italienisch lernen will, der muß sich es nicht verdrießen lassen, ein Wörterbuch zur Hand zu nehmen; und kommen schwere Wortfügungen und alte Wörter vor, so können sie durch leichtere und bekanntere in den Anmerkungen erklärt werden. Ohne dieses betreffen die deutschen Anmerkungen des Herausgebers von diesem Terenz meist ganz geringe Kleinigkeiten, die der Schüler, welcher den Terenz [157] erklären soll, längst wissen muß. Z. B. daß Spagliare irren, Saviezza Weisheit, Sciagura Unglück, Tosse der Husten heist, u. d. g. brauchte wohl nicht in einer Anmerkung erinnert zu werden, oder es hätte zu einem jeden Wort eine gesetzt werden müssen.

Nürnberg.

Bibliotheca librorum rariorum universalis, oder vollständiges Verzeichniß rarer Bücher, aus den besten Schriftstellern zusammen getragen und aus eigner Erfahrung vermehrt, von Johann Jacob Bauer. Erster Theil 1770. 8. 1 Alph. Zweyter Theil 1771. 1 Alph. Dritter Theil 1771. 1 Alph. (der vierte und letzte Theil wird künftige Ostermesse erscheinen.)

Der Einfall, den Freunden der gelehrten Geschichte die ganze Summe der seltnen Bücher vor Augen zu legen, ist in der That nicht verwerflich, und man könnte deswegen den Verfassern ein ganz artiges Compliment machen, wenn sie nur ihr Werk mit mehr Fleiß und Genauigkeit ausgeführt hätten. In der That aber haben sie etwas so unvollständiges geliefert, daß man sich wundern muß, wie Herr Bauer und diejenige, die sein Werk fortgesetzt haben, noch eine so große Menge seltner Bücher haben übergehen können, da sie doch die Schriften, worinnen sie dieselben hätten finden können, mehr als einmal angeführt und folglich selbst in den Händen gehabt zu haben scheinen.

Vor dem ersten und dritten Theile steht von Schriften, worinnen Nachrichten von alten und raren Büchern gegeben werden, ein Verzeichniß, das man wohl nirgends vollständiger finden wird. Indessen hätten doch noch einige Bücher hier angeführt [158] werden sollen, die den Sammlern zur Vermeidung vieler Fehler gute Dienste hätten leisten können: Unter andern Oudini Commentar. de Scriptor. Ecclesiasticis, Gottf. Olearii Biblioth. Scriptor. eccles. Fabricii Biblioth. mediae et infimae latinitatis etc. Diese und dergleichen Bücher empfehlen wir zum voraus sehr zum Nachlesen bey der Verfertigung der Supplemententheile. Man kann daraus von manchen Büchern viele seltnere Ausgaben, als in dieser Bibliothek angeführt worden, und zugleich viele Schriftsteller kennen lernen, deren Schriften sehr selten geworden sind, und die man gleichwohl hier übergangen hat.

Im ersten Theile sind nicht allein einige sehr seltne Schriften von dem Erzbischoffe Anthoninus, z. B. sein Confessionale von 1478. und die drey Theile vom Historiali oder den Chronicis zu Basel 1491. von Frobenius gedruckt, ganz ausgelassen, sondern auch selbst von der S. 24. angeführten Summa theolog. moralis hat man noch ungleich ältere und seltnere Ausgaben, als die Basler von 1511. Wenigstens hätte die erste überaus rare Edition von diesem großen Werke, welche zu Nürnberg 1477 — — 1479. herauskam, und die sich der Recensent in einer benachbarten

Universitätsbibliothek gesehen zu haben erinnert, nicht vergessen werden sollen. Nächst dieser hat man noch viele sehr seltne Ausgaben von diesem Werke, welche ebenfalls in dem Jahrhunderte der erfundnen Buchdruckerey zu Nürnberg, Venedig, Memmingen, Strasburg ꝛc. veranstaltet worden sind; wovon Röder in seinem Catalogo, Olearius, Fabricius und viele andre nachgeschlagen werden können. Von den Schriften Petri de Aquila und Joh. de Ausmo findet man hier nicht die geringste Nachricht. (vid. Oudinus l. c. Tom. III.) Von des Augustini epistolis hat man eine viel ältere und kostbarere Edition, welche Fabricius in [159] Bibl. Lat. libr. IV. pag. 3. anführt. So ist uns auch von seinem Buche de Trinitate, eine sehr alte Edition, ohne Jahrzahl und Druckort bekannt; welche so wie die vorhergehenden in der Universitätsbibliothek zu Gießen befindlich sind. S. 71. sollte von den Epistolis St. Bernardi die rare Basler Edition von 1494. nicht ausgelassen worden seyn. Unter den seltnen Editionen der lateinischen Bibeln fehlen unter andern die von Ulm 1480. (vid. Engelii Biblioth. Select. part. 1. pag. 18. und Biblioth. Bunau. Tom. 1. pag. 13.) die von Nürnberg 1482. welche Röder in seinem Catalogo anführt, die von Lion 1520. in Folio durch Joh. Maricon ꝛc. Zu den rarsten Editionen von Boetii libr. de Consolat. philos. gehöret vornehmlich die Hagenauer vom J. 1491. in 4to. Von Durandi Rationali diuinorum officiorum giebt es noch mehr sehr rare Editionen; und die ausserordentlich seltne Decretales Pontificum, zu Basel 1496. gedruckt, sucht man hier vergebens.

Dem zweyten Theile sind, nicht unschicklich, die Westphälischen Briefe über die Bücher, welche auf obrigkeitlichen Befehl verbrannt worden, vorgedruckt; die aber freylich noch sehr unvollständige Nachrichten über diese Materie enthalten. Auch in diesem Theile fehlen viele der seltensten Bücher, z. B. die Edition von des Hieronymus Briefen, welche zu Maynz 1470. von Peter Schoiffer von Gernsheim, der noch gewissermaßen unter die Erfinder der Buchdruckerkunst gerechnet werden kann,

ist gedruckt worden. Hieronymi liber de vitis patrum etc. ist auch 1482. und 1483. zu Nürnberg herausgekommen. (vid. Roederi Catal.) Von Iustiniani institutionibus ist die Basler Edition vom Jahr 1481. nicht angeführt worden. Wie viele dergleichen Nachläßigkeiten könnten wir noch anführen, wenn wir Raum und Zeit dazu hätten. Aber gnug [160] für dießmal zum Beweise, wie viel noch an der Vollständigkeit dieser Bibliothek fehlet.

Berlin und Leipzig.

D. A. F. Büschings — — Chronologischer Grundriß der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauch der Gymnasien. Zweyte Auflage, 1771. 8. 56 S.

Ob die hier angebrachte Abtheilung nach Jahrtausenden, so wie die nach Jahrhunderten, eben so vorzüglich ist, und ob gegenwärtiger Grundriß, so wie er jetzt aussieht, bey dem historischen Unterricht so große Erleichterung verschaffen werde, als manche mit Hrn. B. glauben möchten, wissen wir nicht. Uns dünkt, manches, besonders in der ältern Geschichte, hätte entweder kürzer gefaßt, oder weggelassen, und dafür mehreres aus der Neuern, die doch immer der interessanteste Theil der Geschichte bleibt, und worin sich die meiste Gewißheit noch erhalten läßt, hergesetzt werden können. Dahin rechnen wir die Hauptveränderungen, die in der Reiche Verfassung und innerlichem Wohlstand, namentlich in der Einrichtung des deutschen Reichs vorgegangen; die größten Regenten jedes Reichs; merkwürdigsten Kriege und Friedensschlüsse; wichtigsten Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften und dergleichen. — — Allemal glauben wir aber, daß Synchronistische Tabellen, darauf in verschiednen neben einander stehenden Columnen, die wichtigsten Punkte aus der bürgerlichen- (diese könnte wieder etliche Columnen nach den Hauptreichen ausmachen) Kirchen- und Gelehrten Geschichte verzeichnet wären, in allem Betracht vorzüglicher seyn würden, für den Lehrer bey dem historischen Unterricht, so wie für den Liebhaber und Anfänger, welche sie im historischen Studio weit besser, als einen Leitfaden gebrauchen,

und den Zusammenhang und die Verbindung der Weltbegebenheiten dadurch eher einsehen lernen könnten.

[161] Nro. XXI. Den 13. März. 1772.

London.

An Enquiry into the general Effects of Heat; with observations on the Theories of Mixture. In two Parts. Illustrated with a Variety of Experiments tending to explain and deduce from Principles some of the most common Appearances in Nature, with an Appendix on the form and use of the principal Vessels containing the Subjects on which the Effects of Heat and Mixture are to be produced. 8. 2 S. Nourse, 1770.

In dieser Untersuchung, über die verborgene Hitze, finden wir viel Wahres und hier und da neue Aussichten. Der Autor schreibt diese Beobachtungen dem D. Black Prof. der Chemie zu Edinburgh zu. Er glaubt, daß die Körper einen gewissen Grad von Hitze verschlucken, der verborgen und unbeobachtet in gewissen Umständen bleibt; und daß die flüßige Körper einen großen Theil dieser verborgnen Hitze enthalten, die, wenn sie auch nicht gleich merklich würkt, d. i. von einem Körper zum andern übergeht, doch die Flüssigkeit zuwegebringt, oder unterhält. Er behauptet, daß die verborgene Hitze niemals verschwindet, oder ihren Einfluß zu Erhaltung der Flüßigkeit verliehret, bis die Kälte so sehr die Oberhand hat, daß [162] sie das Fluidum zum Gefrierpunkt bringt; daß sie alsdann nach und nach verschwindet, sonsten würde der flüßige Körper auf einmal in Eis verwandelt werden; welches aber nicht geschieht, indem die Kälte immer nach und nach wächst, und von langer Dauer ist, ehe das Fluidum eine solide Gestalt annimmt.

Die Absorption der verborgenen Hitze sieht man auch bey dem Übergang eines soliden Körpers in einen flüßigen, wie Eis zu Wasser. Hier wird eine sehr große Quantität Hitze absorbirt, ehe das Eis zu schmelzen anfängt, eine mehr denn hinlängliche Quantität, um die Temperatur über den Gefrier-

punkt zu bringen, wenn die also absorbirte Hitze merklich würkte, oder durch einen Thermometer könnte abgemessen werden. Was wird denn aus dieser großen Portion Hitze, die unläugbar in das Eis übergegangen ist? Sie ist vom Eis absorbirt, und liegt unmerklicher weise in ihm versteckt.

Er fragt ferner: nach einem strengen Frost wird das Wetter gemeiniglich sehr warm; woher kommt es, daß das Eis, das der Hitze der Luft ausgesetzt ist, nicht sogleich schmelzt? Und warum bleibt es noch in langen Stücken über der Erde liegen? Untersucht man es mit dem Thermometer, so wird man finden, daß jedes Stück bis auf den Gefrierpunkt abgekühlt ist. Man kann nicht läugnen, daß es von der Hitze afficirt wird, sie wird aber nicht sichtbar; also wird sie vom Eis verschluckt und bleibt verborgen. Auch bey den Eisgruben müßte es aller Vorsicht ohngeachtet doch schmelzen, wenn alle Hitze, die es annimmt, merklich würkte; allein das geschieht nicht, sondern sie bleibt absorbirt verborgen, und hat keine Circulation. Folgendes Experiment entscheidet. In ein Gefäß ward Wasser gesetzt, das bis zum Gefrierpunkt abgekühlt war, in ein anders Eis. In der ersten halben Stunde fand man die [163] Veränderung der Wärme in dem Gefäß mit Wasser, so bald es in die warme Stube gebracht wurde, 7. 8. Grad über dem Gefrierpunkt: in dem Eis bemerkte man nichts, ausser daß es ein wenig geschmolzen war, und das, was geschmolzen war, fand man durch das Thermometer eben so kalt wie das Eis. So hiengen die Gefäße $11^1/_2$ Stunde bis das Eis ganz geschmolzen war. Da nun jedes Gefäß von der Wärme des Zimmers, in die es war gesetzt worden, ohngefehr 7 Grad Hitze jede halbe Stunde annahm, so ist klar, daß das Gefäß mit Eis am Ende der $11^1/_2$ Stunde über 140 Grad Hitze angenommen habe; oder die Quantität von Hitze, die in das Gefäß übergieng, muste währender Zeit zu dieser ermeldeten Anzahl von Graden gestiegen seyn. Aber diese Hitze würkte nicht bey der Schmelzung des Eises; denn sonsten hätte es sich eben so gut, wie beym Wasser in der ersten halben Stunde zeigen müssen, da die 7. 8. Grad Hitze in das Eis getreten waren; sondern diese Würkung

zeigte sich nicht eher, als am Ende der 23 halben Stunden, wann erst 140 Grad Hitze und drüber nach und nach in diese Substanz übergegangen waren. Diese Hitze würkte also nicht merklich, sondern sie war verborgen und absorbirt.

Man könnte den Einwurf machen: daß die durch die Luft mitgetheilte Hitze nicht in das Eis eindringe, sondern von ihr zurück gestossen werde: aber, das kann nicht seyn. Denn wenn man eine Quantität warm Wasser auf das Eis schüttet, so schmelzt diese Substanz gewissermaßen augenblicklich, ohne im geringsten die Hitze zurück zu stoßen, die es einzunehmen genöthigt wird. Durch diese Theorie erklärt sich auch das Experiment der künstlichen Kälte aus Schneewasser und Salz. Wenn diese beyden Substanzen gemischt werden, so wird die merkliche Kälte zur verborgenen, daher muß die Mischung nun merklich [164] kälter scheinen; zu gleicher Zeit würkt die verborgne Hitze gewöhnlicher weise und hält die Mischung flüssig, die sich sonsten zur Consolidation neigte. Um mich vom Daseyn der verborgenen Hitze bey Fluidis, die schon den Punkt der Evaporation erreicht haben, zu überzeugen, thu ich eine geringe Quantität Wasser in eine mit Kork fest zugemachte Phiole, setze sie in den heißen Sand, sogleich bringe ich sie verschiedene Grade über den Siedungspunkt. Der Dampf, der sich erhebt, hat keine Luft, und nachdem ich gewartet bis ich glauben kann, daß alles Wasser in Dampf aufgelößt ist, nehme ich den Stopfen weg, in Hoffnung daß nun das Ganze verschwinden, und in Dampf werde verwandelt, und mit Gewalt aus der Phiole gestossen werden. Dieses geschieht aber nicht. Nimmt man den Mechanischen Druck weg, so erfolgt ein Kochen und eine heftige Bewegung des Wassers, während welcher ein Theil dieses Fluidi mit einer Quantität Dampf zu der Phiole heraustritt. Das überbliebene Wasser sinkt zum Siedungspunkt zurück, ob es gleich zuvor weit darüber gestanden hatte. Was wurde nun aus dieser Quantität Hitze? Wurde sie annihilirt? Es scheint nicht in dem Wasser, ob es gleich die Minute zuvor merklich in dasselbe würkte, in dem es den Liquor in dem Thermometer verschiedene Grade über den Siedungspunkt erhob.

Diese merkliche Hitze wird in verborgene verwandelt, und ob sie gleich nicht mehr merklich zu würken scheint, so bleibt sie doch in dem Wasser. Folgendes Experiment entscheidet.

Eine große Quantität Wasser wird in die Machina Papiniana gethan, einem heftigen Feuer ausgesetzt, und alsbald entsteht eine Wärme von 300 Grad über dem Siedungspunkt. Nachdem ich lange den Dampf in dieser wachsenden Hitze eingeschlossen, urtheilte ich, daß, wann ich die Luft zuließe, die ganze Masse Wasser augenblicklich verdünsten würde. Aber [165] ich betrog mich, obgleich, da ich den Druck wegthat, eine Quantität Dampf zu verschiedenenmalen gegen die Decke des Zimmers mit Ungestüm sprützte; so blieb doch bey weitem der größere Theil Wasser im Gefäß zurück, und das, was übrig blieb, sunk sogleich zum Siedungspunkt zurück, das ist 300 Grad niedriger, als es stand, ehe man den Druck wegthat, diese Hitze muß zuversichtlich vom Wasser absorbirt, und aus ihrer merklichen und sichtbaren Form in eine verborgne seyn verwandelt worden; dann nichts anders hätte eine so augenblickliche Veränderung hervorbringen können.

Leipzig.

Die ganze Lebensgeschichte unsers Herrn Jesu Christi nach der Zeitordnung und einer ungezwungenen Harmonie aller vier Evangelien entworfen von D. Johann Friedrich Bahrdt, gedruckt bey B. C. Breitkopf und Sohn 1772. 88. S. 8.

Der *ältere* Hr. D. B. liefert uns hier eine Harmonie der vier Evangelisten, welche wir, ihrer Gründlichkeit und gedrungnen Kürze wegen, allen Liebhabern der Schriftauslegung mit recht empfehlen können. — — Der Hr. Verf. hat seine Arbeit vornehmlich für die Leipziger Catecheten bestimmt, welche Auftrag haben, in ihren Nachmittagspredigten die Lebensgeschichte Jesu in harmonischer Ordnung mit Vergleichung aller vier Evangelisten vorzutragen. Ein Institut, welches wir an mehreren Orten eingeführt zu sehen wünschten, wo noch mit heiliger Einfalt über die lieben Evangelien und Episteln so eifrig als über die alten Kirchenlieder, gehalten

wird. Vorzüglich hat uns S. 6. die Stelle gefallen, wo der Hr. D. zu dem durch Christum vollbrachten *Erlösungswerk*, nicht nur die *Begnadigung* sondern [166] auch die *Heiligung* der Menschen rechnet und selbst die Stelle Röm. 8, 3. 4. also umschreibet: „daß Gott Christum in einer sündhaften Menschenähnlichen Natur, in die Welt gesendet hat, um der Sünde willen, zu einer solchen *Abschaffung* derselben, daß die Gerechtigkeit die das Gesetz erfodert, *in uns* erfüllet werde, dadurch eben die Genungthuung, die er (Christus) *für uns* geleistet hat, auch *in uns vollendet*, werden muß ꝛc.“ Auch darinnen hat der Hr. D. unsern völligen Beyfall, daß er das N. T. für nützlicher als das alte, und die Lesung und Erklärung des erstern für unsere Zeiten brauchbarer erklärt.

Frankfurt am Mayn.

Die Waysen, ein Schauspiel in ungebundener Rede und fünf Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt. 8. 9 Bog. mit Andräischen Schriften, kostet bey dem Verleger 24 kr.

Azelide, eine Wittwe, eine tugendhafte Dame, giebt *Nervillen*, einem armen Waysen aus Großmuth eine gleich gute Erziehung mit *Emilien*, ihrer Tochter. Sie müssen sich beyde als Bruder und Schwester ansehen und lieben lernen. Allein *Emiliens* Schönheit und vorzügliche Eigenschaften machen bald, daß *Nerville* noch etwas anders, als brüderliche Liebe, für sie fühlt. Doch sie ist die Tochter seiner Wohlthäterinn. Mehr braucht er nicht, um seine Liebe zu verbergen. Unterdessen wird er auf seinen Reisen mit *Darimant*, einem Unglücklichen, bekannt, welchem er einen wichtigen Dienst leistet. Er gewinnt ihn sehr lieb, und nimmt ihn mit sich nach Paris, ob er ihn gleich nicht in *Azelidens* Hause sehen läßt. Denn sein unglücklicher Freund will unbekannt bleiben; er selbst weiß weiter nichts von ihm, als daß er aus Indien komme, wo er sich lange aufgehalten, und daß er ein Schiff von [167] daher erwarte, welches seine erworbene Reichthümer mitbringen soll. *Azelide* und *Emilie* wissen dennoch etwas von dieser gemachten Bekanntschaft

des Nerville — — Heute entdeckt nun auf einmal Azelide der Emilie, daß sie ihre Tochter nicht sey, daß ihre Mutter bey ihrer Niederkunft gestorben, und daß sich Arist, ihr Vater, darauf nach Indien begeben, um seine schlechten Umständen zu verbessern, daß sie aber seit der Zeit keine Nachricht von ihm gehabt habe. Diese Entdeckung zerreißt Emiliens Herz auf verschiedene Art. Am Ende bleibt sie doch am meisten darauf hängen, daß sie ihren Vater ausfindig machen will. Dazu kann ihr Nerville durch seinen Freund behülflich seyn, der selbst in Indien gewesen ist. — — Kurz, es entdeckt sich nun, daß Darimant selbst Arist und der Vater Emiliens ist. Er hat aber eben die traurige Nachricht erhalten, daß das erwartete Schiff verunglückt ist, und will wieder nach Indien. So schwer es seiner Tochter wird, ihre Pflegemutter und Nervillen zu verlassen, so will sie doch mit ihrem Vater. Nerville, der nun gegen Azeliden kein Geheimniß mehr aus seiner Liebe macht, kann sich eben so wenig von Emilien trennen, und will auch mit. Dieß zwingt Azeliden, eine neue Entdeckung zu thun, daß nemlich Nerville ihr wahrer Sohn sey. Nach dem anständigen Lermen, den eine solche Entdeckung auf dem Theater hervorbringen muß, verlangt Nerville die Einwilligung seiner Mutter zu einer Verbindung mit Emilien. Azelide macht ihm Hindernisse, die aber dadurch glücklich gehoben werden, daß Arist durch eine zweyte Nachricht erfährt, der größte Theil seines Vermögens sey bey dem Schiffbruch gerettet worden; und Nerville und Emilie werden Mann und Frau. — — Der Plan ist gut angelegt und hat einen natürlichen Gang. Dieses Stück gehört unter die rührenden; und nicht unter die titulairrühren- [168] den, sondern wir haben es wirklich nicht ohne Empfindung lesen können. Bey der Vorstellung muß es noch mehr gewinnen; wenn nur nicht manche Scenen für den Zuschauer zu didactisch sind. Ich bedaure jede gute Sentenz und moralische Lection, wenn sie dazu gebraucht wird, um uns in einem Drama verdrüßlich zu machen, da sie an einem andern Orte eine gute Wirkung hätte thun können. Die

Übersetzung scheint, bis auf einige Unrichtigkeiten, ganz gut zu seyn. *Wegen ihrem Wohlseyn; wegen mir, wegen welchem* rc. ist wider die Gramatik, weil *wegen* den Genitiv erfordert. Sagt man ja doch *meinetwegen, wessentwegen* rc. — — Man schreibt *fest*, ob man gleich *Vestung* schreibt. — — *Einen Vorschlag machen* muß heißen: *einen Vorschlag thun.*

Paris.

Theorie du Luxe, ou Traité dans le quel on entreprend d'etablir que le luxe est un ressort non seulement utile, mais même indispensablement necessaire à la prosperité des états in 8. 1771.

Luxus begreift bey dem Verf. alle Dinge, die in den Händen der Künste eine andere Gestalt gewinnen, und von denen der Mensch ausser den freywilligen Produktionen der Natur Gebrauch macht. Wir glauben, daß der Verf. auch in diesem Verstande, nach dem ihm der Beweis seines Satzes allzuleicht wird, die mit der Holzaxt zugeschnittne Tische und Bänke zum Luxus rechnen muß.

[169] Nro. XXII. Den 17. März. 1772.

Leipzig.

Versuch über Shakespears Genie und Schriften, in Vergleichung mit den Dramatischen Dichtern der Griechen und Franzosen. Übersetzt von Eschenburg. 1771. 8. 17 Bog.

Wir wundern uns über die Gutherzigkeit des Publikum, wenn es, wie man ihm schon zugetraut hat, diese Rhapsodie eines jungen Menschen, der sich ohne Beruf an die Vertheidigung Shakespears wagt, als ein Meisterstück aufnehmen wird. Aber noch mehr wundern wir uns über die Gutherzigkeit des Engländers, der auftritt, und Voltairen eine Thorheit predigt und den Franzosen ein Ärgerniß. Wer sieht nicht aus dem Titel, daß hier Wasser mit dem Sieb geschöpft wird, und daß, wenn Vergleichung je unnütze war, sie es hier ist. Voltaire sucht Shakespear lächerlich zu machen.

Er aber hat schon lange im Rath der Amphictyonen Sitz und Stimme verlohren, wenn von einem Engländer und einem Rival die Rede ist. Voltaire lacht, daß sich die ganze Nation zu einem Schauspiel dränge, wo Geister, Rasende, Hexen, Feen und Unholde die Akteurs sind. Eben dieses Faktum hätte ihn, wenn er Philosoph wäre oder seyn wollte, aufmerksam machen sollen. Eine ganze Nation, und zwar eine [170] solche, die an Kenntnissen aller Art es mit allen andern Nationen aufnimmt, betrügt sich nicht in der Wahl ihres Vergnügens, und das chicaniren kommt hier zu späte. Hätte er die Ursachen dieses allgemeinen Aberglaubens an Shakespears Schönheiten aufgesucht, er würde sie bald gefunden haben.

Der Autor ist bescheiden, und sagt selbst von sich, er sey zufrieden, wenn es von ihm heiße, daß auch Er ein Buch mehr in der guten Sache des großen Shakespear geschrieben habe. Ein Buch mehr nach Pope, Warburton, Johnson, Theobald, Dodd, Hanmer, Upton, Warton und Edwards wäre nicht überflüßig, wann er Beobachtungsgeist und Gefühl genug hätte, mehr zu sehen als Sie. Ganz Unrecht hat er nie; denn er vertheidigt die Sache der Natur und Shakespears: Allein alles, was er vorbringt, ist ihm so fremde, die Ideen andrer weiß er so wenig zu verfolgen, sie unter den wahren Gesichtspunkt zusammenzubringen, daß er uns mitschwitzen macht. Er fängt von Ledäs Ey an; (O wenn doch Bossu aufstehen, und den Verfasser brüderlich umarmen könnte!) zeigt uns, was Drama und Epos ist, und demonstrirt mit dem Finger in der Höhe, daß bey dem Drama die allgemeine Absicht aller Zeiten, die Erreichung gewisser moralischer Endzwecke durch die Vorstellung einer Fabel gewesen sey. Nachher lehrt er uns, daß das Drama eine Nachahmung menschlicher Handlungen durch Handlung selbst sey; sieht in der Iliade ein moralisches Gedicht, das für den Politischen Zustand von Griechenland, die vielfältige Regenten zur Eintracht zu ermuntern aufgesetzt worden; in der Odyssee aber ein Werk das sich vor die Beschaffenheit der menschlichen Natur überhaupt schicke. Und dieser Held ficht für Shakespear! Gegen Voltairen! Wir übergehen die unkluge Aus-

fälle gegen die Franzosen, die er doch so gerne gewinnen möchte, und denen er [171] mit Angst und Mühe beweist, daß ihre Dramatische Dichter nichts taugen. Wir glauben aber, Theaterstücke für Franzosen werden und dürfen nie anders seyn, als sie sind. Das historische Drama vertheidigt er weitläuftig mit dem Exempel der Griechen, und vergißt, daß es hier darauf ankomme, zu erklären, nicht, warum Shakespear vaterländische Geschichte behandelt, sondern warum er sie so und nicht anders behandelt. Und dann hätte er sagen können, Shakespear schrieb nicht für Leser des 18. Jahrhunderts, sondern für Zuschauer seiner Zeit, die keine Geschichte auf dem Theater annahmen, als wie sie selbst gelesen hatten. Der gemeine Mann selbst weidete damals seine Liebe zum Wunderbaren und Ausserordentlichen an den tragischen Begebenheiten des Vaterlands, und diese Geschichten standen neben seinen Gebetbüchern und Romanen. Alles was auf dem Theater vorgestellt wurde, es mochte nun wahr oder erdichtet seyn, muste doch in allen kleinen Zügen mit diesen Geschichten und Romanen übereinstimmen, und dieses ist der Grund, warum in den Pastoral- oder Operastücken unsers Dichters im tragikomischen, und historischtragischen so viele Scenen und Personen vorkamen, die uns übel zusammenhängend, überflüßig, rhapsodisch scheinen. Sie waren in der Rhapsodie der Novelle, und also wäre dem Dichter übelgerathen gewesen, wann er einen Zug hätte wollen auslassen, worauf das Volk gepaßt hätte. Von diesem Zwang, den sein Zeitalter dem Dichter auflegte, hätte er ausgehen sollen, und zeigen, wie er mitten unter diesen Klippen nicht scheitert, wie er den Helden zwar alles das thun läßt, was ihm die Geschichte vorsagt, aber in seine Gesinnungen eine solche Consistenz zu legen versteht, daß die dem Anblick nach widersprechende Handlungen doch aus einer Quelle fließen. Kurz die Zauberey des Genies, das, wie bey Cervantes, alle Narren, [172] Helden und Schöpfe mit einem Interesse zu umkleiden weiß, das uns nie kalt und schläfrig läßt, und als Schöpfer aus Thon Menschen macht, die seinem Bilde ähnlich sind. Endlich geräth er in der Vertheidigung Falstaffs

bey dem 1sten Theil Henrich des IV. und dem Charakter Huberts und Königs Johann beym 2ten Theil auf das, was er längst und dringender hätte sagen sollen, und beichtet, daß Shakespear aus seinen Stücken kein Gemälde einer einzigen Leidenschaft, keinen Charakter des Patrioten und Liebhaber u. s. w. habe machen wollen. Er durfte es auch nicht im historischtragischen; denn alle Mühe und Kunst den Knoten zu schürzen und zu lösen, alle Situation, die er für dieses sein Abstraktum zugeschnitten hätte, wären verlohren gewesen, wann bey den Einmal bekannten Namen und Geschichte eine Anekdote für den Zuschauer wäre zu Grund gegangen. Alle Werke Shakespears sind daher fliegende Blätter aus dem großen Buche der Natur, Chroniken und Annalen des menschlichen Herzens, aber keine Tugendlehren in Kapitel gebracht und durch redende Exempel erläutert.

Über die Hexen und Geister Shakespears ist der Proceß schon zu lang geführt worden, als daß wir uns dabey aufhalten dürften — — Aber dem Verfasser sieht man es an, daß sie ihm bey aller ihrer Vertheidigung, doch noch den ersten Schrecken abzujagen haben. Bey Analysirung des Otho und Cinna des Corneille wird dem Franzosen, mit gleichem Maaß vergolten. Was der Verf. zu Vertheidigung von Shakespears Cäsar sagt, scheint uns auch nicht ganz richtig. Er glaubt, Shakespear habe Brutus zum Helden des Stücks machen wollen, deswegen sey Cäsar zu stolz. Cäsar ist wie er seyn soll. Ein Mensch, der 10 Jahr lang Stetigkeit genug hat, auf einen einzigen Endzweck zu arbeiten, und diesen Endzweck dahin ausführt, daß er sich eine Krone durch die [173] Freyheit und die Ruhe des Vaterlands und der Welt erkauft, der darf Gesinnungen äussern, die Stolz athmen; allein Größe der Seele wird man nie in diesem Geschöpf Shakespears verkennen, wer sie zu fühlen vermögend ist. Übrigens zeigt sich auch hier, was wir oben von den Novellen gesagt haben, und Shakespear, wie der Verf. selbsten bemerkt, folgt Schritt vor Schritt dem Plutarch. Wir haben schon so viele mit Anmerkungen und Verbesserungen herausgegebene Englische Werke, so viele Auszüge allgemeiner Weltgeschichte

u. dergl. Selten aber fällt es uns ein auf eignem Grund und Boden zu stehen. Wäre nicht Herr Ebert und vielleicht Herr Eschenburg selbst im Stande, auf wenigen Bogen zu sagen, was dieser Engländer halb wahr und kalt gesagt, und nicht gesagt hat?

Lausanne.

Hippocratis opera. Tomi IV. praefatus est Albertus de Haller. Sumptibus Franc. Grasset et Socior. 1771.

Man weiß, daß der Herr von Haller die ältesten medicinischen Schriftsteller nach und nach herauszugeben willens ist, und daß ehestens Aretäus folgt. Mit den Werken des Hippokrates macht er hier den Anfang. Er theilt sie in die wahren, ungewissen und untergeschobenen Bücher ein. Jene enthält der erste, diese der zweyte und dritte, und die letztere der vierte Band in sich. Bey jedem Buche, das wieder in besondre Kapitel abgetheilt ist, geht eine kleine Vorrede, die so wohl den Inhalt des Buchs überhaupt in sich begreift, als auch sonst noch verschiedene Erinnerungen macht, voraus. Über jedem Kapitel aber steht der besondre Inhalt desselben. Es ist zu weitläuftig die Bücher jedes Bandes namentlich nach der Reihe, wie sie Herr v. H. gewählt [174] hat, herzusetzen, aber zu erinnern ist es, daß sie hier in einer andern und neuen Ordnung erscheinen. Eigentlich hat Herr v. H. nur eine Lateinische Version liefern wollen, jenen Ärzten zu lieb, die das Griechische nicht verstehen, und doch gerne den Hippokrates lesen möchten. Ob diese Absicht wirklich durch die neue Ausgabe erreicht werde, nimmt sich der Recensent die Erlaubniß gegen den großen Mann zu zweifeln. Ärzte, die das Griechische nicht verstehen, verstehen auch, wenige Bücher des Hippokrates ausgenommen, gar selten, was die bisherigen Übersetzer sagen wollen. Ihr Latein ist meist zu gezwungen, oft allzugriechisch. Eine neue Übersetzung aber zu liefern, hat Herr v. H. nicht Musse genug; bey welcher man freylich von ihm eine ganz verständliche und vollkommene erwarten könnte. In der Vorrede zum vierten Bande sagt Herr v. H. noch, daß er bey der Correktur der

Bogen, einige Wörter seiner zum Grunde gelegten Version, durch andere, die die Sache besser ausdruckten, gegeben hätte; nur sagt er nicht, was dieß für eine Version sey. Der Recensent hat verschiedene durchgeblättert, und gefunden, daß es des Charterius seine sey, dabey bemerkt, daß die im Charterius mit anderer Schrift gedruckten Wörter und Redensarten meist abgeändert worden. Dem sey wie ihm wolle, so verdient Herr v. H. nicht sowohl von denen Ärzten, die sich mit lateinischen Versionen kümmerlich behelfen müssen, als vielmehr von denjenigen, die auch den griechischen Text lesen können, für seine neue Ausgabe vielen Dank: vornehmlich deswegen weil sie correct, bequem, abgetheilt, und mit dem Inhalt jedes Buchs und Kapitels versehen ist. Für Ärzte endlich, die studieren, ist dieses Buch, wegen der noch nachfolgenden Schriftsteller nicht wohl zu entbehren.

[175] Augspurg.

Die Vorsehung, ein Lehrgedicht, von Gustav Adolph von Amann, 1771. 3¼ Bog.

Der Verfasser eines philosophischen Lehrgedichts hat zwo Pflichten auf sich. Er muß Philosoph, er muß Dichter seyn. Beydes vermissen wir am Hrn. Verfasser. Er ist nicht Philosoph; denn alle seine Beweise gründen sich blos auf eine hypothetische Induction, und sagen mehr nicht, als was hundertmal schon gesagt worden ist: Er ist nicht Dichter; denn das mechanische der Poesie macht den Dichter noch nicht aus. Einen reinen fließenden Vers zu schreiben, und auch dieses thut der Verfasser nicht immer, einen reinen Vers zu schreiben, sagen wir, ist heut zu Tag kein Verdienst. Der Einfluß des Genies berechtigt allein zu dem ehrwürdigen misbrauchten Namen eines Dichters. Überdieses hat auch der Verf. seinen Gegenstand noch gar nicht durchdacht. Er setzt der Vorsicht blos den Zufall entgegen. Es stehen aber noch andere Dinge im Wege, die ohne Offenbahrung immer ein Räthsel geblieben wären. Niemand würde es dem Verfasser übel genommen haben, wenn er aus der Offenbahrung, die Lücken der Vernunft ergänzt, aus ihr die Lehre der Vorsehung mit

der Freyheit des Menschen vereinigt, und aus ihr die Hypothese von dem Fatum erläutert hätte. Wenn man sicher wäre, daß jeder Leser Verstand genug hätte, den Geist zu treffen, in welchem ein Schriftsteller schreibt, so könnte ein Mann von Genie solche Gegenstände blos als Philosoph bearbeiten, und in dieser Gestalt, sich in den Gränzen der bescheidenen Vernunft oft einen Scepticismus erlauben; aber, da man gewohnt ist, den Schriftsteller nicht nach der Person zu beurtheilen die er annimmt, sondern nach derjenigen welche er wirklich auf sich hat; da man glaubt, wer auf dem Theater Scapin ist, sey Scapin im ganzen Leben; so ra-[176]the ich keinem Dichter, in dem Mantel des Philosophen aufzutreten, dessen Löcher so vielen ärgerlich an denjenigen sind, die einen bessern Mantel haben, und ihn aus Caprice auf einige Stunden von sich legen, um zu sehen, wie sie der andere kleidet, und wie weit er ihnen reicht.

Dresden und Leipzig.

Thrasybulus. Oder von der Liebe zum Vaterlande. Bey Johann Nic. Gerlach Wittwe und Sohn, 1771. 8. 56 S.

Eine Schulchrie, die ohngeachtet sie nur drey und einen halben Bogen beträgt, doch zum Durchlesen viel zu lang ist. Wir dachten indessen bey ihrem Anblick, da wir sahen daß sie gut gedruckt war, und eine saubere Vignette hatte, wie der Abbe Olivet, wann er mit allem seinem Enthusiasmus vor die Schönheiten der Alten, die Menge Menschen zu einer schlechten Tragödie stürzen sahe: Cela ne fait point de mal à personne.

Frankfurt am Mayn.

Lucile ein Singspiel in einem Aufzuge. Aus dem Französischen übersetzt, und von dem Übersetzer selbst herausgegeben. 1772. 8. 4 Bog. 8. 4 Blätter mit Musik, mit Andräischen Schriften, kostet bey dem Verleger 24 kr.

Gar eine rührendseynsollende Operette! Man muß sie etwa sehen oder hören; im Lesen hat sie wenig oder gar

kein Verdienst. Diese Übersetzung empfiehlt sich dadurch, daß die Musik des Quatuors beygefügt ist, welches so sehr bewundert und von so manchem jungen Herrn getrillert worden, und welches gewiß dem teutschen Texte sein Glück nicht zu danken hat. Es thut mir, zum Exempel, um gedachten jungen Herrn, der unstreitig viel delicatesse de Sentiment haben wird, sehr leid, wenn er singen muß: Sey freundlich und geh ihm an die Hand — — Sey nur nicht karg — — Genau und richtig — — Betrüge nicht — — Sey niemals flüchtig ꝛc.

[177] Nro. XXIII. Den 20. März. 1772.

Hamburg.

Bode verlegt: **Anleitung zum Gespräch über die Religion, in kurzen Sätzen, besonders zur Unterweisung der Jugend, von Julius Gustav Alberti, 179 Seiten 8. nebst einem Anhang unter dem besondern Titel: J. G. A. Lehren der Religion. Zweyter Theil: Eine Sammlung von Schriftstellen, welche denselben theils zur Erläuterung theils zur Bestätigung dienen. 111. Seiten.**

In der Vorrede dieser lesenswürdigen Schrift klagt H. A. mit Recht über den Verfall des Christenthums, über Lauligkeit in der Religion, und besonders über den erstaunenden Leichtsinn und die Sicherheit, mit welcher die Christen in allen Ständen sich der Herrschaft ihrer Leidenschaften unterwerfen, und dabey doch der von Christo verheißenen Seeligkeit sich getrösten; und er ist darin der Meynung, die Hr. D. Bahrdt in seinen Vorschlägen geäußert hat, daß die Quelle dieses Verderbens vornehmlich in dem Mangel eines guten Unterrichts in der Religion zu suchen sey. Man unterrichtet die Kinder von Wahrheiten, die sie nicht verstehen, und man begnügt sich, ihnen Formuln beyzubringen, die auf das Herz keinen Eindruck machen. Das gilt von [178] dem Unterricht der Schulen, aber auch von dem, der aus academischen Lehrbüchern geschöpft wird. — — Besonders wird die Lehre von Gott und Jesu Christo mehr gelehrt, als für die Besserung des Herzens brauchbar, vorgetragen.

Die deutlichen Begriffe von dem, was ein Mensch thun muß, um nach den Forderungen des Evangelii selig zu werden, werden fast gänzlich vernachläßiget. Die große Frage: Wie muß ich es anfangen, wenn ich von meinen Fehlern und Leidenschaften mich losarbeiten und ein guter Mensch und ächter Christ werden will? bleibt immer unbeantwortet. Auch fehlt es, besonders in dem jugendlichen Unterrichte an der nöthigen Erklärung der biblischen Geschichte, wie fern man durch sie zur Überzeugung in der Wahrheit der christlichen Religion geführt wird. Insbesondere mangelt eine gute Auswahl beweisender Schriftstellen, so daß der Lehrling in den Jahren der Reife oft in die Versuchung kommt, nichts mehr zu glauben, weil er sieht, daß ihm in den wichtigsten Dingen, untaugliche Beweise waren aufgedrungen worden. Ferner vermißt man durchgängig eine bequeme Ordnung des Vortrags, nach welcher man von dem Leichten zum Schwerern fortschreitet; und daher mit den Lehren der natürlichen Religion den Anfang macht. Endlich giebt auch die catechetische Methode der meisten Lehrbücher für Kinder in Frag und Antwort nur allzuoft Gelegenheit, daß die Religion ein unbrauchbares Memorienwerk wird. — — Hr. A. hat deswegen die Versuche zur Verbesserung des Lehrvortrags, die schon manche würdige Männer gewagt haben, auch mit einem eigenen vermehren, und ein Modell geben wollen, wie ein Unterricht für Kinder eingerichtet werden müste, wenn er von den obgedachten Mängeln frey seyn sollte. — — „Wie weit ich nun diese Absicht erreicht habe — — sagt der bescheidene Hr. Verfasser — — dar=[179]über erwarte ich das Urtheil verständiger Leser — — ja — — ich bitte sie inständig um ihren Rath, Erinnerung und Unterweisung — — Nur das erkläre ich so feyerlich als möglich: wenn unter denen, die mich belehren wollen, sich irgend einer finden sollte, der sich auch nur von ferne die Absicht merken ließe, meine Rechtgläubigkeit in Verdacht zu ziehen; so werde ich, sobald mir diese Absicht in die Augen fällt, nicht weiter Wissenschaft davon nehmen — — Ich kenne aus der Kirchengeschichte das heillose Geschlecht solcher polemischen Seelen,

die über jeden — — Lärm schlagen — — zumal — — wenn sie sich in einer Lage befinden, wo sie mit ihren Streitschriften eine Art eines vortheilhaften Gewerbes treiben können. — —" So viel von der Vorrede. Wir wollen nun unsern Lesern kürzlich sagen, was uns an dem Buche selbst gefällt und nicht gefällt. Überhaupt genommen ist es dem Ruhm eines Alberti angemessen. Ein edler und reiner Ausdruck: Ordnung und Deutlichkeit des Vortrags; endlich der möglichste Fleiß in der Auswahl der Materien: das sind die Eigenschaften, welche diese Schrift über unzählige ihres gleichen erheben. — — Indessen sind einige Kapitel dem Herrn Verfasser vor allen andern wohl gerathen. Dahin gehört Kap. 13. wo es uns vorzüglich gefallen hat, daß wir kein so leeres Geschwätz über das Ebenbild, Fall, Zurechnung der Sünde Adams u. d. g. gefunden haben. S. 77. sind die Weissagungen der Propheten von dem Meßias, von ihrer wahren Seite vorgestellt. S. 79. Ist der seltne Satz, welcher in seiner gehörigen Einschränkung und Erklärung weniger verkannt werden sollte, anzutreffen: daß die Erscheinung des Meßias hauptsächlich auf die moralische Verbesserung des Menschen abziele. Das Kap. 15. von der Glaubwürdigkeit der Nachricht von Christo, ist vortreflich; so wie uns Kap. 20. das, was von den [180] Wirkungen des heil. Geistes gesagt worden, ausnehmend gefallen hat. Die angehängten biblischen Sprüche haben sowohl durch ihre Absonderung von dem ersten Theil, als durch ihre fast durchgängig gute Auswahl unsern völligen Beyfall. — — In Kap. 17. wo von dem Modus der Erlösung und der Gottheit Christi gehandelt wird, haben wir nicht völlige Befriedigung gefunden — — Gewundert haben wir uns, daß Kap. 17. von dem äußerlichen Gottesdienst der Alten z. B den Opfern u. d. g. nichts gesagt worden. Auch wünschten wir, daß noch mehr polemische Worte, die nur Zeichen gewisser Vorstellungsarten sind, und gar nicht zum Wesen unsres Glaubens gehören, wären weggelassen worden. Es ist unsers Erachtens ein Hauptmittel zur Verbesserung des Lehrbegriffs unseres Christenthums, zur Vermeidung aller

ferneren Ketzermacherey und Intoleranten Wortstreits, und zu allmähliger Vereinbarung der dissentirenden Kirchen zu einem allgemeinen, simpeln, und dem Vortrag Christi und seiner Apostel gemäßen Religionssystem, daß man alle die Worte wegwerfe, und aus den Lehrbüchern, vornehmlich denen für Kinder, verbanne, welche in der Bibel nicht stehen, und für die Polemik erdacht worden sind.

Leipzig.

Gedanken über eine alte Aufschrift, bey Weidmanns Erben und Reich. 1772. 8. 62 S.

Sie reden was sie wollen, mögen sie doch reden! was kümmerts mich. So heist die Aufschrift. Zwo Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, sagt der Verf. die großen und kleinen Sultane, und die Cyniker. Jene weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Frösche; diese entweder, weil sie kein Verdienst haben, und sich weder [181] über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben; oder weil sie sehen, daß sie es doch niemand recht machen können. Diese, sagt der Verf. handeln am klügsten, und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der Musarion, und des Agathons nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt; Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen, ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern. Diese wenige Blätter enthalten eine Menge vortreflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser, dem man so gerne zuhört, uns auch den Wachspuppenzustand vorgestellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben der Maxime seiner Inschrift zu folgen. Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausenden haben sie kaum zween.

Ohne Anzeige des Orts.

Poesies de Mr. D. 1771. 8. S. 124.

Die Dichtkunst und alle schöne Künste strömen aus den

Empfindungen, sind nur den Empfindungen gewiedmet, und sollten nur durch sie beurtheilt werden! Bey den Poesies de Mr. D. haben wir aber gerade nichts empfunden, als das, was ein armer Recensent so oft empfinden muß, Langeweil! Die geschmacklosesten Concetti herrschen in den Galanten; Antichamberwitz in den Comischen; Alletagsgedanken in den erhabenen Stücken; denn die sogenannte Oden gegen die Liebe, gegen die Vorurtheile, und der Gesang Mosis sollen doch wohl von dieser Classe seyn! Die Verse sind fast alle prosaisch: der Ausdruck oft fehlerhaft; Z. B. des agremens chés elle repandus; oft unerträglich preciös; Z. B. Une mala- [182] die met ses charmes à contribution; die pointe oft abentheuerlich: Z. B. Wenn er von einer Schönen Unempfindlichen am Clavier sagt:

Tel Neron autre fois une harpe à la main
Chantoit en contemplant le funeste destin
De Rome qu'il livroit à la fureur des flames.

Zur Probe der Galanterie surannée des Verf. wollen wir ein Stückchen ausschreiben, vor dem selbst Voiture, der gröste Concettist erstarrt seyn würde.

Les quatre saisons.

Je trouve en Celiméne à la fleur de ses ans
Un abregé de la nature.
L'haleine qu'elle souffle est pure
Comme le Zephir du Printems.
Contemplés un peu sa figure:
Dans le feu de ses yeux et l'eclat de son tein,
Voiés d'un bel Eté la brillante peinture,
Et dans la rondeur de son sein
L'embleme des présens que donne
Une riche et feconde Automne.
Mais quels fruits en attendre? Un etrange revers
Nous fait voir en son coeur la glace de l'hiver.

Man hätte die Vergleichung eben so sinnreich noch viel weiter treiben können. — — Diese Gedichte beschließt statt der Farce ein Brief, welcher eine Maschine des Herrn

von Campell beschreibt, die Schach spielt, und zwar nicht allein gegen einen lebendigen Spieler, sondern auch mit einer solchen Vernunft, daß sie dem Verf. einen Stein zurecht setzte, den er auf ein falsches Feld gesetzt hatte! — — So weit hat es die Kunst gebracht! Wir bitten den Herrn von Campell, zum Trost der Freunde solcher französischer Gedichte, auch eine Maschine, die Verse macht [183] zu verfertigen; doch wir vermuthen fast daß schon eine vorhanden seyn muß!

London.

Nugae antiquae being a miscellaneous of original Papers in Prose and Verse, written in the Reigns of Henry VIII. Edward VI. Mary, Elizabeth, James I. by Sir John Harrington, the Translator of Ariosto and others who lived in those times. With an Original Plate of the Princess Elizabeth; engraved, 1554. 12. 3. S. 1769.

Unsre Übersetzer, die so gerne jeden Roman übersetzt liefern, ehe er beynahe sein Tageleben in London verlebt hat, würden zuweilen besser thun, wenn sie uns dergleichen Schriften entweder ganz übersetzten, oder Auszüge davon lieferten. John Harrington ist, wie bekannt, der Verf. vieler Epigrammatischen Gedichte, und der Übersetzung des Ariosto, die ungemein zu seiner Zeit geschätzt wurde. Diese Sammlung enthält unter andern schätzbaren Gedichten auch Briefe, die einem Biographen, der Charaktere damaliger Zeiten behandelt, nicht gleichgültig seyn können. Unter andern hat uns ein Brief gefallen, den Harrington an seinen Freund Sir Hught Portmann schreibt, und worin er ihm in seiner altenglischen treuherzigen Sprache ein interessantes Bild der damaligen Unruhen und des Hofes macht. Er sagt: I left my oxen and sheep, and ventured to Court, where I find many lean kinded beastes and some not unhorned. Von der Königin Elizabeth sagt er bey den damaligen Unruhen: She disregarded every costlie cover that cometh to her table, and taketh little but manchet and succory potage. Every new message from

the city doth disturbe her; and she frowns on all the Ladies. Das hätte sie auch nun wohl ohne die Unruhen gethan. She walks [184] much in her privy chamber and stamps with her feet at ill news and thrusts her rusty sword, at times in to the arras in great rage. Ist das nicht ein Zug, der verdiente durch Zeichnung und Kupferstich aufbehalten zu werden, und der uns vielleicht erklärt, wie eine Frau, die immer ihren Degen an der Seite trug, ihn, wenn sie allein war, wüthend herauszog, und in die Tapete stieß, wie diese Frau über das Leben ihrer Verwandtin und Nebenkönigin einen so harten Ausspruch thun konnte? The dangers are over, and yet she allways Keeps a Sword by her table.

Frankfurt am Mayn.

Belisar, ein Schauspiel in ungebundener Rede und fünf Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Andräischen Schriften, 1772. 8. 6½ Bog. kostet bey dem Verleger 20 kr.

Es sind wohl unter den Marmontelischen Erzählungen einige, die sich mit Glück für das Theater bearbeiten lassen; ob aber Belisair mit darunter ist, davon hat uns wenigstens gegenwärtiges Stück nicht sehr überzeugen können. Es ist vollkommen, wie Leßing sagt, im Canzleystile der Comödie abgefaßt. Allein ein heroisches Stück, worin weder Liebe, noch interessante Situationen sind, und wo eine prahlerische stoische Tugend die ganze Verwickelung macht, ein solches Stück kann das Herz nicht sehr in Bewegung setzen. Der unveränderliche Eifer des Belisairs für einen Kayser, der einem die Augen aussticht, wenn man ihm lange genug gedient hat, ist vielleicht dasjenige, was die Franzosen für dieses Sujet einnimmt.

[185] Nro. XXIV. Den 24. März. 1772.

Cleve und Leipzig.

Hofmann verlegt: **Wilh. Alb. Bachiene, öffentlichen Lehrers der Astronomie und Geographie, und Predigers zu Mastricht, u. s. w. Historische und Geographische**

Beschreibung von Palästina, nach seinem ehmaligen und gegenwärtigen Zustande. Aus dem Holländischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Gottf. Arn. Maas, Conrector des Königl. Gymnasium zu Cleve, 1771. des zweyten Theils zweyter Band, 1 Alphabet 3 Bogen nebst 2 Landcharten.

Dieses Werk enthält, wie vielen schon aus den ersten Theilen bekannt seyn wird, eine Art von kritischer Geographie über Palästina, in der zugleich alle Stellen der heil. Schrift erklärt werden, die aus der Geographie ein Licht erwarten können. Dieser Plan würde in dem vorigen Jahrhundert, zumal unter den Landesleuten des Hrn. B. Folianten erzeugt, und durch Etymologische Weisheit und lästige Gelehrsamkeit seinem Verfasser das Vorrecht so vieler großer Männer erworben haben, immer gelobt, und wenig gelesen zu werden. Aber Herr B. hat diese Abwege glücklich vermieden; er weis [186] gelehrt zu seyn, und sehr viel nützliches, auch Neues, zu sagen, ohne zu ermüden; und auch der Ungelehrte, wenn er nur hier und da ein Hebräisches und Griechisches Wort vertragen kann, wird die unterhaltende Abwechslung von alter und neuer Geographie, Geschichte und Philologie, in einen simplen natürlichen Vortrag gekleidet, angenehm finden. Diese Vorzüge mit dem guten Exegetischen Geschmack des Verfassers und der ganzen Einrichtung des Werks zusammengenommen, geben ihm vor allen andern seiner Art einen wesentlichen Vorzug; oder vielmehr, sie machen es, wenigstens in der alten Geographie von Palästina, zu dem einzigen seiner Art. Wir hoffen daher mit einem fruchtbaren Auszug keinem unsrer Leser lästig zu seyn, zumal da ohnehin das Werk schon weitläuftiger wird, als daß es allen in die Hände kommen sollte, denen es nützlich wäre. — — Dieser Theil fängt mit der Gegend um Jerusalem, und zuerst mit Bethlehem an. Die Stadt hat ihren Namen (Brodort) vermuthlich von der fruchtbaren Gegend, in der sie liegt. Zu den Zeiten der Erzväter hieß sie Ephrata, nachher aber scheint nur die umliegende Gegend diesen Namen behalten zu haben, und Bethlehem Ephrata heißt in der bekannten Weissagung

Michä wohl nichts anders, als Bethlehem in dem Districkt Ephrata. Zuweilen wird sie durch den Zusatz Bethlehem Juda von einem andern Bethlehem im Stamm Zebulon unterschieden. In der Theilung des Landes fiel sie dem Geschlecht Davids zu, daher sie auch den Namen der Stadt Davids führt. Diese Familie scheint sich aber, wie Hr. B. aus den Beyspielen des Josephs und der Maria schließt, zu Christi Zeit von Betlehem weggezogen zu haben, vermuthlich aus Furcht vor dem Herodes, dem die Abstammung des damals erwarteten Meßias nicht unbekannt war. Aber Herodes, der überhaupt kei- [187] ne Religion hatte, bekümmerte sich wohl wenig um den Meßias, ehe ihn die sogenannten Weisen aus Morgenland aufmerksamer machten; er wuste nicht einmal den Ort, wo Christus sollte gebohren werden, und überhaupt hätte ihm bey der damaligen Beschaffenheit der Jüdischen Geschlechtsregister die Familie Davids nicht bekannt seyn können. Die Herberge, in der Maria niederkam, war ein öffentliches Gasthaus, worin Reisende mit ihrem Vieh einziehen, und sich einige Tage aufhalten konnten, nach Art der heutigen Karavanserai. Der Ort enthält heutzutag etwa 200 Hausgesinde von armseligen Mohren, Griechen und einigen wenigen lateinischen Christen. — — Jericho, oder die Palmenstadt, war ehmals nach Jerusalem die ansehnlichste Stadt im Lande. Der Ort wurde vermuthlich bald nach Josua Tode wieder zu einem Flecken erbaut, 2 Sam. X, 5. Hiel, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Nachkommen der Rahab, der auf diese Art seine Vaterstadt ehren wollte, umgab sie nur mit Mauern und Thoren, erfuhr aber auch in seiner Familie den darauf verkündigten Fluch, Vespasian zerstörte sie zum zweitenmal, aber Hadrian baute sie wieder auf, bis sie endlich im sogenannten heiligen Krieg von neuem verwüstet wurde. Jetzt stehn auf ihrer Stätte kaum noch zehn elende Hütten, und auch die Palmbäume, und Balsamstauden, die ehmals diese Stadt so berühmt machten, findet man nicht mehr, aber wohl den Baum Zackum, aus dessen Frucht man das sogenannte Zachäusöhl preßt. Bey Gilgal erinnert der Verf. daß

man nach 5 Mos. XI, 30. dem Berg Ebal und Grisim gegen über, noch ein *zweytes Gilgal* annehmen müste, und hält es vor seltsam, daß man dieses übersehen. Es haben aber schon andre vor ihm eben den Gedanken gehabt. *Bethel* hies in den ältern Zeiten *Luz*, und empfieng jenen Namen zuerst von Jacob; daß aber auch die Heid- [188] nischen Cananiter diesen neuen Namen gegen den Landesüblichen sollen vertauscht haben, wird uns aus Richt. I, 26. sehr unwahrscheinlich. Die Israeliten nannten sie freylich immer nach ihrer Art. Bethel wurde bekanntlich unter Jerobeam der zweyte Sitz der Abgötterey, und von dem abgöttischen Theil der Einwohner waren vermuthlich die Kinder, die den *Elisa* schimpften. Sie scheinen daher nicht sowohl sein Alter, oder seine körperliche Schwachheit, als vielmehr sein Lehramt, und den Dienst des wahren Gottes verspottet zu haben, und hieraus läßt sich die schwere Strafe derselben erklären. In einem so gebirgigen Lande, wie Palästina, dessen Städte auch meistens auf Bergen lagen, bekamen natürlicher weise viele dieser Städte von Bergen, Hügeln und Anhöhen ihren Namen. Daher haben öfters viele Städte einerley, oder sehr wenig verschiedne Namen, ein Umstand, der die Übersetzer und Ausleger zu häufigen Verwirrungen verleitet. Die Schwierigkeit wird dadurch noch grösser, daß öfters in den Städteregistern der Stämme eine Stadt, die auf der Gränze liegt, z. B. *Kiriath Jearim*, zu beyden Stämmen gerechnet wird, eben als wenn es zwey verschiedne Städte wären. Alle diese Abwege hat der Herr Verfasser glücklich vermieden glücklicher, als alle seine Vorgänger. Solche Bergstädte waren vorzüglich *Gibeon*, *Rama* und *Mizpa*. Weil *Gibeon* in dem Verzeichnis der Cananitischen Königs Städte nicht vorkommt, auch nie ein König dieser Stadt genennt, und in ihren Tractaten mit den Israeliten nur von *Ältesten* geredet wird, so hält sie der Verf. für *einen freyen Republicanischen Staat*; eine in den ältesten Zeiten des Orients freylich ganz ungewöhnliche Verfassung. *Rama in Benjamin* ist von *Rama in Ephraim* nicht verschieden. Die Verwirrung rührt aus dem irrigen Vor-

urtheil, daß das Gebirg Ephraim sich nur durch den Stamm Ephraim zie-[189]he, da es doch unter diesem Namen bis nach Jerusalem lief. Bey dieser Gelegenheit erklärt der Verf. S. 226. das schwere Allegatum Matth. II, 18. auf eine sehr gezwungne Art; ein Character, der seinen Schrifterklärungen nicht selten eigen ist. Der Herr Übersetzer nimmt daher, nach Herr Büschings Beyspiel, eine Accommodation an, und macht dabey eine, wie wir glauben, richtige Anmerkung: Man könnte gar wohl die Auslegungsregel annehmen: Erfüllt werden, bedeute im neuen Testament oft soviel, als: „Da ist eingetroffen, da ist in einem andern, aber ähnlichen Verstand wahr geworden, was der Prophet sagt.“ Durch diese Regel könnten verschiedne große Schwierigkeiten vermieden werden. Sie ist auch auf den gemeinen Sprachgebrauch, und wir setzen hinzu, auf die damalige jüdische Hermenevtic und Allegaten Methode, gegründet. Indessen bedarf diese Regel freylich einer gehörigen Einschränkung, wozu aber hier der Ort nicht ist. — — Mizpa im Stamm Juda und Benjamin hält der Verf nicht, wie Bonfrerius, vor einerley. Die letztere ist wahrscheinlich diejenige, wo öfters das Volk in Staatsangelegenheiten zusammen kam. Zoar, wo Lot seine Rettung fand, lag nach Herr B. an der Mittägigen, nach dem Hrn. Ueb. aber an der Mitternächtigen Spitze des Salzmeers, unweit der Mündung des Jordans, und der Zusammenhang in 1 Mos. XIII, scheint allerdings der letztern Meynung günstig zu seyn. Unter den Städten des Gebirgs Juda hält sich der Verfasser besonders bey der gleichlautenden Stadt Juta auf. Er hält sie mit Reland für diejenige Stadt, in der Maria die Elisabeth besucht; wider die allgemeine Meynung sowohl der ältesten Kirchenväter, als der heutigen Landeseinwohner, die einstimmig Hebron dafür ausgeben. Die Wahrscheinlichkeit dieser Meynung be-[190]ruht allein auf dem in der That nicht unerheblichen Grund, daß man keine Ursache sieht, warum Lucas den Namen der Stadt verschwiegen, und nur überhaupt eine Jüdische Stadt angegeben haben sollte?

Dann der andre Grund, daß Juta gerade eine Priesterstadt gewesen, in der man also den Priester Zacharias am ersten suchen könne, thut wenig zur Sache, weil auch Hebron eine war: und noch weniger der irrige Gedanke, daß Lucas in jenem Falle nicht *πολις Ιουδα*, sondern *πολις της Ιουδαιας*, wie *Κανα της Γαλιλ.* habe sagen müssen. Beydes ist gut Griechisch, man nehme eine Auslegung an, welche man wolle, und auch Matthäus sagt *Ηγεμονες Ιουδα*, nicht *της Ιουδαιας*. Hingegen wird die Stadt Juta im Hebr. und übereinstimmend damit in den LXX. und der Vulg. durch ein ט geschrieben, und Lucas braucht ein *Δ*, eine Schwierigkeit, die nicht zu verachten ist. Auch hätte in diesem Fall Maria wenigstens eine Reise von 25 Stunden zu thun gehabt, welches für einen Besuch etwas weit scheint. — — Das heutige Hebron, ein geringes Dorf, steht nicht mehr auf dem Platz der alten Stadt. Unter den Söhnen Calebs kommt im B. Josua ein Hebron vor. Einige haben daher einen Einwurf gegen die Authenticität der Mosaischen Geschichte genommen, die diese Stadt weit eher unter diesem Namen anführt, als jener Hebron gebohren worden, von dem doch, wie sie voraus setzen, die Stadt den Namen hat. Allein man darf nur bemerken, daß dieser Caleb nicht der Sohn Jephunneh, dem der District Hebron zufiel, sondern der Sohn Hesrons, und also ein ganz andrer Caleb gewesen. Machpelah hieß nach Hrn. Bach. nicht die Höle, sondern vielmehr das Feld, oder der Acker, den Abraham gekauft. Wenn die Länge des gelobten Landes von Mitternacht nach Mittag so oft durch die Entfernung [191] von Dan bis Bersaba bestimmt wird, so muß man darunter nichts anders verstehen, als daß Bersaba, die äußerste merkwürdige Stadt gegen Mittag gewesen: dann in der That lag sie von den Mittägigen Gränzen noch über 6 Stunden weg. — — Aber wir müssen abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden, und auch das, was wir gesagt, wird hoffentlich zureichen, unser Urtheil zu bestätigen. Wir setzen noch hinzu, daß Hr. Bach. in Ansehung des heutigen Zustandes von Palästina mit den neuern Reisebeschreibern nicht

immer so kritisch zu Werk geht, als Herr Büsching, aus dem ihn daher der Herr Übers. ein Mann, den man nicht mit den gemeinen Übersetzungsfabrikanten in eine Classe stellen muß, öfters theils berichtiget, theils erweitert. Aber dieses ist auch wohl bey weitem die unwichtigste Seite, von der man den Werth dieses Buchs zu beurtheilen hat.

Ohne Anzeige des Orts.

Basedows politische und moralische Reden. 1771. 8. 332. S.

Wer hier — — *ὀπα τε μεγαλην ἐκ στηθεος Και ἐπεα νιφαδεσσιν ἐοικοτα χειμεριῃσιν* (mächtige Stimme der Seel und Worte, wie rauschende Ströme) erwartet, der wird sich sehr betrogen finden; wer aber sich unterrichten will und keinen gar großen Begriff von dem Namen Reden mitbringt, der wird auch in den meisten Reden dieser Sammlung, den Geist eines wirklich großen und ehrwürdigen Basedows nicht vermissen. Außer einigen bloßen Übersetzungen französischer akademischer Complimente; sind die meisten dieser Reden von dem Herrn Herausgeber selbst bey Gelegenheiten — — aber bey solchen, bey welchen das Redenhalten nur Feyerlichkeit nicht Nothwendigkeit ist — — gehalten worden. Man kann [192] deßwegen dem Herrn Verfasser seine Rede von der Suveränität eben so wenig zur Last legen, als man uns, denen der Name politische Freyheit so süße schallt, die Beurtheilung derselben anmuthen kann. Diejenige, welche unter diesen Reden uns am besten gefallen hat, ist die von der politischen Tugend, welche dieser neuen Ausgabe angehängt ist; denn die erste Ausgabe ist im Jahr 1761. unter der Aufschrift Reden von der glückseligen Regierung Friedrich des V. herausgekommen. Diese neue Rede enthält wichtige Wahrheiten, und ist aus einem warmen, von seinem Gegenstand durchdrungenen Herzen geflossen. Wir empfehlen sie allen unsern Lesern vorzüglich. Sie hat in uns den Wunsch wieder erneuert, daß man, zumal in Freystaaten wichtige Gelegenheiten veranstalten möchte, wo Patrioten, mit dem Feuer der Beredtsamkeit, die immer

zum gemeinen Besten mehr erkaltenden Herzen ihrer Mitbürger wieder erwärmen, den Regenten Wahrheit, dem Beamten Treu, dem Volke Tugend predigen, und sich und andere wieder zu den großen Empfindungen stimmen könnten, ohne welche keine große Thaten, keine edle Verläugnungen mehr möglich sind. — — Aber freylich müßten alsdann nicht, hier der Bann, und dort Injurien Processe neben den Rostren stehn.

[193] Nro. XXV. Den 27. März. 1772.

London.

An historical Essay on the English Constitution; or an impartial Inquiry into the elective Power of the People, from the first Establishment of the Saxons in this Kingdom, wherein the Right of Parliament to tax our distant Provinces is explained and justified, upon such constitutional Principles as will afford an equal Security to the Colonists as to their Brethren at home. 8. 4 S. Dilly 1771.

Obgleich diese Schrift von der Alten Sächsischen Verfassung, nicht mit Beweisen und Urkunden unterstützt ist, so ist es doch mehr als eine scheinbare Hypothese, und alle Fakta lassen sich beynahe aus der in Deutschland noch lange fortgedauerten Sächsischen Regierungsform erklären: so wie man die Spuren, die sich davon noch bey uns finden, aus ihrer Fortdauer in England bestärken und erläutern kann. Um sie zu studieren giebt der Verf. 4 Quellen an, 1) die großen Überresten derselben, die heut zu Tage noch so wohl in dem äußern als innern Bau der Englischen Staatsverfassung übrig sind; 2) Diejenigen Einrichtungen, die heut zu Tage der Form nach noch subsistiren, ob sie gleich zu dem ursprünglichen Endzweck nicht mehr dienen, 3) [194] das dämmernde Licht der Geschichte, 4) Die bekannten Veränderungen des Staatssystems, die seit Wilhelm des erstern Zeiten, an die Stelle der ersten Einrichtungen getreten sind. Der Verf. findet bey den alten Sassen Könige, ohne eben auf ihren Ursprung zurückzugehen, den wir in die Zeiten der ersten Römischen Eroberungen setzen, wo die noch freyen Sassen,

zur Nothfreundschaft der Römer verbunden, einen Hauptbürgen, oder einen König nöthig hatten, an den sich die Römer halten konnten. Er gedenkt auch des Unterschieds nicht in gemeine und vollkommene Könige, d. i. die zugleich Priester waren; von welchem Unterschiede man bey allen Völkern in ihrem ersten Ursprunge Spuren findet. Wir machen hier ferner die Bemerkung, daß in England wohl keine andre als gemeine Könige waren; der König war nur Richter, und hatte kein Recht, (das er als Obersterpriester gehabt hätte,) über Leben und Tod, selbst im Kriege nicht. Und es ist so wahr, daß die Nation sich dieses Vorrecht vorbehalten hat, daß auch noch heut zu Tag nur das Parlament dem Feldherrn zu Kriegszeit Gewalt über Leben und Tod giebt. Das ganze Land sagt der Verf. theilte sich in thidings ein, die wir in unsrer Sprache Mannie, Mark, Gemeinheit nennen würden. Es gab zweyerley Arten von Thidings, town thiding und rural thiding; und wir erkennen auch hier den frühen Unterschied unsrer Edlen von den gemeinen Wehren, oder blosen Männern. Jede von diesen Thidings wählte alle Jahr ihren Obersten oder Richter, der für die innere Policey sorgte, und den die Communität mit der executiven Gewalt bekleidet hatte. Jede aber war unabhängig von der andren, übte vor sich ihre gesetzgebende Gewalt aus, und sorgte zugleich mit dem jährigen Richter für das Beste der ganzen Mannie oder Thiding. Die erste Verbindung welche diese Thidings unter [195] einander hatten, war bey dem Einfall der Feinde zu gemeinschaftlicher Vertheidigung. Sie nennten dieses wapentake oder weapontake, das vollkommen mit unserm deutschen Heerbann, Waffenverein, (Heermund) übereinstimmt. Diese neue Vereinigung hatte ihre besondere Versammlung, die sie wapentake-court nennten. Wenn sich nun verschiedne dieser wapentakes vereinigten, so entstand ein Shire, und diese hatten wieder ihr besonders Shiregemot oder Shire-Parliament, wo über das Beste des ganzen Shire berathschlagt wurde. Die Mitglieder des Shiregemot waren die obersten Beamten oder jährige Richter

der Thidings, welche die Thidings allzeit vorstellten. Bey diesen Shiregemots wurden die obersten Bediente des Shire erwählt, deren Wahl bereits durch die Repräsentanten des Volks und nicht durch das ganze Volk geschahe. Dieses macht die Bemerkung der Geschichtschreiber wahr, welche sagen, daß die obersten Bedienten der Shires allzeit wären erwählt worden by their peers. Dieses Shiregemot hatte nichts mehr über sich als den hohen Gerichtshof des Königreichs oder das Parliament. Der oberste Bediente des Shire hatte eben die Jurisdiction in dem Shire, als der König in dem Königreich. Er hatte alle executive Gewalt, und commandirte die Miliz en Chef. Alle Unkosten der inneren Regierung giengen nur jedes Shire blos an. Man setzte die Einkünfte gewisser Ländereyen dazu aus, und jeder Freeholder oder Wehr trug auch das Seinige dazu bey. Dieses subsistirt heut zu Tage noch, obgleich auf eine verschiedne Art; denn die innere Regierung des Königreichs ist keine Ausgabe des Staats, und gründet sich auf das billige Principium, daß diejenige Kosten, die nur einen Theil betreffen, auch nur von diesem Theil getragen, und alle Unkosten die das Ganze angehen, von dem Ganzen getragen werden. Auf eben diese Art entstand [196] aus den Shires das Königreich, und allzeit geschah es nach gleichen Grundsätzen. Der König war nur der oberste Richter, der zugleich mit den Repräsentanten oder obersten Beamten jedes Shire gemeinschaftlich das Beste des Ganzen besorgte. Der König stand in des Volkes, und das Volk in des Königs Obhut, und wir bestätigen diese Bemerkung durch die 30000 Thrymse, die das Wehrgeld des Königs bestimmten; von denen 15000 dem Volk und die andre Hälfte den Verwandten des Königs zufielen. Wenn über das Wohl des ganzen Volks traktirt wurde, so giengen die unmittelbare Deputirte, das ist die zeitigen obersten Beamte des Thiding zusammen, um sich wegen des Interesse ihrer Constituenten zu berathschlagen, und die Mehrheit der Stimmen entschied allzeit dasjenige, was dem ganzen Staatskörper vortheilhaft schiene. Diese Versammlung war der Sassen wittenagemot.

Die Town thidings exiſtiren heut zu Tage noch; allein das rural thiding iſt nicht mehr ſo ſichtbar, wenn es nicht des hight Conſtable's division iſt, der noch heut zu Tage in ſeinem Diſtrikt von großer Autorität, und ein ſo alter Friedensrichter iſt, als einer im Königreich. Die Rechte des Volks blieben immer eben dieſelbe. Überall waren keine andre Repräſentanten, als die oberſten Beamten der Communitäten, die von ihrer Wahl und zwar nicht länger als ein Jahr exiſtirten. Dadurch ward denn die Dauer der Parlamenter von ſelbſt beſtimmt. Wenn unter der Heptarchie eine Vereinigung zur allgemeinen Vertheidigung nöthig war, ſo wählte man einen dieſer Könige zum Generaliſſimus, und gab ihm von jedem Staat eine gewiſſe Anzahl Deputirte zu. Unter Alfred dem groſſen ward dieſes Conſeil als eine ſeparate Branche dem wittenagemot inkorporirt, ſo daß es noch immer des Königs großes Conſeil bliebe, und zugleich eine [197] Branche der geſetzgebenden Gewalt war, wie es heut zu Tage noch iſt. Dieſes wird durch die Bemerkung bewieſen, daß das Parlament bis auf Henrich den VII. noch immer einwilligen mußte, wenn einer von dieſen Deputirten, das iſt, ein Reichsbaron (Baron of the Realm) ſollte gemacht werden. Da die 7 Königreiche in Eins vereinigt waren, abolirte man wegen der gar zu großen Menge, und wegen der Schwierigkeiten bey Staatsgeſchäften die Rural thidings, conſtituirte aber dafür zwey neue Corps: die abgeſonderte Branche des wittenagemots, die den König allzeit begleitete, oder die Barons of the Realm: und ſtatt der rural thidings creirte man die Shire's Elections, wo allzeit zwey Glieder erwählt wurden, das Shire im Parliament vorzuſtellen: und dieſe Repräſentanten ſind urſprünglich die Knights of the Shire. Dieſe zwey Corps waren ſo von einander unterſchieden, daß heut zu Tage noch das Unterhaus behauptet, ein Lord des Oberhauſes könne nie in ihren Wahlen collidiren, weil er ein Mitglied der beſondern Branche des wittenagemot iſt. Mit den Boroughs oder Towns ward weiter nichts vorgenommen, als daß ſie künftig jede, ſo wie das Shire, zwey Glieder zu dem großen Parliament ſchicken

sollten. So wurden die 7 Königreiche unter einen König oder obersten Beamten, und einem Parliament vereinigt. Das neue Parliament bestand also 1) aus den Reichsbaronen, die durch die beyderseitige Einwilligung des Königs sowol, als des Wittenagemot erwählt wurden, 2) aus den Knights of the Shire, welche die Rural thiding der Shires wählten, 3) Von den Burgess oder Deputirten, die das Volk der Städte vorstellten, und die von jedem Einwohner, Freeholder, Wehren, erwählt wurden. Drey Punkte machten die ganze Staatsverfassung der Sassen aus, 1) ein Staatsrath für allgemeine Angelegenheiten. 2) Ein Gerichtshof für die Vollstreckung [198] der Gesetze, 3) Eine oberste Magistratsperson, die über alles wachte. Der Autor verdammt nach diesen Sächsischen Grundsätzen natürlicher weise das lange Parlament von 1640. und seine Akte, wodurch die Rechte des Volks violirt, und der Freystaat in eine Fixe und ständige Aristokratie verwandelt worden.

Frankfurt am Mayn.

Julie oder der gute Vater, ein Schauspiel in ungebundener Rede und drey Aufzügen. Aus dem Französischen des Herrn D* N übersetzt. Mit Andräischen Schriften, 1772. 8. 5 Bog. Kostet bey dem Verleger 15 kr.**

Unglücksfälle und Ungerechtigkeit der Menschen haben Lisimon, einen Mann von Stande, aus der großen Welt gebracht. Er lebt mit Julien, seiner einzigen lieben Tochter auf einem Landguthe, das ihm übrig geblieben ist. Nachdem er das prächtige Elend der großen Welt hat kennen lernen, so findet er hier sein wahres Glück. Seiner Tochter hat er ihren eigentlichen Stand verborgen, weil er sie zu keiner andern, als der glücklichen Lebensart bestimmt hat, die sie jetzo führen. Damis, ein Edelmann, lernt Julien in ihrer Einsamkeit kennen, und verliebt sich in sie. Lisimon widerräth seiner Tochter diese Liebe, wegen der vorgegebenen Ungleichheit des Standes. Eigentlich befürchtet er, wieder dadurch in die große Welt verwickelt zu werden. Julie gehorcht ihrem Vater, den sie über alles liebt. Damis

erfährt unterdessen Juliens wahren Stand, und glaubt nun über alle Hindernisse zu siegen. Indem bekommt er aber die Nachricht, daß er durch einen verlohrnen Proceß um sein Vermögen gekommen ist. Er liebt Julien zu aufrichtig, als daß er sie unglücklich machen wollte; und ist im Begriff, sie zu verlassen. Allein eben durch seine Armuth und durch seine gute Denkungsart wird er dem Li= [199] simon erst schätzbar. Er bekommt Julien, und sie leben zusammen vergnügt in dem glücklichen Mittelstande. Das Stück hat einen sehr simplen Plan, einen guten Dialog, und ist im rührenden Geschmacke; außer daß ein Bedienter etlichemal erscheint, um die Herrn und Damens lachen zu machen. Ich fürchte aber sehr, unsre rührenden Comödien, die jetzt so sehr Mode sind, werden eine andre Art hervorbringen, die man die ruhige nennen kann, wobey man weder lachen, noch weinen wird. — — Die Übersetzung ist uns, so viel man ohne das Original urtheilen kann, gut vorgekommen. Daß mein Verspruch fruchtlos bey Ihnen seyn wird (S. 36.) soll wohl heißen: daß Sie mir mein Versprechen vereitlen werden. Unter den Zügen der Pflicht sich verbergen, ist undeutsch; und wegen erfordert ein für allemal den Genitiv.

Nachricht an das Publikum.

Unsre deutsche Litteratur ist besonders durch Hülfe der Journalisten so sehr zu einer Trödelbude geworden, wo falsche Waare gegen falsche Münze ausgetauscht wird, daß ein ehrlicher Mann, der sein Schild mit aushängt, wenigstens alle Gelegenheit ergreiffen muß, um das Publikum zu überführen, daß man im Grunde ein ehrlicher Mann bleiben könne, ob man sich gleich in verdächtiger Gesellschaft hat betreten lassen.

Wir sind von auswärtigen Freunden erinnert worden, daß dem Herrn Prof. Robert in Marburg, durch unsre Recension der Rommershausischen Einleitung in das A. T. (S. N. XIX. S. 151.) Unrecht geschehen sey. Wir haben das Buch selbst nachgesehen, und diesen Vorwurf in der That gegründet gefunden. Herr Robert ist weit von dem

kindischen Fehler entfernt, den der Recensent ihm zur Last legt; weit entfernt einen Samaritanischen Codex [200] der Psalmen mit Schülermäßiger Unwissenheit zu erträumen. Er sagt nur, daß, wenn in den LXX. Lesearten vorkommen, die eine Buchstabenverwechslung voraussetzten, welche im Hebräischen wahrscheinlich geschehen könnte, nichts; wenn sie aber nicht wahrscheinlich im Hebräischen, desto mehr aber im Samaritanischen vorgefallen seyn könnte, viel daraus für die Meynung, daß die LXX. bey dem Pentateuch einen Samaritanischen Codex vor Augen gehabt, geschlossen werden könne. Von jenem Fall führt er nur Beyspielsweise, und gar nicht zu einiger Beweiskraft ein Exempel solcher Stellen aus dem Ps. XXIX an; und dieser kritische Gang ist gar nicht selten bey denen, welche über diese Frage gestritten haben. Desto weniger ist es dem Recensenten zu verzeihen, daß er die Worte eines rechtschaffnen und gelehrten Mannes verdreht, oder, wie wir lieber glauben, flüchtig darüber hinausgesehen hat. Der Direktion ist es unmöglich, die Recensionen alle mit den Büchern selbst zusammen zu halten. Ihre Schuldigkeit erfordert es hingegen, bey solchen Vorfallenheiten, sobald sie ihr bekannt werden, das Publikum von den sich einschleichenden Ungerechtigkeiten und wichtigen Irthümern zu benachrichtigen. Wahrheit und Unpartheylichkeit ist unsre einzige Richtschnur, und wir bringen ihr diese Opfer so von ganzem Herzen, daß wir bey andern Fällen, wo wir bescheiden erinnert werden, mit eben der Ehrlichkeit die Fehler unsrer Recensenten, wenn sie von Wichtigkeit sind, anzeigen, als wir fortfahren werden, freymüthig nach unsrer Empfindung zu urtheilen.

[201] Nro. XXVI. Den 31. März. 1772.

Leipzig.

Erste Gründe einer Physiologie der eigentlichen thierischen Natur thierischer Körper, entworfen von D. Johann August Unzer. 8. 2 Alph. 3 Bog.

Es dürfte vielleicht unsern Lesern sonderbar vorkommen, nach Hallern noch eine Physiologie zu schreiben; und doch können wir sie versichern, daß die gegenwärtige noch nicht

überflüßig seyn würde, wenn sie das wäre, was sie zu seyn verspricht; wenn der darin enthaltene Schatz von Wahrheiten dem Gange der Natur gemäß geordnet, anschauender vorgetragen, und nicht ohne Noth mit so viel ungewohnten Ausdrücken, überflüssigen Beywörtern und niedrigen Wiederholungen verunstaltet wäre!

Die Natur des beseelten Thiers ist der Inbegriff physischer, mechanischer, organischer, nerviger und sogenannter psychologischer Kräfte, die alle zusammen nach eigenen Gesetzen in bestimmter Subordination und Coordination wirken. Die mechanischen Ärzte haben bisher alle Verrichtungen des Menschen gröstentheils von physischen und mechanischen Kräften hergeleitet, und bey denjenigen Wirkungen, welche sie daraus nicht erklären konnten, die Vorstellungskraft der Seele mit zu Hülfe genommen. [202] Stahl, Whytt, und deren Schüler hingegen räumten der Vorstellungskraft der Seele bey Verrichtung aller thierischen Handlungen eine fast unumschränkte Herrschaft ein, und vernachläßigten die physischen, mechanischen und organischen Kräfte zu sehr. Beyde Partheien übersahen demnach gröstentheils die in der Mitte stehenden Kräfte, die aus den physischen, mechanischen und psychologischen ein Ganzes machen; und diese sind der eigentliche Gegenstand unsers Verfassers.

Das Werk ist in 3 Theile, jeder Theil in verschiedne Kapitel, die Kapitel in Abschnitte, und die Abschnitte in Paragraphen zertheilet. Der erste Theil betrachtet die thierische Natur in ihrer Gemeinschaft mit der Vorstellungskraft der Seele des Thiers. Der zweyte Theil betrachtet die thierische Natur nach ihren blos thierischen Kräften (Nervenkräften.) Im dritten Theile wird die thierische Natur im Ganzen betrachtet, wo ihre wesentlichen Eigenschaften bey den verschiednen Arten von Thieren, ihr Ursprung, ihre Fortdauer, der Zustand ihrer Vollkommenheit, das ganze System der thierischen Kräfte in demselben, ihr Verfall, und endlich ihr Untergang in Erwegung gezogen werden. Die anatomische Beschreibung vom Baue der Nerven ist von dem Herrn von Haller geborgt.

Wir bemerken, daß die sogenannte psychologische Kraft, in so fern sie ein Gegenstand der Heilungskunst, eine erhöhete verfeinerte Nervenkraft ist, die nach besondern ihr eigenen Gesetzen wirket, zu deren Einsicht man durch Kenntniß der Kräfte und Gesetze der Organen und Nerven aufsteigen muß; die verschiedenen niedern Nervenkräfte haben also mit ihren Wirkungsgesetzen zuerst, und dann in Gemeinschaft mit der psychologischen Kraft sollen betrachtet werden. Den zwo Hauptgattungen der Nervenkräfte die Namen, äußrer sinnlicher Ein-[203]druck und innerer sinnlicher Eindruck beyzulegen, kommt uns von dem Herrn Verf. wunderlich vor. Das, was die Kraft zu wirken veranlaßt, ist doch wohl von der Kraft selber noch verschieden? Die Reitzbarkeit wird der Muskelfaser abgesprochen und von den Nerven hergeleitet; aber, wie uns dünkt, ohne zureichende Gründe. Die Ausdrücke Seel, Seelenkräfte, Seelenwirkungen, und die Untersuchungen vom Sitze der Seele und der Gemeinschaft des Leibes und der Seele gefallen uns nicht. Wozu soll dieses alles dem Arzte dienen? Man ist gewohnt mit dem Tone dieser Namen gleich dogmatischtheologische Begriffe zu verbinden, da doch die Seele in diesem Sinne nie ein Gegenstand des Arztes seyn kann. Hätte der Verf. des Artikels Sensibilité im Dictionaire Encyclopedique, statt dem Menschen zwo Seelen zu geben, gesagt: der Mensch habe verschiedene erhöhete Nervenkräfte, wovon die Werkzeuge der Vorstellungs- und Überlegungskraft im Gehirne und der Empfindungskraft in der Herzgrube seyn, und hätten die großen Männer Stahl und Whytt die erhöheten Nervenkräfte nicht Seelenkräfte genennt, so würden viele ihren Scharfsinn nicht bis itzt noch Unsinn nennen. Und was verstunden die ältesten Ärzte unter Anima vegetativa, sensitiva, Animus, Anima und Mens anders, als verschiedene Gattungen Kräfte, die vielleicht alle als Wächter des Lebens und Vergnügens im Menschen beysammen angetroffen werden?

Heilbronn.

Briefe eines Prinzen Hofmeisters über Basedows Prinzenerziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator. 1771.

Es sind hingeworfne Gedanken über Basedows Agathokrator. Das übertriebene in B. Projekten [204] aufzufinden, ist eine leichte Sache. Ob aber auch dazu der Verf. Beruf hatte, und ob seine Philosophie die menschenfreundliche Träume des Altonaer Philosophen zu berichtigen hinlänglich sey, das wollen wir aus einigen Proben untersuchen. In dem 1sten §. glaubt er, man müsse mit B. dem Prinzen nie Zorn oder Langeweile erwecken, aber ihn bey Zeiten dazu gewöhnen, weil so viel Langeweile in seine ganze künftige Bestimmung eingewebt sey. Und die Mittel dazu Herr Hofmeister? Glauben Sie hier an eine Art von Inokulation? §. 4. Ist der Hofmeister gegen die Gesellschaft junger Leute, worin ihn B. will erzogen wissen. Warum? Weil es bey den meisten Hofanstalten dem Hofmeister zu viel Mühe und Beschwerlichkeiten machen würde. §. 8. §. 16. Sagt er über das Studieren, und über die Nothwendigkeit dem Prinzen die geringere Stände kennen zu lernen, über Basedows Vorschläge dazu u. s. w. etwas; allein, immer kommt alles darauf hinaus: Es ist bey Hofe nicht thunlich. Im zweyten Brief, wo er auf die Haupthindernisse bey der Prinzenerziehung kommen will, sagt er doch kein Wort davon, aus Furcht, weil er selbst ein Prinzenhofmeister ist, Geheimnisse zu verrathen. Allein wir glauben, es war möglich den Zusammenstoß so vieler wunderbaren Dinge darzulegen, die an allen Höfen die wahre Bildung eines jungen Herrn erschweren, ohne dabey in Anekdotensucht zu verfallen. Hier war der Punkt, wo alles zusammenfließt, was das Auge des Philosophen zur Rettung und Aufklärung des moralischen Betragens der großen Herrn entdecken mag, und was der Trübsinn und die Kurzsichtigkeit so mancher politischer Schriftsteller überschlägt. Der Verf. ist gegen Basedows Bekenntniß seiner sogenannten Alethinischen Religion; wir auch: und es war von ihm schlecht calculirt, wann er glaubte, allen Sekten zu gefallen, [205] wenn er von der

Dogmatik einer jeden insbesondre nur historisch rede. Der 3te Brief rügt Basedows Einfall, in den ersten Jahren den Leibarzt zum Hofmeister zu machen. Alle Vergehungen des Gehorsams als eine Krankheit zu behandeln, hält der Verf. mit Recht für zugespielt. Basedow sagt: „die zur Erziehung des Prinzen bestimmte Gesellschaft hat Befehl vom Könige, in allen unschädlichen Dingen nach dem Willen des Prinzen zu verfahren." Der Verf. behauptet mit Recht, die Relation des Befehlens und Gehorchens gehöre nicht für den Prinzen und seine Hofmeister. Am Ende steht ein vortreflicher Brief des Duc de Montausier an Ludwig XIV. über die Erziehung des Dauphin. Blos seinetwegen verdienen diese Blätter in den Händen aller derer zu seyn, denen diese Materie Berufs halber interessant ist. Hier spricht Herz und Kopf eines großen Mannes mit aller Wärme, die ihm sein Sujet eingiebt. Wir wundern uns, daß sich der Verf. mit seinen hingeworfnen Gedanken in eine so gefährliche Nachbarschaft gewagt hat.

Paris.

Ma Philosophie; à la Haye et se trouve à Paris chés Delalain. 1771.

Dieses Werk des Herrn Dorat sehen wir, so wie die Musarion unsers Wielands, als den Schlüssel zu seiner ganzen Philosophie an. Es ist die feinste Composition, wo der Geist der wahren Weisheit unter Rosen und Myrthen der Freude lacht, und die Thoren dieser sublunarischen Welt

Nicht lasterhaft, nur lächerlich sie findt.

Zuweilen beklagt er sich zwar über die Insekten, die an der Blume des Genies nagen, und die den Wandrer auf den Pfaden der Wahrheit und Natur durch ihr Zischen aufmerksam machen. Allein es [206] währt nicht lange, sondern bald erlaubt ihm der Geist der allgemeinen Toleranz, sie in milderem Lichte zu betrachten. Wir wollen eine der schönsten Stellen für unsre Leser hierher setzen:

Tous les matins, dans le silence,
Je vais bruler un grain d'encens

Sun l'autel de la tolerance;
Je persifle avec assurance
Ces Egoistes sourcilleux
Qui ne permettent pas qu'on pense,
A moins qu'on ne pense comme eux.
Trop fier pour descendre à l'intrigue,
Je fuis les sentiers tortueux:
La Palme qu'emporte la brigue,
Cesse d'en être une à mes yeux.
— — — — — — — — — —
Je ne me laisse point charmer
A l'eclat d'un luxe sterile.
Plus mon ami peut m'être utile,
Moins j'ai du plaisir à l'aimer.
J'honore les rangs et les titres,
Mais sans jamais m'en étayer:
Au coin de mon humble foyer,
Mes sentimens sont mes arbitres,
Et je m'appartiens tout entier.
Ma gauloise philosophie
Borne là ses modestes voeux,
Et dans mon délire joyeux,
Je tiens à ma superficie,
Pourvu qu'elle cache un heureux.

[207] Leipzig.

Die Jägerinn ein Gedicht. 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakterisiren es zum *deutschen* Gedicht. Wir erwarteten hier keine *markige Natur unsrer Ältervåter*; aber auch nicht das geringste *Wildschöne*, trutz Titel und Vignette nicht einmal *Waidmanns Kraft*, das ist zu wenig. Des Dichters Wälder sind licht, wie ein Forst unsrer Kameralzeiten, und das Abentheuer verpflanztet ihr so glücklich in ein Besuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Akkorde nicht mit Bardengewalt ans Herz reissen. Die spröde

Kunigunde, der er lang sein Leidenschäftchen vorgeklimpert, schmilzt endlich und spricht: Ich liebte dich geheim schon längst! Nothwendig zur Wahrscheinlichkeit der Entwicklung, nur kein Kompliment für die Harfe. Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für Wälder gebohren. Und so wenig wir das Verfahren seines Hrn. Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied, mit leidiger Grabmisanthropie, ihm die Harfe zertritt; so sehr wir fühlen, daß sie das nicht verdient; so sehr wünschten wir, er möge sie gegen eine Zitter vertauschen, um uns, an einem schönen Abend, in freundlicher Watteauischer Versammlung, von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzusingen. Er würde unsre Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudedank belohnen.

Nachricht an das Publikum.

Herr Regierungsrath Wieland in Erfurth hat sich durch seinen Freund, den Herr Hofkammerrath [208] Jacobi zu Düsseldorf, einen Bruder des Dichters, bewegen lassen, eine neue Ausgabe seines Agathons auf seine eigene Rechnung zu veranstalten, und dazu den Weg der Subscription einzuschlagen. Sie wird aus 4 Theilen in 8. jeder zu 20 Bogen ohngefähr bestehen, und unter ansehnlichen Verbesserungen viele neue Zusätze enthalten. Danae wird ihre Geschichte erzählen, und Archytas wird in verschiedenen Unterredungen seinem Freunde Agathon seine Philosophie vorlegen.

Der Pränumerationspreis ist für 1 Exemplar auf Holländisches Papier, 5 Reichsthaler Leipziger Curs oder 1 Louisdor; für eins auf inländisches Schreibpapier, 3 Reichsthaler und 8 gute Groschen, Leipziger Curs, oder 4 Reichsthaler Frankfurter Curs.

Um die deutliche Angabe des Namens und Charakters eines jeden Pränumeranten bittet der Herausgeber sehr, weil solche in alphabetischer Ordnung dem Werke vorgedruckt werden sollen.

Zum Besten des Dichters, um ihn nicht ganz der Früchte

seiner Talente und Bemühungen beraubt zu sehen, wird diese Ausgabe von seinem Freunde veranstaltet, und er hofft von der Nation, da sie sich dieses Werk mit so vielem Vergnügen, als eine der seltensten Compositionen, zugeeignet hat, deren sich keine neben ihr rühmen kann, daß sie dieser Unternehmung nicht durchaus Beyfall und Unterstützung versagen werde.

Der Verleger dieser Anzeigen erbietet sich von allen Freunden der Wielandischen Muse Pränumeration anzunehmen, und alles, was sie hierin verlangen dürften, zu besorgen. Die Pränumeration ist bis künftigen May offen, und das Werk wird spätestens zu Ende des Jahrs fertig seyn.

Auch werden Pränumerationen allhier angenommen, von dem Herrn F. E. Baur, der Weltweisheit und der freyen Künste Doktor.

[209] Nro. XXVII. Den 3. April. 1772.

Bern.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbahrung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung, 1772. 8. 223. S.

Diese Briefe waren Anfangs als ein Anhang zum Usong bestimmt. Allein weil dieses ein Buch ist, wo Liebe, Krieg, und Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verf. in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter, nicht ihn suchen sollten. „Diese beyde Namen hat man beybehalten, sagt er, weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind — — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an Mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche.“ Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unsers Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders, als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sey kein Ungeheuer;

diese Welt sey in den Augen Gottes noch etwas mehr, als das [210] Wartezimmer des künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen, zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen. Der Hr. Verf. bestreitet diese, nach seiner Meynung, der Moralität so nachtheilige Sätze mit allem Eifer. „Dieser Stolz sagt er, S. 18. ist der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen seinen Sitz.“ S. 20. Bey Gott ist kein Vergessen: das Vergeben ist eben so wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangne Böse behält *ewig* seine Stärke, und *ewig* seine Folgen. S. 22. „Der Mensch wird mit der *Quelle alles Übels*, mit dem *Eigenwillen* gebohren. Dieser Eigenwille herrscht in einem Kinde unumschränkt noch ehe, als es andre Beyspiele gesehen hat; *es sträubt sich mit seinen schwachen Gliedern gegen allen Zwang*.“ Auch die besten Menschen sind in dem Herzen Räuber und Mörder: „Denn S. 24. eine neue Philosophinn hat es gerade herausgesagt: Wenn Wünsche tödten könnten, die Besitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens gewesen.“ Oft hat der Herr Präsident mit schmerzhaftem Lächeln gesehen, „wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eifersucht das Verdienst verkleinern, das dem ihrigen gleich hoch zu wachsen drohen möchte; wie sie mit bittrem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern.“ Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, daß alle Wasser, die getrübt werden können, Kothlachen sind. Noch eine bisher neue Philosophie über die Dinge dieser Welt, haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191. sagt der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen und seine vernünftige Geschöpfe hätten bey ihrer [211] Tugend keine Belohnung.“ Also, wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hasse deinen Bruder nicht, so würde mein Haß keine schädliche Folgen gehabt haben. Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zer-

rüttet, und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismo wissen, aus Augenlust, Fleischeslust, und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geitz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über“ S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Gold ist. Aber der Stolz geht über.“ Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. „S. 200. der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht.“

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbahrung, die öfters Luftstreiche sind: die Raisonnements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Erlösers, und die vielen. auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christenthum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruthen fordern darf, daß sie alle gleich stark seyn sollen. Auch gegen Ordnung und Composition darf man nichts sagen, wenn man nicht in die Ketzerliste eingetragen seyn will. Allein wir geben allen Fanatikern von beyden entgegengesetzten Partheyen zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sey, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen, und dessen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse [212] angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sey, oder ob das, was in zwey Farben vor unser Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtstrahl vor ihn zurückfließen könne. Zürnen und Vergeben sind bey einem unveränderlichen Wesen doch warrlich nichts, als Vorstellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Mensch das thun solle, was wir alle Gut nennen, seine Seele mag nun eine Kothlache, oder ein Spiegel der schönen Natnr seyn, er mag Kräfte haben, seinen Weg fortzuwandeln, oder siech seyn, und eine Krücke nöthig haben.

Die Krücke und die Kräfte kommen aus einer Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug!

Amsterdam und Paris.

Quatrieme, douzieme et quinzieme nuits d'Young, traduites en vers françois par Mr. Doigni du Ponceau in 8. à Amsterdam, et se trouve à Paris, chés J. P. Costard 1771.

Ein neuer Übersetzer des Young, der aber Youngs Nächte nach der französischen schwachen Verdauung einrichtet, alles hübsch klein schneidet, gehörig diluirt, und nach Landesart präparirt. Seine Versification und Sprache ist nicht ohne Verdienst; allein wer wird hier Young wieder erkennen, wo oft ein einziger Gedanke des Originals, der kurz hintokkirt war, in geleckter Manier ausgemahlt wird, und so viele Züge und Bilder, die sich der feurigen Einbildungskraft Youngs bey einem Gegenstande zudrängten, übergangen und verwischt sind? Man vergleiche folgende Stellen mit dem Original:

L'orgueil aime à monter, et cherche les hauteurs,
La molle volupté se traine sur les fleurs,
Pride like an Eagle, builds among the stars,
But Pleasure, Larklike, nests upon the ground.
[213] L'Esprit sophiste, adroit courtisan, plein de zèle
A créé pour lui plaire, une raison nouvelle.
In subtle Sophistry's laborious Forge,
Wit hammers out a Reason new, that stoops
To sordid scenes and meets them with Applause.
Qui souple et complaisante, eveille ses desirs,
Et dans tous les momens caresse ses plaisirs;
L'enchanteur seduisant étale ses prodiges,
Il éblouit les yeux de ses brillans préstiges,
L'ame dans une douce et charmante langueur
Perd, par degrés sa force et sa noble vigueur,

Et tombant dans les bras de l'aveugle folie,
Sans crainte, et sans remords s'affoiblit et s'oublie.

Welche Weitschweifigkeit! Les prodiges et les brillans préstiges, la charmante langueur sind ein schlechter Ersatz für folgende Youngische Gedanken:

A thousand Phantoms, and a thousand Spells,
A thousand Opiates scatters, to delude
To fascinate, inebriate, lay asleep
And the foold Mind of Man delightfully confound.

Und welche Tirade langweiliger Verse gegen die einzige Zeile Youngs!

Detestable talent, art vil et seducteur
Qui du front des humains efface la pudeur! — —
Le Coupable Ecrivain qui s'applaudit de plaire
De sa sainte vertu reclame le salaire.
La Licence sans frein regne de toutes parts
Le vice est encensé dans le temple des arts;
Les muses de nos jours vont, d'une main impure,
Des Graces sans pudeur, détacher la ceinture.

[214] Was sagt Young?

Wit calls the Graces the chaste zone to loose.

Ferner haben wir bemerkt, daß die Metaphern und allegorischen Bilder Youngs, die dicht hinter einander wie die Pfeile von dem Bogen des Starken fliegen, bey dem Übersetzer durch zwey, drey, sechs Zeilen matte Prose vorher angekündigt und erklärt werden, am Ende aber doch in verstümmelter Gestalt erscheinen. Fast an allen wichtigen Stellen hat der Franzose, das Recht ausgeübt, das er sich immer in der Fremde erlaubt, alles nach seinem Kopfe einzurichten, und glaubt, Verstellen und unter einander werfen, sey Anordnen.

Leipzig.

Vermischtes Magazin eine Wochenschrift, bey Bischel, 1. Band 6 Stücke 8. 380. S.

Eine Gesellschaft von (vermuthlich) Studenten, wirft hier die Mücken, die sie in ihren Nebenstunden mit Pfeilen erschossen haben, aus dem Fenster ins Publicum. Man kann es wirklich keinem Menschen übel nehmen, wenn er in den Stunden, da er sonst nichts gethan hätte, Bücher schreibt; doch, wenn er es nicht besser macht, als die Verf. dieses Magazins, so rathen wir ihm immer, sich einen andern Zeitvertreib zu suchen. Wenn man unter so vielen Steckenpferden zu wählen hat, so ist es in der That Eigensinn, gerade auf das zu steigen, welches nie so ganz Steckenpferd ist, um nicht auch oft den Reuter sehr unsanft abzuwerfen. Es kommen in diesem Magazin prosaische Verse, und gereimte Prosa, Satyren, Betrachtungen, Epigramme und sogar auch ein prosaisches Heldengedicht die Reformation vor, welches nebst allem übrigen, was wir die Geduld hatten zu lesen, unter der Kritik ist. Wir schweigen also davon — — Aber Eins müssen wir [215] sagen, die Verfasser trotzen sehr auf ihren Eifer für die Religion. Wir loben sie deßwegen; doch bitten wir sie zugleich, erst zu lernen, was Religion ist. Denn in allen ihren so genannten geistlichen Aufsätzen und Versen glimmt nicht ein Funken davon; und man ist endlich das Geleyer von der Tugend und Religion überdrüßig, wo der Leyermann mehr nicht sagt als: wie schön ist die Tugend! wie schön ist die Religion! und wie ist die Tugend und Religion doch so schön! und was ist der für ein böser Mensch, der nicht laut schreyt: sie ist schön u. s. w. Was thun die Leute, die so ohne Gefühl mit den heiligsten Dingen tändlen, was thun sie anders, als daß sie einem blauen Schmetterling nachlaufen? Und mit aller ihrer Schwärmerey werden sie doch keinen Pedrillo bekehren.

München.

Ein Päckchen Satyren aus Oberdeutschland, 8. 136 S.

Diese Herrn Satyriker setzen sich in der Vorrede gegen

die Kunstrichter von Niederdeutschland in Vertheidigungsstand. Das haben sie sich aber wohl gar nicht träumen lassen, daß man ihnen auch in Oberdeutschland sagen würde, daß ihre so genannte Satyren höchstelend sind. Die beste Welt ist eine erbärmliche Poesie, und die übrige Prose theils matte Copie von Rabnern, theils monotonisches Geschmier und witzloses Gewäsch. Ein Satyriker muß den Menschen ganz, aber vornehmlich auf seiner lächerlichen und schlechten Seite kennen. Diese muß er nicht nach der Oberfläche, sondern in ihrer ganzen Tiefe, entweder mit Juvenalischer Stärke, oder mit Rabnerischem Witz zeichnen. Ist er dazu unfähig, so überlasse er das Satyrisiren andern; denn nichts ist eckelhafter, als Spott ohne Witz. Wir hätten ger-[216]ne die Verfasser sanfter beurtheilt; aber die Schreibsucht hat so sehr um sich gegriffen, und die meisten Schriftsteller sind so unfühlbar gegen sanfte Streiche, daß man das Publikum blos durch den Damm einer harten Kritik gegen die Überschwemmung von schlechten Büchern, die täglich mehr um sich greift, verwahren kann. Das schlimmste, was auch aus einer solchen Härte folgen kann, ist, daß diese Herrn Satyriker und ihres Gleichen zu schreiben aufhören; und dieses ist ein großer Vortheil für sie und für ihre Leser.

Kupferstiche.

Fiquet hat die Suite berühmter Männer durch den tragischen Dichter, **Crebillon** vermehrt. Das Gemälde, nach dem er gearbeitet hat, ist von Aved, und eben dasselbe, nach dem schon Balechou gearbeitet hat. Die ganze Sammlung besteht nun aus Voltaire, la Fontaine, Corneille, J. B. Rousseau, Moliere, Descartes, J. J. Rousseau und Crebillon. Alles, was wir zu Ehren der Talente des Hrn. Fiquet bey J. J. Rousseau erinnert haben, gilt auch hier.

Le Vieillard à la Toque, portrait gravé d'aprés Rembrant et la Chute du Jour petit païsage gravé au bas du Portrait, par mr. de Marcenay.

Man kann von dieser meisterhaften Übersetzung sagen, daß der Geist Rembrants in den mancherley Tinten und

ihren zauberischen Übergängen, und in dem edlen Charakter des Kopfes unter der Hand des Herrn Marcenay nichts verlohren hat. Die Figur hat ein Ordensband um, und eine Art von Mütze auf dem Kopfe. Man kann sie als den Pendant der Dame à la Perle oder der Dame à la Plume ansehen.

[217] Nro. XXVIII. Den 7. April. 1772.

Zürich.

Joh. Caspar Füeßlin raisonirendes Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke zum Gebrauche der Sammler und Liebhaber. Bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie. 1771. 8. 360. S.

Die zu Leipzig aus dem Englischen übersetzte Abhandlung von Kupferstichen gab Herrn F. Anlaß, gegenwärtiges Werk auszuarbeiten, das durch seine Vollständigkeit, und Berichtigung der Ordnung bey den Charakteren der Meister sehr grosse Vorzüge vor der Arbeit des Engländers hat. Die Einleitung enthält I. einige Grundsätze der Mahlerey in so weit sie auf die Kupferstiche angewendet werden können. II. Anmerkungen über die verschiedenen Arten der Kupferstiche. III. Regeln bey Sammlung derselben. Alsdann folgen die Meister nach den verschiedenen Schulen; die Deutschen und Schweizer, die Niederländer, die Italiäner, die Franzosen, die Engländer. Bey jedem Künstler ist eine kurze Anzeige seiner Lebensumstände, und dann folgt ein kleines Verzeichniß seiner besten Werke. Mancher jetztlebender Dilettante und Meister wird es vielleicht nicht geneigt aufnehmen, seinen Namen entweder nicht in dem Verzeichniß der großen Män-[218]ner zu finden, oder doch eine Auswahl unter seinen Werken wahrzunehmen, die er vielleicht so strenge nicht würde angestellt haben. Wir unterschreiben indessen beynahe alle Urtheile des Herrn F. der mehr als viele andre Künstler hier Richter seyn kann, weil er nicht allein seit langen Jahren die Kunst mit so vielem Erfolge lehrt und ausübt, sondern auch in seiner Vaterstadt die reichsten Kunstsammlungen vor sich findet. Unsre Leser werden uns erlauben, aus der Ein-

leitung einige gemeinnützige Bemerkungen auszuziehen. In der Zeichnung und Zusammensetzung sind die Wirkungen bey einem Gemälde und einem Kupferstich einerley. In Ansehung der Haltung hat ein Gemälde den Vorzug. Der Duft z. B. den die Entfernung einer Sache giebt, kann nicht wohl durch etwas anders, als durch die natürliche Farbe, vorgestellt werden; und diese kann blos der Pinsel geben. In Absicht auf die Vertheilung des Lichts lassen sich die Gemälde nicht wohl mit den Kupferstichen vergleichen. Der Mahler hat tausend Tinten, dadurch er den Übergang vom Licht zum Schatten mit einer unendlichen Abwechselung ausdrücken kann. Der Kupferstecher hat nur schwarz und weiß. Allein die Regeln von Licht und Schatten lassen sich bey Kupferstichen noch unzweydeutiger anbringen, als in Gemälden. Ein mittelmäßiger Kenner kann in einem Kupferstiche weit eher der Masse des Lichts und ihrer Austheilung durch alle Mitteltinten nachspüren. Noch ein Unterschied: stimmen in einem Gemälde die Tinten nicht überein, und ist das Ganze nicht harmonisch, so wird dieser Fehler oft im Kupferstiche unsichtbar, und in diesem Falle kann er schätzbarer seyn, als das Gemälde selbst; weil er die Schönheiten läßt, und die Mängel verbirgt. Die Regeln der Perspektive lassen sich bey den Kupferstichen vielleicht auch genauer beobachten, weil die [219] Schraffirungen alle auf Einen Punkt oder auf Eine Seite laufen.

In Ansehung der Zeichnung findet der Kenner der Anatomie würklich noch eine schärfere Richtigkeit im Kupfer, und kann wenigstens der wahren Linie durch alle Krümmungen durch Licht und Schatten leichter folgen. Dieser Vortheil fällt bey der schwarzen Kunst weg, weil hier die Behandlung beynahe wie in einem Gemälde geschieht. Der Ausdruck aber ist offenbar mehr in des Mahlers als des Kupferstechers Gewalt. Die Stärke des Ausdrucks liegt eben so sehr in dem Kolorit als in der Veränderung der Züge. Ja diese haben ohne Farben oft eine ganz verkehrte Wirkung. Heftige Leidenschaften die blos durch die Linien der Zeichnung angedeutet werden, fallen zuweilen ins Groteske. Die

Farbe macht die verstellte Züge erträglicher. Bey einem Portrait fallen die mannigfaltigen Nuanzen der Haare und Gesichtsfarben, bey den Thieren die vielen Arten von Wolle und Federn, bey den Landschaften die verschiednen Tinten der Tags- und Jahrzeiten im Kupferstiche völlig weg. Deswegen sind die radierten Blätter des Claude Lorrain trockne Abrisse von seinen herrlichen Landschaften.

Die Kennzeichen der Größe eines Gegenstandes, nach dem er in der Ferne mehr oder weniger von der Luftfarbe angenommen hat, ist auch dem Kupferstecher unmöglich anzugeben. Auch die Veränderung der Luft durch eine fremde Tinte einer starken sich mit ihr vermischenden Farbe liegt ausser den Gränzen seiner Kunst. Dieses empfindet man bey Feuersbrünsten. Ferner ist er nicht im Stande das durchscheinende des Kolorits auszudrücken, das aus der Verschmelzung zweyer Tinten übereinander entsteht, so daß man jede gleichsam besonders entdeckt. Der Mahler kann die feurige Röthe über die Wangen einer jungen Schönheit verbreiten, und ihr [220] wenn sie gestorben, die Blässe des Todes geben. Der Kupferstecher kann keines von beyden. Endlich ist er ausser Stande, die glatten, polirten, oder scheinenden Körper vorzustellen, welche oft ihr schönes Ansehen den auf sie fallenden Farben zu danken haben. Er ist weder vermögend den Unterschied des glänzenden silbernen Gefässes von dem rothen Wein, der darin enthalten ist, zu unterscheiden, noch dem Harnisch des Helden den rothen Widerschein zu verschaffen, den die scharlachene darüber gezogene Weste demselben mittheilt.

Der Charakter der eigentlichen so genannten Kupferstiche ist, daß sie scharf und genau; der geetzten Blätter daß sie mit einer freyen Hand, und der Werke der schwarzen Kunst, daß sie sehr sanft gemacht sind. Weil so wohl das Kupferstechen als das Radieren seine besondre Vortheile und Mängel hat, so haben die Künstler sich bemüht, das Gute von beyden zu vereinigen, und das Freye des Letzteren mit der Richtigkeit des Ersteren zu verbinden. Daher sind die meisten neueren Kupferstiche erstlich geetzt und nachher mit

dem Grabstichel nachgearbeitet. Der Verf. glaubt ein ganz gestochnes Blatt sey selten ohne Steifigkeit. Unter den radierten Blättern habe man schon eine größere Abwechselung von vortreflichen Stücken. Im Ausdruck der Muskeln hat das Kupferstechen vor dem Radieren ohne Zweifel große Vorzüge. Große Blätter überhaupt sollen eher in Kupfer gestochen als radiert werden. Das Radieren schickt sich besser zu Skizzen und leichten Zeichnungen; und die Landschaft ist überhaupt der wahre Gegenstand der Radiernadel; mit dem Grabstichel geendigt wird sie schwer. Das Fleisch, das sanftwallende Haar, die Falten der Gewänder, die blinkenden Waffen werden durch nichts besser ausgedrückt als durch die schwarze Kunst. Am Ende folgen einige Warnungen für die Sammler. 1) Man [221] muß sich bey dem Sammlen nicht vornehmen das ganze Werk eines Meisters zu besitzen. 2) Für keinen Namen eine blinde Achtung hegen. 3) Nicht von der Seltenheit eines Blatts auf seinen innerlichen Werth schließen. 4) Nicht Copien statt Originalen kaufen. 5) Sich vor schlechten Abdrücken in Acht nehmen. Ein Kupferstich leidet 500 gute Abdrücke; eine radierte Platte nur ein paar hundert; und wenn das Scheidewasser recht scharf gefressen hat, höchstens 300. die schwarze Kunst 100 gute Abdrücke.

Wir empfehlen überhaupt dieses Werk als ein Classisches Buch allen Liebhabern und Kennern der Kunst.

Halle.

Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahrs. 1772. 8. 93. S.

Die Betrachtungen der Natur sind unstreitig am besten geschickt, eine denkende Seele zu Gott zu erheben. Der Verf. hat also nebst vielen andern auch eine ganz lobenswürdige Unternehmung gewagt, da er die Menschen durch die Creatur zum Schöpfer zu führen sucht. Er legt aus dem Reiche der Natur, so wie die verschiedenen Jahrzeiten die Scenen ändern, oder wie die andern Umstände es erfordern, Gegenstände vor,

geht sie kürzlich durch, zieht Lehren heraus, und schließt dann meistens mit einem Gebet.

Dagegen haben wir nichts; aber warum weist er jeder Betrachtung den Datum an, auf welchen sie gemacht werden soll? Warum hat er nicht erst tiefere Blicke ins Reich der Natur geworfen? Warum sind alle seine Betrachtungen so einförmig, so kalt, so unbestimmt? Manche sind uns befremdlich vor- [222] gekommen. Z. B. die vom 22. Jenner Pflicht sich im Winter zu erbauen. Wie kommt diese Pflicht zum Winter? Eigentlich will freylich der Verf. nur von den Gelegenheiten reden, die der Winter zur Erbauung giebt; Aber wie zwingt er diese Erbauung herein? „Du siehest, sagt er, wie vergänglich der Schnee ist, wie leicht das Eis schmilzt, wie kurz die Tage sind: Kann dieses nicht alles dich an die Hinfälligkeit des Lebens erinnern? Du sitzest in einem warmen Zimmer, und geniessest deinen Unterhalt; Solltest du nicht dabey an deine arme Brüder zurück denken, welche weder Holz, noch Kleidung, noch Brod haben? Du bemerkest den kurzen Zwischenraum zwischen Tag und Nacht; sollte dir dieses nicht zur Ermunterung dienen, die Kürze deines Lebens zu bedenken, und jede Stunde wohl auszukaufen? Du siehest, mit welcher Unvorsichtigkeit sich viele dem Eis anvertrauen: kann dir dieses nicht die Unbedachtsamkeit der Menschen abbilden, welche sich dem Genuß der Lüste dieses Lebens überlassen." Wahrhaftig, wenn man so glücklich ist sich mit Empfindung solcher Gelegenheiten zur Erbauung zu Nutze zu machen; so wird es einem nie daran fehlen. Aber wie oft wird uns hier nicht die kalte Einbildungskraft für Empfindung verkauft? Wir glauben, daß die Erbauung nichts sey, als eine neue Belebung der Begierde nach wahrer Vollkommenheit, und diese vortrefliche Wirkung ist keine Folge solcher Tändeleyen; am wenigsten richtet sie sich nach dem Datum. Diese almanachsmässige Erbauung nützt selten mehr als die Prophezeyung der Witterung. Man liest Sonnenschein und fühlt Regen. Sie macht dabey das Christenthum zu einer Art von Puppenspiel, und hat selten Einfluß auf das Herz. Wann werden doch einmal unsre fromme Männer mit Geist und Stärke

fromm zu seyn lernen! Wann werden sie begreifen lernen, [223] daß wir Gott im Geist und in der Wahrheit, nicht mit dem Gauckelspiel einer leeren Phantasie dienen sollen? Die elenden Verschen, die der Verfasser einmischt, sind eines solchen Schatzkästchens werth!

Leipzig.

Die Apotheke, eine komische Oper, in zwey Aufzügen. In der Dykischen Buchhandlung, 1772. 6 Bogen.

Der Apotheker Enoch hat eine Tochter Krönchen und eine Nichte Fiekchen. Indessen daß der Vater ausgegangen ist, einem Dechanten wegen zu viel genoßner Austern ein Clystier zu setzen, kommt der Advocat Reiger ins Haus, mit der Tochter zu charmiren. Krönchen kann ihn auch wohl leiden. Der Vater aber hat andre Absichten, und meynt sie soll den Medikus Herrn Vincent heyrathen. Er findet, ehe er ins Haus tritt, Reigers Hund vor der Thüre, der zu seiner Hündinn will. Er weißt ihn mit dem Stock ab, und voller Bosheit über den Hund, empfängt er den Herrn nicht viel besser, der nicht entwischen konnte, weil ihm der Fuß eingeschlafen war. Nun deklarirt Enoch, daß Krönchen keinen andern, als einen Mediciner haben soll. Darüber fällt das Mädchen in Ohnmacht. Die Leute laufen herbey, und der erste Aufzug schließt sich mit einem Chor, das dem Parterr die Lehre singt, daß man in allen weiblichen Ohnmachten nicht so schnell um Hülfe zu rufen hat.

Im zweyten Aufzug entdeckt sich aus den rothen Augen, und dem eifersüchtigen Schluchzen Fiekchens, daß sie gerne Herrn Vincent haben möchte. Enoch erwartet die Visite von Herrn Vincent Vater und Sohn, und läßt sich deswegen barbieren. Der Barbier ist nebst Enoch der beste Charakter. Der arme [224] Teufel ist hypochondrisch, und singt ganz drollichtes Zeug über diese gelehrte Krankheit. Unter dem Barbieren kommt die Visite, Krönchen will nicht in die Stube, der Provisor schiebt sie mit Gewalt herein. Kurz und gut sagt sie dem jungen Herrn Vincent, daß sie seine ehliche Hälfte unmöglich werden könnte. Der junge Herr Vincent

der sich auf einem Ball in ein Mädchen verliebt hatte, das er für Enochs Tochter hielt, das aber Fiekchen war, erhohlt sich wieder von dieser Erklärung. Er glaubt nunmehr, Enoch habe zwey Töchter. Dieser betheuert höchlich, daß er nur eine Einzige habe. Indem tritt Fiekchen mit dem Caffe auf. Hier erkennt Herr Vincent das Ideal seiner Göttinn. Man erklärt sich von beyden Seiten. Herr Reiger kommt dazu, ünd die beyden Mädchen heyrathen nach Wunsch.

Wir bitten noch immer, bey den Scenen des niedrigen Lebens unsre junge Dichter die Natur zu studieren, und ihre Charakter, denn *hier auch* müssens *Charakter* seyn, nicht aus der Luft zu greiffen. An Shakespear können sie sehen, was man aus den Narren und den Clowns machen könne, wenn man Kopf hat. Hier ist ausser dem Barbier und dem Apotheker beynahe alles verunglückt, und die Verse, die Vaudevillen enthalten sollen, die das Parterr nachsingt, sind unerträglich schlecht. Auch die Dedikation an Herrn Bause hätten wir dem Verfasser geschenkt. Sie ist nichts als ein Geschwätz.

[225] Nro. XXIX. Den 10. April. 1772.

Göttingen und Gotha.

L. R. de Caradeuc de la Chalotais, Königl. Französischen General Procureurs im Parlament von Bretagne, Versuch über den Kinderunterricht. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen und einer Vorrede, die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit der Basedowschen Erziehungsprojekte betreffend. Bey Dieterich, 1771. 8. 260 S.

Das Buch wird in Deutschland auf eine andre Art merkwürdig, als es in Frankreich gewesen. Dort ward es von einem Generalprocureur, der *das* eben nicht schreiben durfte, geschrieben und im Parlamente — — *niedergelegt, aufbewahrt*, le Procureur General du Roi entré à la Cour les Chambres assemblées, a dit: Messieurs etc. etc. la Cour a decerné acte au Procureur General du Roi, *du depôt* qu'il fait presentement sur le Bureau d'un

Memoire sur l'Education etc. etc. In Deutschland wirds die Streitglocke über gewisse gute, ziemlich allgemein anerkannte Vorschläge zu besserer Erziehung. Es wird also für uns doppelt beträchtlich: *das Buch an sich*, und *die Würkung*, die es in Deutschland thun soll. Das Buch an sich ist simpel, schön und wahrhaftig lesens- und anwendenswerth. [226] Noch kennet der Recensent, der auch Jahre mit dergleichen Ideen umgegangen, keinen Erziehungsvorschlag, der sich so sehr den *Menschenverstand*, die *schlechte, gute Art*, oder höher die *Richtigkeit zu denken* empfohlen seyn ließe: der sich so wenig bey Nebendingen und piis desideriis aufhalte, Einiges für uns weithergeholte ausgenommen, was es aber für Frankreich nicht ist: und hier nun überhaupt macht dieses Buch gegen Basedow einen erschrecklichen Kontrast, und wo es überhaupt der Leser so innig fühlte: *das Ding ist möglich! wenn nur Hände da wären, es ist leicht!* Von allen diesen Seiten ist dem guten Chalotais, dessen Andenken die ganze Provinz Bretagne noch in seinem Elende segnend ehret, die beste Aufnahme zu wünschen. Jedweder ächte Deutsche wird fühlen: daß auf solchem Wege bessere Menschen gebildet werden könnten, als durch unsre Kathedral- und Küchenerziehungen: Leute, die die Augen im Kopf, nicht vor der Brust, weder im Herzen noch im Gebetbuch tragen. Er wird fühlen, daß, da es hier nur auf *Einrichtung* und *Bücher* ankommt, wir in Deutschland wissenschaftliche Anfangsanweisungen besser hätten, als Frankreich, zur Bildung aber wir leicht, nur mit Wahl und Geschmack, entlehnen könnten. Er wird finden, daß, wenn dieser Plan höchstens das Schwache hat (welcher menschliche Plan hats nicht!) daß er im Übermaaße *politische Raisonneurs* bilden könnte, die freylich in Deutschland fast noch weniger ihre Welt finden, als in Frankreich, er also geläutert, ersetzt, *nationalisirt* werden könne und müsse — — das *Chalotais!* Aber nun *Schlözer* zu Chalotais? Es wäre gut, wenn er die vorige Arbeit über sich genommen und seinen Autor nationalisirt hätte! Deutsche Bücher statt der französischen! Deutsche Bedürfnisse statt französischer: (wie selbst der verachtete Gott-

schedianer M. Schwabe, mit seiner Beaumont gethan). [227] Herr Prof. Schlözer hat das nicht gethan: Seine Anmerkungen zu Chalotais sind unbeträchtlich, oder, was man ihm noch mehr vergiebt, Anekdoten. Desto mehr Anmerkungen gegen Basedow! Eine 92 Seiten lange Vorrede! und allerdings haben Anmerkungen und Vorrede viel Recht. Basedow hat freylich keinen festen, formirten Plan weder gehabt, noch jetzo noch. Er hat freylich wenig Materialien, einen schlechten Geschmack und eine Unordnung in alle seine Werke gebracht, die kaum ausstehlich ist. Basedow hätte freylich erst arbeiten, durchdenken, lernen sollen, ehe er Geld forderte: das hätte ihm auch gleich Anfangs jemand, und jeder wohlhabende Menschenfreund, der nichts geben wollte, zuruffen können. Aber nun, die Sache blos dabey anfangen? Nur immer die gesammleten Ludwichs beneiden? Von diesem Nervus rerum gerendarum anfangen und damit endigen? Herr S. thut seinem Eindrucke selbst Schaden. Wer ihm materiell in allem Recht giebt, wer es selbst eingesteht, daß der Elementarschreiber nicht eben den Beutel des Publikum zu seiner Reisecasse, Correspondenzcasse u. s. w. machen durfte; der wird immer auch einsehen, daß ihn nicht der geitzige, der eigennützige Basedow, sondern nur der warme B. der schwache B. der hypochondrische B. dazu gemacht habe, und also mindstens verzeihen, oder auf sich schmälen, daß er einen solchen Mann in Pension genommen. Überdem hat Herr S. neuer Plan eben so viel Schädliches, als B. nur haben kann. Dieser hat warme, leere, unordentliche Stellen; jener, sieht man, hat nichts als eine Akademische Pädagogik im Kopf: ein Lehrbuch, auf Akademien sehr gut; aber möge Hr. S. nur lesen, was Bako von dem Schädlichen der Kompendien sagt, wie sie heucheln! wie sie die Wissenschaft, als ein scheinbares Ganze, überkleistern! wie sie der wahren Bildung und in- [228] sonderheit dem Fortgange der Cultur, wenn die Lücken einmal überstrichen sind, auf immer schaden! Also Iliacos intra muros peccatur et extra! Die Herren sollten sich vertragen; sie sind aber zu entfernt, als daß sie sich vertragen könnten.

Drittens hat Herr S. offenbar übertrieben, und dadurch daß er die Sache ins Lächerliche spielt, gewinnt er nicht den Leser. Wer ist cynischer, der B. der eine Lehre vom Ursprunge der Menschen gut gemeint und so edel, als er weiß, den Kindern vorzulegen, oder vielmehr zu entwenden sucht; oder der S. der hier 7 mal diese Worte aussucht, zusammenhäuft, abdrucken läßt, um nur den Altonaer Philosophen als den Diogenes im Fasse zu brandmalen? In unserm sittigen Jahrhundert würkt so was freylich bey der Menge; aber desto mehr verachtet ein edler Mann, der Gründe hat, solche illecebras furti, die ihn vielleicht bey den Edlen verächtlicher machen können, als den er verächtlich machen will. Herr S. tadelt an B. die Sucht der Terminologie; und wir kennen keinen reichern Mann an Kunstworten, selbst in diesem Buche, als Herr S. Er tadelt an B. den Mangel der Kenntniß an Erziehungsschriften, und — — wir wollen aus diesem Buche nicht auguriren. Fürs Publikum ist dergleichen Friktion guter Köpfe immer nützlich: die Kieselsteine geben einen Feuerfunken. Aber warum reiben sich denn eben die Herren, da jeder seinen Weg gehen könnte? Herr S. hat eine gewisse Ordnung, Präcision und Nettigkeit in den Ideen: er hat historische und Lehrkänntnisse. Gut! Er sollte uns also kleine Muster von Lehrbüchern insonderheit historische Lehrbücher geben, deren wir noch so sehr benöthigt sind. Herr B. hat das Alles nicht. Er hat aber eine gewisse Wärme, und eine gewisse Spekulationsgabe; jene um Gährung, diese um Anschaulichkeit gewisser Vorurtheile und Forderniße zu machen. Hat er die gemacht, ist sein Amt vorbey, [229] und es kommt ein Dritter, der Elementarbuch und Geschichte von Corsika in einen Tigel wirft, um vielleicht wieder ein gülden Kalb zu machen. Dieses güldne Kalb aber wird dann wieder Gott! es wird darum getanzet und gespielet. Wenn das ist, warum reiben sich die Herren? liegt Altona und Göttingen so nahe beysammen?

Frankfurt und Leipzig.

Briefe vom Herrn Boysen an Herrn Gleim. 1ster und 2ter Theil 1772. 8. 267. S.

Diese Briefe enthalten allerley Urtheile und Nachrichten, die von dem Mancherley zeugen, woraus die Litteratur des Herrn B. zusammengesetzt ist. Sogar Rabbinische und Arabische Gelehrsamkeit dient dem Herrn Verf. zur Unterhaltung mit der Muse unsers Anakreontischen Dichters. Da, wo das Herz spricht, erscheint Hr. B. insonderheit zu seinem Vortheil; denn Bescheidenheit, Dankbarkeit, und Zuversicht in das Urtheil seines Freundes herrscht überall. Eine der glücklichsten Begebenheiten seines Lebens war wohl diese, daß ihn die Vorsehung ersah, ein Beförderer des großen Winkelmanns zu werden. Er traf ihn in einem Wirthshause vor Heimersleben als einen dürftigen schlechtgekleideten Candidaten an: er erinnerte sich, ihn in Halle oft auf den öffentlichen Bibliotheken gesehen zu haben, wo er die griechische Autoren las, weil ihm die Mittel fehlten, sie sich anzuschaffen. „Mit einer Wehmuth, sagt Herr B. die mein ganzes Herz durchdrang, entdeckte er sich mir, und bat mich, ihn nach Seehausen zu meiner Stelle zu empfehlen, weil man ihm geschrieben hätte, daß ich mit der Vollmacht, einen geschickten Nachfolger auszusuchen, wäre versehen worden." Herr B. that es, und mit gutem Erfolge. Allein jedermann glaubte bald in [230] Seehausen, daß Herr B. mehr für Winkelmann als für die Schule gesorgt hätte. Winkelmanns Schüler verringerten sich täglich, und der neue Conrektor konnte nicht predigen! Allein, er übersetzte dafür den Herodot, und erklärte ihn mit einer Art von Inspirationsgabe. Er verlangte weg; allein B. konnte ihn nicht nach Bergen bringen, wie er gerne gewünscht hätte; Winkelmann nahm sich also vor, so lange in Seehausen zu bleiben, bis er sich ein kleines Kapital gesammlet hätte, um nach Egypten zu gehen, und bey den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren. Die Herren Rathmänner in Seehausen thaten sich damals gewiß sehr vieles über die Träumereyen ihres Conrektors zu Gute, und sie dachten nicht daran, daß das Genie der Weissagungen

mancher kurzsichtigen Rathmänner spottet, und Dinge zu Stande bringt, deren Unmöglichkeit die Maulwurfspolitik längst berechnet, und in das Feenreich verwiesen hätte.

Leipzig.

Jo. Henr. Nob. Dom. de Berger Oeconomia iuris, ad usum hodiernum accommodata, editio septima novis accessionibus adaucta studio Caroli Godofredi Winckleri, sumtibus Jo. Fried. Junii 1771. gr. 4. ohne Register und Vorrede, 950. S.

Eine neue Ausgabe eines der schätzbarsten Systeme des Römischdeutschen Rechtes mit aller typographischen Schönheit, die es verdienet. Herr Winkler hat eine Gedächtnißrede Joh. Wilhelm Bergers auf seinen Bruder, den Verfasser des Buches, eine sciagraphische Tabelle, eine Collation der Bergerischen Öconomie mit den Pandeckten, und viele kurze, nützliche Anmerkungen beygefügt, die aber noch nützlicher seyn würden, wenn sie nicht blos aus neuen Sächsischen Verordnungen und Leipziger Facultäts- [231] aussprüchen genommen wären. Berger müßte nicht allein zum Besten der Sachsen berichtiget und vermehrt werden!

Paris.

Epitres sur la Vieillesse et sur la Verité suivies de quelques Pieces Fugitives en Vers, et d'une Comedie nouvelle en Prose et en un acte qui a pour titre, le Mariage de Julie par Mr. Saurin de l'Academie françoise, chés la Veuve Duchesne.

Wir wünschen über das Alter und über die Wahrheit, lieber den Greis von Fernex, dessen Accente alle weit jügendlicher und stärker tönen, als die von den Pariser Dichterlingen zu hören, die entweder zu Greis oder zu unmündig sind. Wir haben auf dem ganzen Wege durch dieses Gedicht nichts angetroffen, das uns weder zur Linken noch zur Rechten im Guten oder im Bösen aufgehalten hätte. Wir glauben, man fängt in Paris ganz und gar an, für die

Ausländer und die Colonien zu arbeiten. Am Ende steht ein neuer verunglückter Versuch, Popes Heloisa zu paraphrasiren. Die Comödie haben wir angefangen; allein trotz unsers mühseligen Handwerks, schlechte Bücher zu lesen, und der dabey erworbenen oder zu erwerbenden Geduld, nicht durchkommen können.

Kupferstiche.

Von **Demarteau** sind uns nach Röthelart folgende schöne Blätter zu Gesicht gekommen.

Nro. 263. La France temoigne son Affection à la ville de Liege. in 4. Dieses Blatt zeigt alles, was Herr Demarteau seines in der Röthelart liefern kann. Frankreich ist in Frauengestalt mit den gewöhn- [232] lichen Emblemen auf einer Wolke, und nimmt die Stadt Lüttich auf, die vor ihr niederkniet. Dieses Stück ward bey der Gelegenheit verfertigt, da Frankreich gegen Lüttich das Droit d'aubaine aufhob.

Nro. 265. Nach Bouchardon. Ein großer niedersehender Satyrenkopf mit großem Haupthaar, und einem in Bildhauermanier bearbeiteten Bart in grossen sich windenden Massen.

Nro. 274. Nach Domenichino. Ein lieblicher Frauenkopf, den man vom Rücken sieht; das Gesicht im Profil in die Höhe gewendet. Das Gesicht ist ganz im Schatten, und die Haare sind mit einer Binde umwunden. Ein schöner Jungenkopf en Face liegt ihr über den Schultern, und drückt sich auf sie an.

Nro. 275. Ein nach Guido gezeichneter großer Kopf, der den größten Charakter enthält; er ist beynahe ganz im Profil.

Nro. 279. Nach Barbus und Nro. 283. Nach Carl Vanloo. Zwey der treflichsten Frauenköpfe. Der erstere ist ein mit Sehnsucht und Liebe in die Höhe sehendes Gesicht im Profil.

Nro. 284. Nach Bonnet ein Frauenkopf, der Ernst

und Würde verräth, in die Höhe sieht, und das Haupthaar fliegend hat.

Nro. 286. Nach einem Basrelief von Bouchardon ein schlafender Schnitterknabe mit einer Sichel in der Hand.

[233] Nro. XXX. Den 14. April. 1772.

Leipzig.

Ernst Christian Westphals, der Rechte und Philosophie Doktor und der erstern ordentlichen Professor, Versuch einer systematischen Erläuterung der sämmtlichen römischen Gesetze vom Pfandrechte. In der Weygandischen Buchhandlung, 1770. 8. 456. S.

Herr W. wird uns verzeihen, wenn wir sein Buch nicht mit dem vollen Munde loben, wie andere Journalisten gethan haben. Wir haben nun einmal so unsern eignen Kopf, und ein Mensch, der durch das Präjudiz des Journalistenansehens gefesselt wird, kommt uns gerade so lächerlich vor, als der Knabe, der sich von seinem Schulmeister zur Strafe mit einem Faden Zwirn an den Ofen binden läßt; doch zur Sache.

Das Buch besteht aus Text und Noten. Der Text ist eine systematische Abhandlung vom Pfandcontrakt und Pfandrecht. In den Noten werden die Sätze des Textes mit Gesetzen dokumentirt, die der V. wörtlich anführt, auch größtentheils erläutert, so daß man die sämmtlichen Gesetze aus dem corpore juris vom Pfandrecht auch die fugitiven, hier beysammen findet. Die systematische Abhandlung ist nicht übel; aber, die Erläuterung der Gesetze nicht [234] selten sehr seicht und unzulänglich. Und dieß war kein Wunder! Die litterarischen Kenntnisse des Verf. waren, als er das Buch schrieb, höchst eingeschränkt. Er kannte beynahe keine kritische Schriftsteller, als den Cujaz und Anton Faber (welchen letzten er in Parenthesi zu merken, für den Autor der Semestrium hält, s. die Einleitung auf dem vierten Blatte.) Als er mit seiner Arbeit fertig war, lehrte ihn Hommels corpus juris cum notis variorum, daß es auch noch andere Commentatoren über die Gesetze vom Pfandrecht giebt. Er brachte also die Erklärungen, die er hier noch kennen lernte,

zu grosser Beschwerlichkeit des Lesers in einen *Anhang*. Was aber Hommel nicht angeführt hat, kennt auch Herr W. nicht. *Beyma* der doch über die sämmtlichen Titel der Pandekte und des Codicis vom Pfandrechte commentirt und ebenfals alle einzelne Gesetze erläutert hat, ist ihm ein unbekannter Mann. Bey dem L. 8. quibus in causis hätte billig Herr *von Lüttichau* angeführt werden sollen. Doch wer kann die *Unterlassungssünden* unsers Verf. alle zählen? Will man eine Probe von seiner Denkart haben, so lese man die erste Stelle, die uns auffällt, Seite 149. Wann die Frage zu beantworten ist: Was hat ein Mündel für ein Recht auf eine Sache, die mit seinem Gelde erkauft worden ist? so ist ein Unterschied zu machen, ob jemand mit dem Gelde, das dem Pflegbefohlnen noch eigen war, gekauft, oder ob der Pupill jemanden Geld zur Erkaufung einer Sache vorgestreckt hat. Im ersten Falle hat entweder *der Vormund* oder *ein anderer*, der das Geld des Pupillen in Händen hat, etwas damit *für sich* erkauft. Hat der *Vormund* gekauft: so kommt dem Pupillen eine stillschweigende privilegirte Hypotheck, auch utilis actio ad vindicandum zu; sie entstehe nun aus einem Eigenthum, wie einige wollen, oder unmittelbar aus der Billigkeit, wie an-[235]dere glauben. Hat *ein anderer* mit des Pupillen Geld etwas für sich erkauft, so muß man billig ein gleiches behaupten. Leihet endlich der Pupill Geld zu Erkaufung einer Sache weg: so findet das gemeine Recht statt, er hat keine Legalhypotheck, aber sein Pfandrecht ist privilegirt, wenn er sich *ausdrücklich* eins geben läßt. So denken wir uns die Sache in ihrer Ordnung. Nun lese man unsern V. im angeführten Ort, und urtheile! Nur etwas aus dieser Stelle anzuführen. „Das letztere Gesetz (L. 7. pr. qui pot. in pign.) sagt er, erklärt man gemeiniglich von dem Fall, da der Ankauf mit des Mündels Gelde nicht von dem Vormunde sondern von einem dritten geschehen. Man behauptet, daß auch in diesem Falle ein Unmündiger eine stillschweigende Hypotheck habe. Der Beweis aber ist sehr schwach, (Wir dächten nicht.) Wenn die Absicht des Gesetzes wäre, dem Mündel ein stillschweigendes

Pfandrecht in diesem Falle zu ertheilen: so gehörte es unter den Titel In quibus caus. pign. nicht aber unter den, worunter es steht." (ein seltsames Argument! Das Pfandrecht von dem wir reden ist ein stillschweigendes privilegirtes. Warum konnte denn davon nicht im Titel qui potiores in pign. geredet werden?) „Überdem ist es aus dem 3. Buch der Disputationen des Ulpians genommen, in welchem nicht von stillschweigenden Hypotheken, sondern von der Rangordnung der Gläubiger geredet worden. (Aus gleichem Grunde schwach!) Ausserdem ist auch mit keinem Wort eines dritten Mannes, der die Gelder des Pupillen verwendet hätte, gedacht." Eben darum weil das Gesetz ganz allgemein sagt: si nummis pupillorum res comparata, so kann man keinen Unterschied machen, ob der Vormund oder ein anderer die Gelder des Mündels verwendet hat. Wir müssen aus Mangel des Raums [236] abbrechen. Kurz, Reichthum an Begriffen hat unser Autor, aber sie sind oft nicht tief eindringend, nicht gründlich genug. Und lucidus ordo? Nun, man lese das Buch und fühle sich an die Stirne!

Bamberg und Würzburg.

Die Wolken. Eine Comödie aus dem Griechischen des Aristophanes, übersetzt, und mit einer Zugabe von Aristophanischen Briefen begleitet von J. J. Herwich. 8. 173 S.

Von einem Übersetzer des Aristophans kann man nicht mit einem kritischen Geitz jede Sylbe seines Originals wiederfordern, aber den Geist des Dichters muß er wenigstens durchgehends herrschen lassen. In dieser Übersetzung ist zwar dieser Geist nicht ganz verraucht, allein wenn man auch die Wortspiele und das Pasquillantische Salz, das der ersten Comödie eigen war, abrechnet, so bleiben doch noch auf allen Blättern Stellen genug zurück, in welchen wir, die vielleicht unnachahmliche Leichtigkeit des griechischen Dialogs, die Stärke, das Comische, kurz die ganze griechische Rotundität vermissen. Der Sinn ist zwar größtentheils getroffen; doch finden wir ihn auch manchmal, wo nicht verdreht, wenigstens lange nicht

bestimmt genug ausgedruckt. So heist z. B. 145. τους αὐτης ποδας. so viel, als nach Flohschuen gemessen. So wie Hr. H. übersetzt, kann man die Auflösung des lächerlichen Problems nicht verstehen. Das παιπαλη würden wir des Wortspiels wegen weis übersetzt haben. v. 325. παρα την εισοδον. heist nicht, itzt sind sie herunter. τερατωδες. heist wunderbar, nicht bezaubernd, v. 368. τις ὑει. nicht wer regnet; sondern wer läßt regnen. τον αὐτον νεων βαλλει; kann nicht übersetzt werden, [237] Jupiter schleudert; weil Sokrates ja den Jupiter leugnet. γυμνος heist auch nicht nackend, sondern ohne Oberrock; komisch etwa, im bloßen Wams. Wir haben noch viele Stellen mehr angestrichen, die wir aber hier unsrer Gränzen wegen nicht anführen können. Den Ausdruck, armer Teufel, der etlichemal vorkommt, wollen wir nicht rügen, weil dieses blos eine Ausrufungsformel ist, die nichts bedeutet; wie aber Aristophanes von Stoischen Mienen reden konnte, sehen wir nicht ein. Diese Übersetzung soll übrigens nur ein Versuch seyn und die übrigen Stücke des Aristophans sollen nachfolgen. Wir erwarten sie mit Begierde; denn nur nach öftern Versuchen kann eine solche Arbeit, wenn sie doch einmal unternommen werden soll, vollkommen werden; Aber ist, wie wir nicht entscheiden wollen, eine Übersetzung des ganzen Aristophans möglich und anzurathen; und will Hr. H. dabey glücklich in seinen Bemühungen seyn, so rathen wir ihm, die Klotzischen Homerischen Briefe und die Clodiusischen Alltagsbetrachtungen über die Griechen, die ausser ihm noch niemand als Hauptbücher angesehn hat, ganz zu vergessen, und vielmehr die Stelle der kritischen Wälder die er S. 15. seiner Vorrede anführt, aber sehr schief commentirt, recht zu studieren: Sie sagt mehr als Clodius und Klotz jemal fühlen konnten. Vertheidigungen des Aristophans, dergleichen die Vorrede enthält, erwarten wir nicht. Man nehme doch die Alten und die Neuen wie sie sind. Das Vertheidigen ist so advocatenmäßig; und der beste Advocat denkt vornehmlich an seinen Clienten, und nur bey-

läufig an die Wahrheit. Wir wünschen lieber, daß Hr. H. uns das Genie des Aristophans schilderte; eines Manns, der mit dem feinsten Witz und der lustigsten Laune, das stärkste Gefühl der wahren Größe und des Patriotismus verbande, der alles sagen konnte, was er fühlte, und [238] der vielleicht den sinkenden Staat wieder zu seiner alten Größe erhoben haben würde, wenn nicht die Satyre eben dadurch den Haß gegen das Laster schwächte, weil sie lachen macht, wo man verabscheuen sollte. Findet Herr H. diesen Fingerzeig treffend, so bitten wir ihn, ihm in den Aristophanischen Briefen, die auf dem Titel nur versprochen, aber noch nicht geliefert worden sind, zu folgen. Sollen uns in denselben wichtige kritische Untersuchungen geschenkt werden, so werden wir sie mit Dank annehmen; aber wir möchten uns doch wohl alle Betrachtungen über die eckelhaften drey Einheiten verbitten, an die uns die Anmerkung S. 77. erinnert; wie wir dann überhaupt hoffen, daß die Aristophanischen Briefe keine Änlichkeit mit den Anmerkungen haben werden, die bey dieser Übersetzung stehn. Noch erinnern wir, daß verschiedene ausschweifende Stellen, die sich nur griechisch lesen lassen, in diesem Stück theils versteckt, theils übergangen worden sind. Wir sehen nicht, wie der Herr Übersetzer mit einer so jungfräulichen Miene, die wir übrigens sehr billigen, bey den übrigen Stücken dieses Komikers zurecht kommen wird, und wir besorgen, daß wir entweder einen ganz verstümmelten Aristophan zu erwarten haben, oder daß er immer, wenigstens unsern Schönen, die nicht so viel Muth haben als Frau Dacier, deren Lieblings Dichter er war, ein verschloßnes Buch bleiben muß.

Paris.

Voiage autour du monde par la fregate du Roi la Boudeuse et la flute L'Etoile, en 1766. 1767. 1768. 1769. Par Mr. de Bougainville, 4. 1771.

Die eigentliche Bestimmung dieser 2 Fregatten bestund darin, den Spaniern die Colonie, welche die Franzosen auf den Maloninischen Inseln im Jahr [239] 1764. gestiftet

hatten, und welche die Krone Spanien zurückforderte, wieder zu übergeben. Diese Reisen enthalten die nützlichsten Bemerkungen über die Lage der Örter, die Abänderung und Neigung der Magnetnadel, über die Fehler der geographischen Charten, und die damit nothwendig vorzunehmenden Verbesserungen. Der Verf. bestimmt aufs neue den Ursprung des Paraguey, oder Rio de la Plata, die Lage von Buenos Aires, von Montevideo, hält sich aber hauptsächlich bey den Maloninischen Inseln auf. Er beschäftigt sich hier lange mit der Naturhistorie dieser Inseln, beschreibt eine Art von Gummibaum, der in Europa noch ganz unbekannt ist, und dessen Harz vor leichte Verwundungen ungemein heilsam seyn soll; eine Art von Schwanen mit schwarzem Halse, eine unbekannte Art von Pongonie u. s. w. Der Verf. war ein Augenzeuge von der Vertreibung der Jesuiten aus Montevideo. Von den Indianern, die unter der Regierung dieser Gesellschaft standen, sagt der Verf. „Sie hatten kein Eigenthum und waren einer solchen Gleichförmigkeit im Arbeiten und Ruhen unterworfen, daß ihnen das Leben dadurch zur Last wurde. Sie giengen ohne die geringste Betrübniß aus der Welt, und starben ohne gelebt zu haben. Wenn sie krank wurden, so geschah es selten, daß sie wieder vom Lager aufstanden, und wenn man sie fragte, ob sie ungern stürben, so antworteten sie, Nein, und zwar mit einer Miene, die zeigte, daß sie aufrichtig sprachen.“ Man sieht aus diesen Umständen, wie freudig die Indianer die Spanier aufnahmen, da sie in die Colonie einrückten, um ihr Gefängniß zu erbrechen. Von den Patagonen versichert der Verf. daß er nie einen über 5 Fuß 9 bis 10 Zoll gesehen habe. Allein das, was sie zu Riesen macht, ist die ungemeine Breite ihrer Schultern und Lenden, ihr großer Kopf und [240] ihre starke Glieder. In dem Südmeer hat er eine Nation von größerer Statur angetroffen als die Patagonen. Von der Magellanischen Meerenge und dem Cap=Rond macht er eine fürchterliche Beschreibung. Die Gebürge sind mit einem Schnee von blauer Farbe bedeckt, der so alt ist als die Welt. Der Recensent

erinnert sich in Faucigny auf den sogenannten Montagnes Maudites eben auch Schnee von verschiednen Farben gesehen zu haben. Zwischen dem Cap-Rond und dem Cap-Forward hat der Verf. ein Vorgebürg entdeckt, das 150. Fuß über das Meer erhoben war, und aus Horizontalen Lagen petrificirter Muscheln bestand. Im Ganzen ist dieses Buch eins der merkwürdigsten seiner Art, und es verdient vor vielen seines Gleichen nächstens durch eine Übersetzung bey uns bekannter zu werden.

Kupferstiche.

Les douceurs de l'Eté von **Moitte** nach **Boucher** in einem ovalklein Folio. Die schönste Bouchersche Figur, die nackend da sitzt wie sie aus dem Bade kommt, und sich von der Aufwärterinn abtrocknen läßt. Auf einem Piedestall sieht man zween Jungen, die mit einem Ziegenbock spielen. Die Aussicht ist ganz mit Gesträuch geschlossen.

Le Fanal exhaussé. Eins der treflichsten Blätter **Vernets** von **Willem Byrne** gestochen. Sechs der schönsten Vernetschen Figuren ziehen eine Schaluppe mit allen Kräften ans Land. Das Meer ist in voller Bewegung, und man sieht aus der Angst der am Ufer stehenden Personen, und einem Schiffe, das in Gefahr ist, wie nothwendig die Errichtung des Leuchtthurms war, von dem das Blatt den Namen führt. Das linke Ufer, wo er auf einer Anhöhe steht, ist mit den schönsten Ruinen bedeckt.

[241] Nro. XXXI. Den 17. April. 1772.

Magdeburg und Frankfurt an der Oder.

Der Deutsche, 1ster 2ter und 3ter Theil. Bey dem Commerzienrath Hechtel, 1771. 8. 720. S.

Diese Wochenschrift unterscheidet sich von den gewöhnlichen sehr zu ihrem Vortheil, durch die Wahl der Materien, durch den männlichen Vortrag und den Geist des Patriotismus, der den Verfasser nie verläßt. Vermuthlich hat er gefühlt, wie traurig es sey, wenn man mit Achtung für sich und das Publikum schreibt, und nicht allzeit Muse genug übrig hat,

zu gesetzten Zeiten, wo die wöchentlichen Blätter erscheinen sollen, seine Materien auszuarbeiten. Die Ausgabe der einzeln Stücke ist also im September schon mit dem 37sten Stück unterbrochen worden und der Verleger verspricht die übrigen zu Anfang dieses Jahrs seinen Lesern auf einmal zu liefern. Er sagt seinen lieben Landsleuten recht deutsche Wahrheiten. Er glaubt, es fehle uns an Nationalstolz und an Neigung zum Vaterländischen; wir sehen zu sehr in das Ausländische verliebt. Dann handelt er von dem Glauben der alten Deutschen in Ansehung ihrer Herkunft; beschreibt ihre Wohnplätze, Häuser und unterirrdische Wohnungen; ihre Kleidung; die Sorgfalt, die sie auf ihre Haare wendeten, und die Einfalt ihrer Speisen. Er widerlegt [242] den Irrthum, daß sie Menschenfresser gewesen wären, und sich von rohem Fleisch genährt hätten. Dabey führt er die Damen in die altdeutsche Küche zum Gerstenbrey. Er berührt ihren Glauben an eine Gottheit, die sie für zu groß hielten, als daß man sie in Tempel einschließen könne, und die sie deswegen in Haynen verehrten; er handelt von ihren Opfern, Gottheiten und Priestern; den Ordalien, der Kinder Probe, und dem Paradies der Deutschen, Valhalla. Der Verfasser bemerkt, daß sich unsre Väter spät verheuratheten, und die Ehe sehr heilig hielten. Der Ehebruch war sehr selten, und wurde sehr hart bestraft. Sie hatten kein Geld: Die Braut brachte nicht dem Bräutigam, sondern er der Braut eine Morgengabe, und diese bestand in einem aufgezäumten Roß, etlichen zusammengespannten Ochsen, einem Schild, Schwerdt und Lanze. Unsre Väter theilten sich in Gelehrte, Edelleute, Freye vom bürgerlichen und Baurenstande, und in Knechte. Die Druiden waren würklich der erste Stand, und giengen den Edlen vor, weil man sie von Gott begeistert, und ihm angehörig glaubte. Selbst der König, wenn er vollkommne Gewalt über Leben und Tod haben wollte, mußte Priester oder Druide zugleich seyn. Die zweyte Art von Gelehrten waren die Barden, oder, wie sie in der Nordischen Mundart genannt wurden, Skalden. Diese waren die Dichter, Tonkünstler und Geschichtschreiber der Nation. Sie begleiteten das Heer zur

Schlacht, und gossen durch ihre Gesänge Muth und Tapferkeit in die Seelen der Streitenden. Die Druiden standen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, von dem vermuthlich auch die Barden mögen abgehängt haben. Der Stand, welcher an Ansehen zu nächst an die Gelehrten gränzte, war der Adel. Der Ursprung der Edlen scheint beynahe so alt zu seyn als Deutschland selbst Der König war nichts als die erste Magistratsperson, und war ganz [243] in seinen Entscheidungen von der Meynung der Versammlung abhängig. Die Knechte brauchte man nicht zur Aufwartung und häuslichen Geschäften; sie waren Leibeigene, und wenn sie ihren Herrn die vorgeschriebene Zahl von Kleidungsstücken und Vieh, nebst einer bestimmten Menge Getraides geliefert hatten, so waren ihre Pflichten erfüllt. Unsre Vorfahren handelten in der Erziehungsmethode etwas anders, als ihre Nachkömmlinge. Alle ihre Tugenden waren beynahe Leibesübungen, und sie glaubten, eine starke Seele wohne in einem starken Körper. Wir gehen näher zum Ziele, und brauchen nur wenige Bücher, um leben und handeln zu lernen. Ferner kommen noch sehr angenehme Nachrichten, von dem Gott der Beredtsamkeit, Braga und seinem Weibe Iduna vor, von den Barden, den Minnisingern. Die Obergottheiten beschäftigten sich überhaupt damit, die Welt zu regieren. Sie trugen aber das Detail der Geschäfte gewissen Untergottheiten oder Engeln auf, die man Landvattir nennte. Diese nun hatten wieder ihren Chef, der Landäs hieße. Die Elfen, Dysen und Valkirier waren eine Art von guten und bösen Genien, und die Nornen ihre Parcen. Diese Nachrichten können genug seyn, um unsern Lesern diese nützliche Schrift ihrem Inhalt nach bekannt zu machen. Wir hätten gewünscht, daß man nicht immer das Sittengemälde unsrer Vorfahren zum Text gebraucht hätte, um eine scharfe Epanorthose an ihre Nachkommen anzubringen. Wäre es philosophischer behandelt, und nicht so stückweise nach jeder Tugendrubrick zerrissen worden, so wäre es ungleich interessanter. Es wäre alsdann eine merkwürdige Beylage zur Geschichte der

Menschheit. Wir sehen, daß alle Züge, die Tacitus niedergeschrieben, noch heut zu Tage auf alle Völker, die in gleichem Grade der Cultur stehen, angewendet werden können, und seine Nachrichten [244] bedürften nicht mehr erkünstelte Commentarios, sondern nur Fakta unserer neuen Reisebeschreiber zur Bestätigung. Denn wir fürchten, der wahre Philosoph wird noch lange anstehen, ehe er entscheidet, dieß war Deutsch, und nicht allen Wilden gemein. Auch hätte der Verfasser die Mühe nicht nöthig gehabt alsdann das zu entschuldigen, was in dem Grad der Verfeinerung, worin die alten Deutschen stunden, eine nothwendige Folge ihrer Situation war; er würde empfunden haben, daß mit gewissen sogenannten Tugenden wieder etwas parallel lauft, das wir nothwendige Laster nennen möchten; und daß in der Moralischen, wie in der Physischen Welt, nie Gift ohne Gegengift fortschreitet. Auch die Deklamationssprache ist uns zuweilen lästig geworden, so wie wir bemerkt haben, daß aus gewissen Faktis nicht immer die Folgen gezogen waren, die aus einem Crayonstrich des Tacitus ein ausgeführtes Gemälde gebildet hätten. Daß der Verf. Herr Kretschmann, dem wir sehr viel lyrisches Talent zu erkennen, unsern Barden nennt, und ihn an die Seite Klopstocks setzt, dieses mag wohl ein Erratum der Freundschaft seyn, und wir müssen eingestehen, daß wir in unsern Gegenden, noch nicht erleuchtet genug sind, um so weit zu sehen.

Cassel.

Carl Philipp Kopps, Fürstlich Hessen-Casselischen Oberappellationsgerichtsraths, ausführliche Nachricht von der älteren und neueren Verfassung der geistlichen und Civilgerichte in den Fürstl. Hessen-Casselischen Landen. Erster oder historischer Theil. Im Verlag bey Johann Jacob Cramer, 1769. 4. 4½ Alph. Anderer oder praktischer Theil. Ebendaselbst 1771. 4. 2½ Alph.

Ein classisches Werk, das einen wahren Kenner der vaterländischen Rechte ankündigt; einen Mann, [245] der nicht gleich manchen, si dis placet! herrlichen Germanisten, aus Hert, Senkenberg, Grupen, Dreyer, Olenschlager,

wie die Apotheker eine Mixtur aus Gläsern und Büchsen, sein Buch zusammen geschüttet hat; einen Mann, der aus den Quellen, den ehrwürdigen deutschen Rechtsbüchern, aus der Geschichte, aus Urkunden geschöpft hat; der Forscher und Denker ist, der mit seiner Belesenheit den Leser unterrichtet und unterhält, ihn nicht ermüdet und zerstreut, ihm nicht den Wunsch auspreßt: O daß doch der Mann nicht so gelehrt seyn möchte! Man wird in einer gelehrten Zeitung weiter nichts als eine kurze Anzeige des Inhalts erwarten. Der erste Band besteht aus 4 Stücken. Das erste enthält eine Geschichte des Hessischen Landrechts in den mittleren Zeiten. Hessen war in zwey pagos, den Sächsischen und Fränkischen eingetheilt; im ersten galt Sächsisches, im letzten Kayserrecht und Schwabenspiegel. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wurde das römische Recht in den hessischen weltlichen Gerichten eingeführt. Das zweyte Stück handelt von der Gerichtsbarkeit der Bischöffe in weltlichen Sachen und ihren weltlichen Gerichten; von deren Jurisdiktion in geistlichen Sachen; von den Sandgerichten, den Eingriffen der geistlichen Gerichte in die weltliche Gerichtsbarkeit der Stände. Überall wird die Beschaffenheit dieser Dinge besonders in der Maynzischen Diöces, und am Ende die Verfassung der geistlichen Gerichte in Hessen gezeigt. Drittes Stück von den Grafschaften und Centen in Hessen, den Landgerichten und der Landgräflichen obersten Gerichtbarkeit; von den Centgerichten, Stadtgerichten, Oberhöfen, von einigen Particulargerichten; von den Friedensgerichten, Gastgerichten. Viertes Stück von den Processen in den alten Hessischen Gerichten. Den Beschluß dieses Bandes macht ein Anhang von wichtigen und instruktiven [246] noch ungedruckten Documenten. Der zweyte Band zeigt die jetzige Verfassung der Hessischen Gerichte. Man suche hier keine Compilation aus Brunnemann, Stryk, Ludovici rc. mit Hessischen Verordnungen verbrämt. Nur allein die Hessischen Gesetze über den Proceß sind epitomirt, digerirt und in ein System gebracht. Die Verschiedenheit des gerichtlichen Verfahrens bey den Untergerichten, Regierungen,

geistlichen Consistorien und dem Oberappellationsgericht macht, daß dieser Theil in 4 Bücher zerfällt — — Möchten doch mehrere Patrioten durch dieses Beyspiel gereizt, die Gerichtsverfassung ihres Vaterlandes so vortreflich als Herr Kopp des seinigen beschreiben!

Preßburg.

Neue Schauspiele aufgeführt in den Kayserl. Königl. Theatern zu Wien. Erster Band, 8. 1 Alph. 2 Bog.

Diese Sammlung enthält fünf Drame, oder Schauspiele, oder Lustspiele, oder Trauerspiele — — die Verf. wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen, aus der Wiener Manufaktur. In allen hat tragikomische Tugend, Grosmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke; denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben. Die Kriegsgefangnen: wenn nicht die Vestung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangnen übergegangen wäre; so hätte ein entlaufner Feldwebel einen Haufen sehr moralisch sententiöser Leute, wider seinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit, an den Galgen gebracht. Gräfin Tarnow: Zwey entsetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar gewor-[247]den, wenn nicht durch eine gewisse Excellenz ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalschaubühne erhört worden sind. Schade, daß die Exzellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hanchen. Ein Herzog, ein Graf und ein Cammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Cammerdiener wird vom Herzog erstochen; Der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Oncle ist, doch ohne es zu wissen, versteht sich wegen des decorum, der Herzog läst sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hundert tausend

Dinge gehindert die Decke zu beschreiten; und da also das Mädchen nach deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt; so heurathet sie den Grafen; Man schießt, sticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen, versöhnt sich und, wie am Schluß versichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder gescheid.

Der Tuchmacher von London. Einen Augenblick später und Lord Falkland, und Bilson lagen in der Themse; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie, Henrich, Betsi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieser Sammlung soll nächstens der zweyte Theil nachfolgen; denn seit dem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer französischen Kuplerinn mit dem Nonsense Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche!

[248] Amsterdam.

Annales belgiques, 1772. 12.

Unter diesem Titel kommt in Amsterdam ein Journal heraus, welches eine gute Portion monatliches Futter, für alle lesende und redende Geschöpfe, vom Zeitungspolitiker an, bis zum Algebraisten, aus allen Theilen der Welt zusammen trägt. Hier und da werden Raisonnements eingemischt, die bisweilen ein wenig voreilig scheinen mögen, aber deswegen sind es auch Zeitungsraisonnements. Oft finden wir sie gegründet, wie z. B. die über den Schaden der allzu großen Anzahl der milden Stiftungen S. 75. u. d. g. Nachrichten aus der Welt; aus den Akademien, von Preisfragen, von Erfindungen; kurz

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia, discursus, parvi est farrago libelli.

Der Verleger dieser Blätter nimmt jährlich Subscription zu 4 fl. Postfrey bis hierher an.

Kupferstiche.

Recréation de la Table von **Jordans**, und von **Moitte** gestochen. Ein Alter singt mit der Brille, ein junger Kerl spielt auf dem Dudelsack, verschiedene Kinder auf Pfeiffen, eine Frau singt nach Noten. Das Trinkgeschirr auf der Tafel ist sehr gut gearbeitet, und überhaupt alles weit angenehmer und liebreicher behandelt, als in dem Roi de la feve. 6. Livres.

[249] Nro. XXXII. Den 20. April. 1772.

Frankfurt am Mayn.

Kleiner Versuch über die Wunder nach Huttewillischem, Bonnetischem und Hollmännischem Leitfaden, nebst einigen Zusätzen über die Mendelsonischen und Kölbelischen Religionsstreitigkeiten von J. B. Kölbele, 1772. 8. 285. S.

Herr Abt Jerusalem erinnerte den Hrn. Verf. er sollte der Bonnetischen Palingenesie genauer nachdenken. So wie es nun Leute giebt, welche nicht denken können, ohne zu reden, so giebt es auch viele, die es nicht können ohne zu schreiben, Herr K. schrieb also von den Wundern! Er widerlegt die Huttewillische und Bonnetische Hypothesen; und erklärt sich für die Hollmännische Meinung. Seiner Widerlegung geben wir Beyfall: Wir würden aber einen andern Weg genommen und blos allein gezeigt haben, daß der Einwurf von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze, dem diese Philosophen durch ihre Hypothesen entgehen wollen, kein Einwurf sey; weil wir weder die Beschaffenheit der Naturgesetze kennen, noch im Stande sind zu sagen, was Gott thun kann oder nicht. Der Herr Verf. folgt aber diesen beyden Philosophen Schritt vor Schritt, und vergißt die Sache im Ganzen einleuchtend zu ma- [250] chen; auch thut er ihnen Unrecht, wenn er denkt, sie wollten die Wunder so erklären wie sie sind; sie wollen, wie wir der Billigkeit nach glauben, nur gegen die, die ihre Möglichkeit leugnen, zeigen, wie sie möglich sind. Die Hollmännische Meynung von den Wundern thut uns nicht Genüge, und die

beyden Charakter derselben sind viel zu unsicher. Der Schluß von den Wundern auf die Lehre, und von dieser auf jene, bleibt immer ein Zirkel; weil eine alte Lehre kein Wunder braucht, und eine neue den Anhängern der alten immer falsch scheint. Wir glauben überhaupt, man sollte mehr die historische Wahrheit der Wunder untersuchen; die philosophische Untersuchung von ihrer Möglichkeit würde bey wahren Philosophen, die gewiß nicht leicht etwas für unmöglich halten, bald berichtigt seyn. Hätte man diesem Gedanken gefolgt, so würden wir mit vielen Schriften dieser Art, und auch mit dieser vorliegenden verschont worden seyn; wäre aber diese nicht heraus gekommen so würde vielleicht, zu des Hrn. Verf. Ehre auch der unglückliche Zusatz weg geblieben seyn, den er ihr anhängt, und welcher auf eine solche Art eingeleitet wird, daß selbst alle Gönner und Freunde des Herrn Verfassers, die er dem Publikum so sorgfältig vorrechnet, einen Abscheu davor haben müssen. Das wunderbare Gemisch von algebraischen und ascetischen Blühmchen; die fliegenden Feuerpfeile und den labenden Sturmwind; S. 99. und 180. die unanständigen hundertmal wiederholten Ausfälle auf alle die Journalisten, die den Herrn Verf. nicht loben; den Ton, den er annimmt, kurz seine ganze Autorschaft würden wir, die wir den körperlichen Zustand des Hrn. D. K. in der Nähe zu sehen Gelegenheit haben, gern auf Rechnung der Hypochondrie und einer siechen Seele gesetzt haben; so gar den lächerlichen Stolz, womit er der Mendelsonischen und Kölbelischen Re- [251] ligionsstreitigkeiten gedenkt, da doch kein Streit zwischen diesen beyden so unendlich verschiedenen Männern ist, als der, daß dieser mit Gewalt streiten will, und jener nicht. Dieses und das Feldgeschrey, womit Hr. K. alle Ketzermacher zum Streit auffordert, selbst den unartigen Grimm, worinnen er die sanftmüthigen und vernünftigen Lehrer des Evangelii, die nur lehren nicht fechten wollen, todte Hunde nennt; alles dieses würden wir der Hypochondrie zu gefallen gern übersehen haben; aber keine Hypochondrie in der Welt, selbst nicht der brausendste Religionshaß, konnte einen billig denkenden

vernünftigen Mann verleiten oder berechtigen, die Ehrfurcht, die das denkende Publikum dem rechtschaffnen Israeliten Mendelssohn weihet, für die Frucht eines niederträchtigen Gewerbs so offenbar fälschlich und hämisch auszuschreyen. Nur ein Mann, bey dem der Religionshaß und die Disputirsucht Leidenschaft geworden ist, konnte schreiben: „Gemeine Journalisten können leichtlich den Juden schuldig seyn; von reichen Juden Geschenke nehmen, bey reichen Juden schmarutzen, auch durch der Juden Vorschub ein kleines Ämtchen suchen. Kein Wunder! wenn sie Mendelssonen Altäre bauen, u. s. w." Denkt der H. K. so ganz unmenschlich, daß er gegen einen großen Theil der Menschen darum keine Pflichten zu haben glaubt, weil sie Juden sind? Liest er so ganz ohne Gefühl, ist er so ganz ausgestopft von Vorurtheilen, daß er den Beyfall, den die Mendelsonischen Werke bey allen Vernünftigen erhalten haben, wo anders suchen kann, als in ihrem innern Werth? Warlich, wenn Mendelssohn alle Schätze, über die er gebieten kann, anwenden wollte, seine Schriften verschreyen zu lassen; er würde es eben so wenig können, als er damit den Kölbelischen mehr als ein ephemerisches Lob erkaufen könnte. Wenn Hr. K. den [252] Mann, der ihn mit nichts beleidigte, als mit der Gelassenheit, mit welcher er seinen Zudringlichkeiten ausweicht, der Wahrheit aufrichtig sucht, der die Religion seiner Väter nicht ohne Überzeugung verlassen will; und dessen Charakter eben so rein als sein Lebenswandel untadelhaft ist; wenn er den noch immer mit gröbern Beleidigungen anfallen will, als diejenigen waren, die er vorher ausstieß, und die das orthodoxeste Publikum nicht billigen kann, so darf er sich nicht wundern, daß er, auch da, wo er die Wahrheit sagt, nichts Gutes stiftet, und daß jeder Leser von Gefühl denen beystimmt, die ihn geiseln. Wenn Hr. K. gegen die Kritik so unempfindlich ist, als er, trotz den unaufhörlichen Seitenblicken auf die Journale, uns glauben machen will; so sey er doch wenigstens empfindlich gegen wahres Verdienst. Zu seinem Glück ist Mendelssohn mit zu viel Wahrheit Philosoph, als daß er auf einen solchen Gegner achten, oder

solche von dem ganzen Publikum verabscheute Angriffe rügen sollte.

Göttingen und Gotha.

Der einzige Weg zur Glückseligkeit, deren jeder Mensch fähig ist. Bey Johann Christian Dietrich, 1772. 8. 72 S.

Unsre Leser werden eben so erschrecken wie wir, wenn wir ihnen sagen, daß wir bey Aufschlagung dieser Bogen auf eine Tabelle stießen, die überschrieben ist: der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit, der ein jeder Mensch fähig ist. Sie ist so groß als irgend eine genealogische Tabelle eines Fürstl. Hauses, das seine Ahnen unmittelbar von dem Trojanischen Kriege herleitet. Alle Colonnen stehen in tiefer Schlachtordnung, und sind hübsch perpendicular mit A, B, C, herunter gezeichnet. Wir wollen die Colonne vom Beten nur hier einrücken, um ei-[253]nen Begriff zu geben, wie die Materien geordnet sind.

Zu bitten

für mich:

nur nicht hinfort die Gaben Gottes mit Undank zu genießen, und so denn

I) Leben und Eifer zum Guten; und dazu Gesundheit, Ruhe, Zufriedenheit bis zur Munterkeit des Gemüths;

II) Allenfalls aber mit Gottes Willen auch Züchtigung und Trübsal;

III) nur nicht hinfort in Sünden; vielmehr insonderheit Mäßigkeit, Keuschheit, Gnügsamkeit, Demuth, Selbstverleugnung, Aufrichtigkeit, Wahrheit, Dank-

für andere:

I) im Hause Ehegatten, Kinder, Eltern, Geschwister, Gesinde;

II) Andre Verwandten;

III) Freunde, vornehme und geringe, bekannte und unbekannte, hier und anderwärts;

IV) Amts- oder Standsgenossen, Untergebene, oder Anvertraute, ꝛc.

V) Obern, Land, Stadt, ꝛc.

VI) Kirche und Schulen, das Reich, die Christenheit, das ganze menschliche Geschlecht;

barkeit, Liebe, Freude, Gehorsam, Klugheit, Muth und Stärke, Vertrauen auf Gott, Treue und Eifer zum Guten.

IV) Segen des Berufs, und des täglichen und sonntäglichen Gottesdienstes.

VII) Alle Nothleidende, Irr- und Ungläubigen.

VIII) Feinde.

Dieses ist das Skelet eines Buchs, das in einem beständigen andächtigen Selbstgespräch, aber nach Anleit. dieser tabellarischen Ordnung so fortgeht, das das ganze Vater Unser in einer durch biblische Stellen bestätigten Paraphrase enthält, und sich mit den Worten [254] schließt: Denn dein ist das Reich und die Kraft, und die Herrlichkeit, in alle Ewigkeit, Amen. Man kann unmöglich begreiffen, wie weit eine gute Absicht, die schief ausgeführt wird, der wahren Religion und Andacht schaden könne, wenn man die wunderbare Einrichtung der herrlichsten geoffenbarten und natürlichen Wahrheiten in diesem Buche nicht gesehen hat. Wir wünschen von Herzen, daß es den Spöttern keine neue Waffen gegen den Weg der Gottseligkeit in die Hand geben möge!

Jena und Leipzig.

Caroli Friederici Walchii, introductio in controversias juris civilis, recentiores inter JCtos agitatas, sumtibus Straussii, 1771. 8. 426 S.

Wenn dieser Autor nur die neueren Controversen beschrieben hätte, die von den juristischen Polemikern noch nicht erzählt sind; oder wenigstens, wenn er nicht bloße Supplemente schreiben wollte, etwas besseres als seine Vorgänger geliefert, die noch nicht beschriebenen neuen Streitigkeiten vollständig abgehandelt hätte; so könnten wir ihn loben: Da er aber das alles nicht gethan hat, nun, so lobe ihn, wer da kann und will! Uns sind Walchs Controversiae, nach Vinnius und Cocceji, eine Iliade nach dem Homer; eine Sammlung von Fragen, worüber noch niemand gestritten hat, sondern wo es nur dem V. beliebt, etwas anders als

alle Rechtsgelehrten zu glauben, z. B. Seite 186. §. 14. Fragen, über die kein vernünftiger Mensch je im Ernste streiten wird, z. B. ob die Weiber Menschen sind? S. 16. Fragen, die von andern schon unendlich besser beurtheilt sind, z. B. S. 350. bey denen der Verfasser nicht einmal sich das kleine Verdienst gemacht hat, die neueren Schriften wenigstens zu suppliren, z. B. S. 234. §. 16. da ist nichts von Hert, Pufendorf, [255] Cramer, ꝛc. Endlich eine Sammlung, worin nicht wenige der neuesten und merkwürdigsten Controversen fehlen. Nur die anzuführen, die uns sogleich beyfallen, nicht ein Wort von dem Streit: ob die Succession in die Güter der Abwesenden ex nunc oder ex tunc geschieht? ob das Vermächtniß verlohren geht, wenn man ein Testament als inofficiosum impugnirt und verlohren hat? von Ludovici und Böhmers Streit über die Unterschreibung der Testamente auf dem Couvert? von Böhmers und Dunius Controvers über die Codicille? Böhmers und Averanius über die Renunciation auf den Vellejanischen Rathsschluß, und, welches das aller unverzeihlichste ist, nichts von Grupens Streitigkeit mit den beyden Böhmer, Vater und Sohn, wegen der pupillarischen Substitution? Ickstatts und Cramers wegen der Computation der Läsion über die Hälfte? ꝛc. ꝛc. Mit einem Worte, Herr Walch hätte etwas besseres als dieses Werkchen schreiben können; denn er hat schon wirklich bessere Dinge geschrieben.

Leipzig.

Wie soll ein junges Frauenzimmer sich würdig bilden? 1772. 8. 64. S.

Zwey und sechzig moralische Gesetze oder Maximen; das ist Dräte, an welchen weibliche Marionetten gezogen werden sollen. Die Natur hat uns Federn gegeben: Warum will man diese nicht lieber bearbeiten, diesen nicht lieber ihr freywilliges Spiel geben? Im Vorbericht verspricht der Verf. Alltagsgedanken, mit ausdrücklichen Worten; wir haben aber doch einen neuen Gedanken gefunden, den wir noch bey keinem Moralisten gelesen haben. Der Verf. räth nähmlich

in der 39. Maxime dem theuren Annchen, dem er sein Werkchen wiedmet, ihre Mie- [256] nen vor ihrem Spiegel zu studieren. Wir bitten unsere und des Verfassers Leserinnen, sich nur zu guten Empfindungen zu gewöhnen, und dann ihre Mienen laufen zu lassen, wie sie wollen.

Paris.

Le Spectateur François pour servir de suite à celui de Marivaux, journal composé de quinze Cahiers de trois feuilles qui paroissent dans le Cours de l'année.

Es ist dieser Zuschauer ein später Nachkömmling des Englischen. Da so viele Leute sollen und müssen amusirt werden, so geschieht es hier auf eine Art die nicht die unangenehmste ist. Hier und da haben wir wahre Kenntniß des Menschen, wenigstens des Französischen Menschen gefunden. Dieser Unterschied ist eben nicht so ungereimt. Denn die neuern Bemerkungen der Naturforscher geben nun einmal die Vermuthung, daß es auch in andern Himmelsstrichen ziemlich gut organisirte Menschen gebe, die, ob sie gleich nicht von Natur französisch sprechen, doch nicht mit den Pongos zu vermischen seyen; und der Ritter Linne arbeitet wirklich an einer Abhandlung, wo er es eben so gut aus unsern Pflanzen, als aus den Sibirischen beweisen wird.

Kupferstiche.

L'insomnie amoureuse in der Manier des rothen Crayons nach La Grenee von **Bonnet** gestochen. Eine reitzende nackende Figur sieht man von Rücken mit dem einen Knie auf dem Bette; mit dem Kopfe dreht sie sich nach dem Amor, der unter dem Bette hervorguckt. Sie lächelt sanft auf ihn herab; der ganze Körper scheint von Wollust geschwellt.

[257] Nro. XXXIII. Den 24. April. 1772.

Zürich.

Gedanken von der bürgerlichen Freyheit. Der Ausgelassenheit und Zweytracht in freyen Staaten entgegen-

gesetzt. Aus dem Englischen übersetzt, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie, 1771. 8. 193 S.

Der Verf. Dr. Brown, hat in England den Zunamen des Misanthropen bekommen, weil er in dieser Schrift die Lieblingsvorurtheile der Nation bestreitet. Wir wollen seine Grundsätze in einem kurzen Auszug unsern Lesern bekannt machen. Der thierische Naturstand ohne Gesellschaft ist wider die Natur. Bey der natürlichen Entwicklung der menschlichen Kräfte, äussern sich bald neue Bedürfnisse: Die Nothwendigkeit wechselseitiger Hülfe, und eines bestimmten Eigenthums. Die bürgerliche Freyheit ist die Einschränkung der Begierden jedes Einzelnen, und die Richtung derselben zu dem allgemeinen Wohlstand der ganzen Gesellschaft. Viele glauben mit Mandeville, der Gesetzgeber habe nur mit den Handlungen, und nicht mit den Meinungen, Gedanken und Verrichtungen der Seele zu thun. Allein, tugendhafte Sitten und Grundsätze, sind die einzige dauerhafte Grundlage der bürgerlichen Freyheit, so wie Privatvermögen und Wohl- [258] stand des Einzelnen die Basis der Reichthümer der Nation. Es sind nach dem Verf. drey Grundsätze, welche die Sitten der Menschen beherrschen, und die bürgerliche Freyheit befestigen können: 1.) Der Religion; 2.) der Ehre; 3.) des Gewissens. Ein früher und heilsamer Unterricht zwingt die natürliche Freyheit eines jungen Herzens nicht, sondern lenkt sie nur nach dem besten Endzweck. Dieß wird aus der Geschichte des Spartanischen Freystaats bestätigt, und nachdem der Verf. das, nach unsern Ideen, unnatürliche dieser Verfassung, so gut er konnte, entschuldigt, so zeigt er, daß Lykurg eben auch seinen Staat auf Grundsätze der Religion, der Ehre und des Gewissens gebaut habe. Daraus folgert er, daß der Mensch, in seinem wilden Zustande, die strengsten politischen Einrichtungen anzunehmen fähig sey, und man sehe aus dem so lang behaupteten einförmigen Zustand dieser Republik die Falschheit der heutigen politischen Maxime: daß Zweytracht einem freyen Staat unentbehrlich sey. Der Mangel an Sitten und Grundsätzen erzeugte in Athen

die beständige Erschütterungen und den baldigen Ruin des Staats. Der erste Fehler war: man gab der Jugend keine dem Genie des Staats angemessene Erziehung; der zweyte: die Einführung einer reinen, gänzlichen Demokratie. In der Römischen Republik kommen die Strenge der Spartanischen, und die Schwäche der Atheniensischen Maaßregeln zugleich vor. Es herrschte in Rom eine durchs Religionssystem des Staates gestärkte Vaterlandsliebe, wozu noch der Grundsatz der Ehre, Gleichheit des Eigenthums, Mäsigkeit des Vermögens, und Einfalt der Lebensart kam. Allein, es fehlte 1.) eine durch Staatsgesetze sichergestellte Auferziehung; 2.) kam dazu eine unbeschränkte Eroberungssucht; 3.) die Liebe zu Neuerungen, da Rom allzeit etwas von den Einrichtungen und Gewohnheiten der eroberten Nationen an- [259] nahm. Der Verfasser macht nun die Anwendung auf Großbritannien, und klagt besonders über den Unglauben, und den gänzlichen Mangel der Sittlichkeit, der durch die so genannte Schriften für die Freyheit zu denken sey erzeugt worden. Catos Brief und der unabhängige Whig sind Beyspiele davon. Die eine dieser Schriften sollte die bürgerliche, die andre die religiose Freyheit vertheidigen; aber beyde zieleten durch den Hauptton, welcher darin herrscht, auf nichts geringers, als alle diejenige Grundsätze aufzulösen, welche allein vermögend sind, die wahre Freyheit in der Kirche und dem Staat zu unterhalten. Die Ausgelassenheit und eigentliche Freyheit im Denken, glaubt der Verf. herrsche nur in den ganz hohen Ständen und in den niedrigsten, der Mittelmann aber, den er das eigentliche Volk nennt, und worunter er den Landedelmann, den begüterten Pachter, den Handelsmann und alle beschäftigte Stände rechnet, sey diesen Versuchungen nicht unterworfen. Die Kennzeichen der wahren Freyheit und Vaterlandsliebe setzt er darin: 1.) die Freunde der Freyheit werden sich immer bemühen, die Wagschaalen der vertheilten Gewalt im Gleichgewicht zu erhalten, worin die Gesetze zum Besten der Freyheit sie gestellt haben; 2.) den besten Maaßregeln getreu bleiben, ohne eine vorzügliche Achtung dieser oder jener Person; 3.) überhaupt in ihren Reden und

Handlungen sich immer gleich seyn; 4.) den Pöbel nicht aufhetzen; 5.) nie unglimpflich gegen ganze Partheyen verfahren, die ihrer Meynung nicht beypflichten; 6.) den Privatcharakter deren, die nicht gleicher Meynung mit ihm sind, nicht zu beflecken suchen. Die Mittel gegen die Ausgelassenheit und Zweytracht im Staat giebt der Verf. in folgenden an: 1.) Ist es die Standhaftigkeit des Fürsten; 2.) der Muth seines Ministers; 3.) die Vorsicht, daß das Eigenthum in gewisse gesetzmäßige [260] Schranken gesetzt werde; 4.) die Wachsamkeit über die allzugroße Eroberungen; 5.) die Einschränkung des Übermaaßes der Handelschaft; 6.) die unmittelbare Sorgfalt, gute Sitten und Grundsätze zu pflanzen. Das wesentliche Hauptmittel aber, worauf er im ganzen Buche dringt, ist eine allgemeine wohl vorgeschriebene Verbesserung der Erziehung der Jugend.

Hannover.

Im Verlag von Försters Erben: **Herrn Georg Lyttletons Anmerkungen über die Bekehrung und das Apostelamt Pauli, zum Beweise von der Wahrheit der christlichen Religion, in einem Briefe an Hrn. Gilbert West: Aus dem englischen übersetzt von F. C. Hahn, Superintendent zu Willshausen. Nebst einer Vorrede des Hrn. Consistorialraths Göttens. 1771. 8. 128 S. und 32 S. Vorrede.**

Dieß ist die dritte Auflage dieser Übersetzung eines unter uns bekannten Buchs, davon die erste 1748. und die andre 1751. erschienen. Wir wollen uns deßwegen blos auf eine kurze Anzeige einschränken. Lyttletons Beweis kommt darauf hinaus: „Er erzählt die Bekehrung Pauli aus der Schrift, und schließt daraus: Paulus müsse entweder ein Betrüger oder Betrogner seyn, oder es müsse das, was er von seiner Bekehrung erzählt, wahr, folglich die christliche Religion eine göttliche Offenbahrung seyn. Da er nun aber weder ein Betrüger, noch Betrogner gewesen, so bliebe nichts übrig, als daß die Erzählung von seiner Bekehrung wahr, mithin die christliche Religion eine

göttliche Offenbahrung sey." Wir wünschten, daß man sich nicht mehr so häufig, als bisher, mit den äussern Beweisgründen [261] von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion beschäftigen möchte, hingegen mehr mit den inneren, welche wohl durchgearbeitet und ins Licht gesetzt bey dem größten Theil der Christen zur Überzeugung von ihrer Religion bewundernswürdigen Nutzen schaffen, und wohl auch manche Unglaubige zurückführen würden. Eins der größten Verdienste dieser Schrift, welches wir mehrern von ähnlichem Innhalt wünschten, ist die Kürze. Die Übersetzung des Hrn. H. ist richtig und getreu, aber mehrerer Reinigkeit und Zierlichkeit fähig. In der Vorrede giebt Hr. G. von den mancherley alten und neuen Anfällen gegen das Christenthum, von den Vertheidigungen dagegen, von dem Nutzen, den die dadurch veranlaßte nähere Untersuchung gestiftet hat, (und wie wir hoffen, noch stiften wird) von den Lebensumständen und Schriften des Hrn. L. u. a. m. Nachricht. Sie ist sonst so geschrieben, wie man 1748. meistens geschrieben, und wie noch einige 1771. schreiben — — auch bey dem zweymaligen Nachsehen 1751 und 1771. unverändert, wiewol mancher Veränderungen höchst bedürftig, so geblieben, wie sie 1748. war, einen kleinen unerheblichen Zusatz ausgenommen. Es giebt also noch Theologen, die auf dem Pfad der Kenntniß stille stehen, und bey denen es heißt: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.

Paris.

Epitre à Racine. Par Mr. Blin de Sainmore à Paris chés Delalain et chés le Jai 1771. 8.

In dem Vorberichte beschwert sich Mr. Blin de Sainmore, daß er dieses Gedicht an die Akademie, um mit um den Preiß des vorigen Jahres zu streiten, 8 Tage vor dem gesetzten Termin eingesandt hätte, daß es aber durch einen unerhörten Zufall der [262] Akademie nicht sey vorgelesen worden. Er wählt also den Weg des Drucks, um nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben. Nach einem Eingang an die Muse des Racine schildert er das Gemählde von dem Zeitalter Ludwig

des XIV. Nachher kommt er auf das jetzige, und glaubt, daß noch einige Dichter, die durch die Werke dieses großen Mannes sind gebildet worden, übrig wären, um den Einsturz des ganzen französischen Helikons zu verhüten. Er ermahnt diese Dichter, die Alten zu studieren, und beschließt mit einer Anrede an Racine, wo er ihm dieses Gedicht dedicirt. Uns als Fremden ist es vielleicht erlaubt, ein schiefes Urtheil von diesem Werke zu fällen. Als Barbaren fühlen wir vielleicht nicht das Verdienst der französischen Versification und Sprache, und verlangen immer Gedanken, Bilder, und Pathos für unsre Nordische Imagination, die nur an starke Getränke gewöhnt ist. Wir glauben also, daß die Akademie durch die Unrichtigkeit der Posten nicht so gar viel verlohren hat.

Jeremie. Poeme en 4. Chants, avec sa prière et sa Lettre aux Captifs prêts à partir pour Babylon, Dedié à Madame, par Mr. Desmarais. Ouvrage orné de fig. en taille douce. à Paris chés J. Dépres 1771.

Unter der Zeit, daß die Vorsehung zugiebt, daß in England einer der elendesten Reimer, den erhabensten dramatischen Dichter des Alterthums, den Verf. des Buchs Hiob, in einer neumodischen Schellenjacke auftreten läßt, so erlaubt sie auch einem Doktor der Sorbonne, daß er ihren Propheten im Marionettenspiel, unter Verkündigung der siebenzigjährigen Dienstbarkeit, zum Volke Israel sagen läßt:

Vous reverrés helas! cette aimable Patrie.

Nur in Paris ist die Verunstaltung dieser Dichtersprache möglich. Das Verbrechen wird indessen ge- [263] ringer, wenn man bedenkt, daß der Doktor der Sorbonne nur den Dichter aus der Vulgata kennt, und aus ihr übersetzt hat.

Preßburg, Frankfurt und Leipzig.

Müller J. H. F. Genaue Nachrichten von beyden K. K. Schaubühnen in Wien, mit Kupfern 8. 112 S.

Herr Müller erzählt uns hunderterley Dinge vom Wiener Theater, um die wir uns gar nichts bekümmern. Warlich! Deutschland ist wenig daran gelegen, wann diese oder jene Actrice in diesem oder jenem Stück einschlafen ge-

macht hat; und wie der Einsager, der Comödienschornsteinfeger, der Parthienschreiber, Schreiner, Zettelträger, Thorsteher und Kutscher heisen. Es ist uns freylich lieb, daß man in Wien endlich das Extemporisiren und den Hanswurst verbannt hat; aber die Wiener Schaubühne blos deßwegen zu einer Nationalschaubühne zu machen; das ist der ganzen Nation beleidigend. Wenn nicht die Akteurs und Aktricen in einer eigenen Schule angewiesen werden, die Natur und den Homer, den Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus, Terenz und Schakespear zu studieren; wenn ihre Seelen nicht durch eine eigene Erziehungsart zu großen Empfindungen gebildet werden, die sie in ihrem ganzen Leben ausdrucken müssen; wenn unter ihnen keine Originalgenies aufwachsen; wenn diese Genies nicht mit etwas anders, als mit Geld, belohnt werden; wenn Dichter und Schauspieler nicht eine feine Sprache lernen; wenn sie nicht Zutritt an den Höfen oder vielmehr in die wahrhaftig große Welt erhalten; wenn ihre Zuhörer selbst nicht mit fühlbaren starken Seelen zu ihnen kommen; wenn nicht wahre Vaterlandsliebe, wahre Tugend, wahre Großmuth, wahre Liebe, wahres Gefühl des Guten, [264] des Schönen, des Großen den Dichter zu schreiben, den Schauspieler zu reden, den Zuschauer zu hören, begeistert, so ist alle Bemühung, der Bühne eine eigenthümliche Größe und ihren wahren Werth zu geben, ganz vergeblich. So wie itzo die Sachen stehen, kommen uns die großen Theatergebäude und Anstalten nicht anders vor, als wie das rothe Kissen mit goldenen Spitzen, und der himmelblaue Baldachin des wohlthätigen Frosches und der weißen Katze! — — und trotz allen den schönen Dingen, die Herr Müller uns erzählt, selbst die Büsten der Akteur und Aktricen nicht ausgenommen, die er hat stechen lassen, müssen wir ihn im Namen der Nation bitten, der Wiener Schauspielergesellschaft vor der Hand den großen Titel einer Nationalgesellschaft nicht zu ertheilen, sondern erst zu warten, bis wir eine Nation sind, bis Wien der Repräsentant derselben ist, und bis die dortige Truppe den Charakter derselben angenommen hat.

Kupferstiche.

La Sentinelle en defaut, et l'Epouse indiscrete. Dieses sind zwey in dem Geschmack des Boccacio, von Baudouin gemahlte, und von **Launay** gestochene Blätter. Wir wünschten für die Sitten, daß dergleichen schlüpfrige Sujets nicht mit so vieler Kunst behandelt würden. In dem ersten ist eine alte Frau, die ein junges Mädchen bewacht, die eben ihren Liebhaber empfängt, eingeschlafen; und in dem zweyten sieht hinter auf einem Stuhl gelegten Matratzen eine Frau ihrem Manne zu, wie er sich beym Bettmachen mit ihrem Kammermädchen rauft.

[265] Nro. XXXIV. Den 28. April. 1772.

Frankfurt am Mayn.

J. D. Michaelis Mosaisches Recht. 1ster Theil. 1770. Th. 2. 1771. 8. bey Garbe.

Alle die guten Talente, durch die sich bisher die Schriften des Herrn Hofrath Michaelis dem Publikum unsres Jahrhunderts empfohlen haben, liegen, vielleicht noch in mehrerm Lichte, auch im Mosaischen Recht der Welt vor Augen. Ein sehr populärer Vortrag; eine Gabe, Gegenstände mit gesunder Vernunft zu behandeln, die sonst nur mit Gelehrsamkeit, oder gar mit Gottesgelehrsamkeit behandelt wurden; eine Geschicklichkeit, Schwächen zu verbergen, leere Lücken zu überstreichen, Dingen einiges Unterhaltende zu geben, die es fast verlohren hatten; neben an auch eine Miene gelehrter Zuversicht, oder Hinläßigkeit, wie soll ich sagen? Gelehrsamkeit zu verläugnen, auch wo sie seyn sollte, sich auf Lehrstunden, auch gegen Leser zu berufen, die diese Stunden nicht besuchen wollen, und dann, wenigstens sich in denen gelieferten oder noch zu liefernden Schriften, immer in einer Art seliger Allgnugsamkeit zu zeigen — — alle das charakterisirt jede Schrift des Verfassers, und diese in einem noch höhern Grade. Das Mosaische Recht ist schon so oft behandelt worden; niemand aber hat es, [266] zum Theil in der Wahrheit, noch

mehr aber nach der Miene des Autors, wie Er behandelt — — Die ganze Schrift soll nichts weniger als, da alles in unserm Jahrhundert Gesetze giebt, oder zur Gesetzgebung hilft, ein Esprit des Loix Juives seyn, und es ist ganz im Ernst, daß sich auf 60 Seiten der Verf. als den jüdischen Montesquieu ankündiget. Darüber wird nun mancher, ehe er die Schrift gelesen hat, lachen, und noch mehrere, wenn sie die Schrift gelesen, zürnen; im Ganzen aber bleibts indessen fürs Jahrhundert immer gut, daß, wie es auch sey, die Gesetze Moses à la Montesquieu betrachtet werden; sollte es auch zu nichts dienen, als die starren Augen des Stupors etwas zu regen, der für unsre Gerichte und Consistorien Moses Recht als Gottes Recht zum Theil noch immer ewiget. Im Ganzen also diesen Materien sehr viel Werth zugestanden, wann und wie sie Michaelis behandelt hat, wirds dem Recens. auch erlaubt seyn, zu sagen, daß im Einzeln ihn fast kein Stück, kein Theil befriedigt habe. Nach den langen, ewig langen Präliminarien, es sey gut Moses Gesetze zu kennen, soll das Staatsrecht der Juden kommen; also zuerst eine Charte von Palästina — — eine Charte, die keine Charte ist. Von Westen und Mittag läßt der Verf. das Land noch ganz offen; und die übrigen Gegenden bestimmt er — — sehr groß, bis an Euphrat und die Wüste Arabiens hinein; wie uns dünkt aber, noch immer theils ohne gehörige Beweise, ohne zureichende historische Data, und dann am meisten ohne alle Rücksicht, wenn? und wie lange, Israel da und da etwas besessen? was der Besitz geheißen? und was jeder Strich und Strecke dann zum Wesen seines Staats beytragen oder nicht beytragen können? Untersuchungen hierüber würden oft ein andres Resultat geben; der jüdische Staat aber, der uns in diesem Buch nicht anders als eine fliegende, dichte- [267] rische Republik vorkommt, würde dadurch auch an Wahrheit gewinnen. Jetzt soll das Land nur groß werden, um die und jene Zahl Einwohner zu haben, wenn dieß und jenes zu verificiren; sollt es auch darüber gar zu einem Staat werden, wie die weiland berühmte Insel Atlantis, oder Bilebul-

gerid auf den alten Charten Africas. Vom Recht der Israeliten aus Land, beurtheilt M. die Meinungen oder Beschönigungen andrer sehr scharf, selbst, wo sie nicht zu weit von seiner Meinung abliegen, (wie z. B. bei des D. Ronne seiner, recht verstanden, zu beweisen wäre) und Hrn. M. eigne Berechtigung befriedigt endlich doch eben so wenig. Die Väter der Israeliten waren da gewesen; aber wann? wie stark? wie lange? und was hatte Israel für Recht, ein 300. Jahr verjährtes, und freywillig aufgegebnes Recht, und auf die Weise, wieder zu fordern? Die Gabe, fremde Gesichter sehr glatt abzuwischen, und sein Eignes sehr zu schminken, ist überhaupt des Verfassers große Gabe. Nun kommen Grundmaximen des jüdischen Staatsrechts, (der geneigte Leser erschrecke nicht über die Worte: es sind nur Worte!) und die sind, der Dienst Eines Gottes, die Absondrung von andern Völkern, Gründung des Staats auf dem Ackerbau u.s.w. Bey keiner hat uns der Verf. im mindsten Gnüge gethan: denn nichts ist eigentlich aus dem orientalischen Geist der Zeit, des Volks, der Sitte erklärt, sondern nur überall Blumen eines halb Orientalischen, gut Europäischen commonsense herüber gestreuet, die weder den tiefen Forscher, noch den wahren Zweifler, und den Morgenländer, der Ader seines Stammes fühlet, am wenigsten befriedigen werden. Gewisse Dinge von diesen ließen sich auch selbst mit der zuversichtlichen Miene des Hrn. M. gewiß nicht ganz geben; wer aber mit der Geschichte nur buhlet, nur die Gabe hat aufzustutzen und einzuklei- [268] den, wo man die Wahrheit eben nackt sehen will,

— — — — Phyllida meam non habeto!

Hier ist alles nur immer im Geiste unsres Jahrhunderts behandelt, dem guten Moses politische Maximen geliehen, die selbst bey uns doch nur oft loci communes sind, und jenem Volk, jener Zeit, jenem Gesetzgeber wahrhaftig fremde waren. Es ist Schade, daß die eignen Arbeiten dem Hrn. M. so viel Zeit wegnehmen und weggenommen haben, daß er diese wahre Sitte des Morgenlandes und den Geist der Gesetze in dem-

selben, nicht in den heutigen Resten derselben gnug, oder lebhaft gnug hat studieren können; er würde, nach Maaßgabe, die heutige Verfassung dieser alten Geschlechter, die Abgötterey, das Prophetenrecht, die Absonderung der Nation, die demokratische Form, die Beschäftigung der Leviten, und das Recht der Kriege nicht blos, nicht in das Licht, sondern auch nicht mit der Haltung und Farbenart gemahlt haben — — jetzt ist Alles ein lichtes Utopia, ein Schweben zwischen Himmel und Erde. Insonderheit fehlt doch die Hauptfrage fast durchgängig: Wann sind denn diese Gesetze, und wie lang erfüllet? durch welche Mittel und von wem in Gang gebracht? Wer hat z. B. das Volk, ein Volk ganz andrer Sitten, zum Ackerbau gewöhnt, gebildet? — — Wir wollen nicht einmal die leidige Grundfrage hinzuthun: Wann sind denn eigentlich die Gesetze gegeben? Hat Moses denn, wenn er für eine künftige Zeit und ein entferntes Land Gesetze gab, immer so schön geweissaget? — — Wir sehen, Hr. M. meynt auch, das Gesetz Moses in Stein gegraben und mit Kalk übertüncht, könne sich auf Garizim noch Einmal finden — — So viele Reisende sind, fast zu dem Zwecke, da gewesen: die Samaritaner haben da ihr Zion — — würden mit dieser Einen Entdeckung die Avtenticität ihres Pentatevchs beweissen — — und [269] nichts ist noch gefunden: da doch alle jüdische Berge kahl sind, und Jahrtausende einen Stein auf dem Gipfel nicht mit Erde bedecken, sondern von Erde blößen. Im Privatrechte der Juden sind viel nützliche Erläuterungen, von Eigenthum, Kauf und Verkauf, Ehe u. s. w. Das alles war leichter, weil die Gesetze selbst ins Detail gehen, und die Erörterung hierüber auch mehr nach dem Genie des Hrn. M. zu seyn scheint: denn es gehört zu ihr nur Aufmerksamkeit auf die Dinge des gemeinen Lebens, und eine Gattung Philosophischen Sensus communis, auf den der Verf. nur zu sehr alles hinzieht. So bald aber wieder, z. B. bey der Blutrache und Gefühl der Ehre der Morgenländer, die Frage den Geist der Nation, das wahre Gefühl einer Zeit, eines Clima, eines Volks, die wahre

Philosophie eines Gesetzgebers im Großen betrifft — — so ist alles verzogen, und bey einigen Erörterungen, ob z. B. Moses und Josua große Generale gewesen? ist uns der Sophist, der vor Hannibal redete, erschienen. Die Schreibart des Verfassers ist nur oft zu populär — — nachläßig, schleppend, sich ungemein viele Dinge verzeihend, die nicht dahin gehören, und in Allem nichts minder als Montesquieu. Der soll über diesen Gegenstand gewiß nachkommen, wie Elias! und wäre der Gegenstand, wäre ein Moses dessen nicht werth, was Lykurg, Numa, Solon, und fast Manko-Capak so oft genossen.

Leipzig.

Die alte Frau, oder die weise Schriftstellerin zum Besten junger Frauenzimmer. Erstes Bändchen. Bey Engelhard Benjamin Schwickert 1771. 8. 190. S.

Hier spricht ein Leipziger Student unter der Maske einer alten Frau, vollkommen wie eine alte Frau, [270] mit der Erfahrung eines Studenten. Dieß Unglück hat noch in der deutschen Literatur gefehlt, daß alle junge Leute die Crudităten ihres Gehirns, und alle Pinsel ihre Compilationen unter dem Gebrauchszettel fürs Frauenzimmer, los zu werden suchen. Wenn wird der Philosoph, der gelebt und geliebt hat, Ehegatte und Vater ist, sich ermuntern lassen, für unsre Töchter, Gattinn und Mütter zu schreiben, und auf das, was der kurzsichtige Kopf und der Misanthrop weibliche Schwachheiten nennt, und was wir den Keim und die Grundlage aller weiblichen Tugenden nennen würden, das Gebäude der Pflichten und der Glückseligkeit zu bauen? Allein, alle Väter und Mütter, die diesen Namen verdienen, kennen den Werth der Wirksamkeit in der engeren Sphäre ihrer häuslichen Glückseligkeit zu gut, als daß sie sie so leicht erweitern sollten, und wer eine Familie zu erziehen hat, umfaßt selten das menschliche Geschlecht mit schriftstellerischem Wohlwollen. Aber eine Sternheim dürften wir bitten, das Journal ihrer Beobachtungen, das sie für ihre Familie aufgesetzt hätte, durch Copien von ihrer Freundinn bekannt

zu machen — — und denn würde uns die Vorsehung ferner für allen Studenten und alten Weibern in Gnaden behüten.

Chemnitz.

Kurzer Unterricht in den schönen Wissenschaften für Frauenzimmer. Erster Theil 1771. 8. 513 S. ohne Vorrede und Zueignungsschrift.

Der Verf. nennt sich unter einer kriechenden und für unsre Zeiten ganz unschicklichen Dedikation an die Fr. Gräfin von Hoym, H o h l. Ein Franzose würde aus diesem Namen eine Pointe machen, und uns zeigen, wie es eigentlich in dem Kopfe des Verfassers aussähe. Wir aber, die wir Swifts Lehre gegen [271] die Punsters wissen, enthalten uns dieser Sünde. In der Vorrede entfällt seinen Augen eine Thräne, die sich in folgende Klagen ausschreibt:

Er ist nicht mehr! Ach der G e l i e b t e,
Mein bester Gellert ist nicht mehr.
Den meine ganze Seele liebte,
Mein Freund, mein G e l l e r t ist nicht mehr!

Dieß Stückchen Gefühl solte von rechtswegen seine Leser vorbereiten, ihn nicht für einen Compilator zu halten. Indessen sind uns gegen sein eignes Denken wichtige Zweifel aufgestoßen, wenn wir gesehen haben, daß der Mann, der seinen Fingerhut voll Empfindung allen Schönen darbietet, nie die Pierische Quelle selbst gekostet hat. Nach einem trocknen und seichten Wortverzeichniß der Mythologie, geht er zu seinen Nachrichten vom H o m e r über; Hier wird nichts von ihm gesagt, als aus dem Batteux der Innhalt der Ilias und Odyssee ihren Büchern nach abgeschrieben, und hinten einige Stellen, allein in der elendesten Übersetzung, hingekleckt. Nichts von dem Geist Homers, seines Zeitalters, seiner Sitten, seiner Sprache, seinem Versbau! Lauter Dinge, die auch jedem Frauenzimmer zu wissen nöthig waren, wenn es nur einigermaßen seine Schönheiten empfinden will. Nichts von dem Popischen H o m e r, als daß es die beste Übersetzung sey. Sie ist die beste, als ein modernes Meisterstück der Harmonie und Sprache, und auch die schlechteste, wenn man

nur einen Funken des Homerischen Geistes in seiner ursprünglichen Bildung aufhaschen will. Mit dem Virgil verfährt er eben so, und übersetzt wieder einige der herrlichsten Stellen in die abgeschmackteste Prose. S. 131. bricht er in die Worte aus: „Kann man sich wohl der Thränen enthalten, wenn man eine Mutter über den Tod ihres Sohns klagen hört, [272] wie die Mutter des Euryalus!" Auch wir brechen in Thränen aus über den Verlust der Schönheiten Virgils, und entsetzen uns über den Herrn Hohl, der sie, wie Polyphem S. 131. die Menschen fraß, daß ihre Gliedmaßen sich noch bewegten. So schlüpft er über Milton, Glovern, Peyne, Butlern, weg, zieht einige Stellen an, aber sagt kein Wort eigne Empfindung, die sie in seiner Seele gewiß zurückgelassen hätten, wann er sie studiert hätte. Er entschuldigt seine Compilation damit, daß er nie geglaubt hätte, besser über diese Werke urtheilen zu können, als Ramler, Batteux, Leßing, u.s.w. Aber wie traurig muß es im Kopfe aussehen, in dem keine Saite anschlägt, als die von diesen Männern ist berührt worden! Bey den italiänisch Epischen Dichtern ist er weitläuftiger; denn hier hatte Meinhard schön vorempfunden! Nun paßiren Voltaire, Fenelon, Boileau, Klopstock, Bodmer, Wieland, Zachariä, Dusch, Uz und Thümel, die Musterung als Epische Dichter. Alsdann geht er zum Drama über, und nachdem er den Kram der 3 Einheiten ausgelegt, compilirt er über die alten dramatischen Dichter alles, was Ramler, Batteux, Leßing, Clodius u. s. w. darüber gesagt haben. Stünde auf dem Titel nicht, fürs Frauenzimmer, so wäre diesem Verf. auch nicht die geringste Entschuldigung für die Schändlichkeit seiner Arbeit übrig geblieben. Diese Schrift, die noch in unsern Zeiten erschienen ist, mag einen Mann auffordern, der das wichtige Werk, alle Empfindungen des Schönen, in allen Zeitaltern und Formen dem bessern Geschlechte genießbar zu machen, unternimmt, der aber von der Natur und Erfahrung mehr Beruf dazu hat, als Herr Hohl.

[273] Nro. XXXV. Den 1. May 1772.

Göttingen.

Leß, Dr. Gottfr. Lehre der christlichen Mäßigkeit und Keuschheit, in 12 Predigten, 1772. 8. 438 S.

Herr D. Leß, vor den wir eine wahre Hochachtung haben, lehrt hier seine Gemeinde in 12. Predigten, wie Christen essen, trinken, sich kleiden, und sich vergnügen sollen. Warum Christen? Wir haben einen hohen Begriff von der christlichen Religion, und eben deßwegen glauben wir, daß sie uns zwar neue Wahrheiten, aber keine Pflicht lehrt, von welcher wir nicht schon als Menschen unterrichtet, und durch unsern Verstand überzeugt würden. Die Wirkung der Religion Christi suchen wir darin, daß durch sie unsere gesunkene Seelen erhoben, daß unsere ohnmächtige Kräfte gestärkt, daß wir zur wahren Tugend durch die Versicherung des göttlichen Beystandes belebt, in der Verehrung, der Liebe, dem Zutrauen auf Gott befestigt; in der Kleinmuth und Verzweiflung nach hundert und hundertmaliger Verachtung Unserer selbst, und Empfindung unserer Nichtswürdigkeit aufgerichtet; und ohngeachtet unserer Flecken und unserer Unvollkommenheit dennoch überzeugend versichert werden, daß wir künftig dem vollkommensten Wesen genähert und ewig glückselig [274] werden sollen. — — Irren wir uns nicht in diesen Begriffen, so ist der Einfluß der christlichen Tugend, als Christlich betrachtet, nicht bey jeder einzeln Art von Pflichten besonders vorzustellen, sondern er erstreckt sich auf den ganzen Umfang unserer moralischen Verfassung, stärkt jede gute Neigung, adelt jede gute That, giebt jeder Hoffnung künftiger Vollkommenheiten neues Leben und neue Festigkeit. Wir hören freylich oft Christum neue Pflichten vorschreiben; wir wissen freylich, daß Paulus vor seinem Übergang nicht wußte, daß Lust Sünde wäre; aber, wenn wir die Sittenlehre Christi und des Apostels prüfen, so werden wir finden, daß beyde, selbst den Glauben an den Beystand, und die Gnade Gottes nicht ausgeschlossen, schon den Heyden bekannt, und nur im Gegensatz der Lehren der Pharisäer, oder höchstens in Ansehung der näheren Ent-

wickelung neu waren. — — Wir wollen damit sagen, daß wir moralische Predigten zu lesen wünschen, worinn die Vernunft Bewegungsgründe zur Tugend angebe, und die Religion nur gebraucht würde, diese Bewegungsgründe zu erhöhen, zu beleben und eindringend zu machen! — — Sey mäßig und keusch; denn sonst wirst du ein schlechter Mensch. Zweiffelst du, ob du stark genug bist, dieser Schlechtigkeit zu entgehen, so wisse, daß Gott dir durch Christum Beystand versprochen hat; wisse, daß dir durch ihn eine Größe zugesagt wird, von welcher die Freude, die du itzo schon bey jeder guten Handlung empfindest, kaum ein Vorschmack ist.

Leipzig.

D. Jo. Christ. Dan. Schreberi — — Spicilegium Florae Lipsicae. Prostat in bibliopolio Dykiano 1771. 8. m. Pag. 148.

Ein Buch, das die Pflanzen einer gewissen Gegend enthält, sollte in Absicht der Enumeration, so viel [275] möglich, vollständig seyn: es sollte bloß bey den Trivialnamen, oder höchstens bey einer einzigen Beschreibung eines einzigen Systems bleiben, und keinesweges schon tausendmal bis zum Ekel abgedruckte Beschreibungen noch einmal wiederkäuen. Crambe bis cocta ist arg: wie mag einem bey der millies cocta werden? Es sollte sich durchaus nach den Klassen, Geschlechtern und Arten seines einmal angenommenen Systems richten, und davon nicht abweichen, wenn nicht so vieler Systeme, als Floren sind, werden sollen. Daß es den Ort, wo die Pflanze wächst, treulich anzeige, versteht sich, wenn es dabey seinem Verfasser mehr Ehre machen soll, als ein blosser simpler Catalogus machen kann; und wenn der Leser auch etwas hinzudenken, und darüber reden soll; so hätte jener, unbeschadet des angenommenen Systems, Gelegenheit genung, sich bey den Gattungen, Arten u. s. f. in das Kritische der Botanik einzulassen; denn rund von unsern botanischen Systemen zu reden, so ist keines, das nicht hin und wieder einen Zusatz, oder eine Feile zuließe. Auf die Art käme auch der Verfasser nicht in die ängstliche Verlegen-

heit, wie ein Alphabet vollgedruckt werden möchte, in die er eben so gewiß kommt, als der, der aus einem Bücherkatalogus von achtzehnhundert Bänden, ein dickes Buch ediren will. — — Der Recensent hält diesen Prologus nicht nur als eine Erinnerung an die neuern Florenschreiber für nöthig, sondern er glaubt auch, der Werth des Spicilegii des Herrn Hofrath und Professor Schrebers, könne nun von unsern Lesern, nachdem er ihnen mit ihrer Erlaubniß vorher etwas Licht und Schatten entworffen, selbst bestimmt werden.

Es sind zwanzig Jahre, als Herr Böhmer die Floram Lipsiae indigenam herausgab, und es hatte das Ansehen, als wenn in der Enumeration der Leipziger Pflanzen für Niemand etwas übrig gelassen [276] wäre. Nur Herr Schreber dachte, für ihn möchte doch wohl noch etwas da seyn. Seine Hoffnung betrog ihn nicht, und wirklich ist auch sein Verzeichniß um einige hundert einheimische Pflanzen stärker, als das Böhmerische. Seine Excursionen sind nach Gegenden geschehen, die den Weiden und Überschwemmungen bisher ausgesetzt waren, und wo sich folglich in so langer Zeit Boden und Pflanzen abändern konnten. Er hat auch die Ketschauer Gegend besucht, in die Böhmer nicht gekommen war. Das System, das Herr Schreber erwählt, ist des Herrn Ludwig seines, dem er sein Buch dedicirt. Hin und wieder scheint er doch vom angenommenen System abzugehen, besonders in der 15ten und 18ten Klasse. In der erstern liefert er einen besondern Abschnitt von den Gräsern, und den ihnen ähnlichen Gewächsen. In der letztern handelt er von den Schwämmen, nach dem Gleditsch; von den Moosen, nach dem Dillenius. Die zweifelhaften Pflanzen sind nach dem Herrn von Haller vorgetragen, worunter denn die crustaceae und filamentosae stehen. Überall sind die loca natalitia angezeigt. Kritische Anmerkungen findet der Recensent hin und wieder, die Trivialnamen des Linnäus, dessen Beschreibungen, nebst einigen andern vom Bauhin, Morison, Rupp, Haller, und sonst berühmten Botanisten. Für die Freunde des Linneischen Systems ist auch gesorgt, indem sie nach demselben einen conspectum plantarum

Lipsiensium finden. Die plantae cultae sind besonders berührt. Die neuen Pflanzen, die Herr Schreber entdeckt, sind mit einem Sternchen gezeichnet, so wie die, die seit der Böhmerischen Flora verlohren gegangen, mit einer Nulle.

[277] Greifswalde.

Correspondence entre S. A. R. le Prince Gustave de Suede avec S. E. le Senateur Schaeffer. 1772. 8. 260. S.

Der Herr Graf suchte in diesen Briefen den Verstand des damaligen Kronprinzen, nunmehrigen Königs von Schweden, zu üben. Auf die Ausbildung des Verstands zielen fast alle Gegenstände, die hier vorkommen — — Das königliche Herz des erhabenen Eleven war groß gebohren. Wir haben diesen Briefwechsel mit dem Vergnügen gelesen, das ein jeder fühlen muß, wenn er in einem großen Monarchen Eigenschaften sieht, die weder die Geburt noch die Krone schenken konnte: Aber, zwo Maximen haben wir darin vermißt, die doch, unsrer Meinung nach, durchgehends in einer Fürstlichen Erziehung herrschen sollten: die, welche David seinem Sohne gab: Sey ein Mann! und die, welche Fingal dem Seinigen einprägte: Bend the Strong in Arms, but spare the feeble Hand. Be thou a Stream of many Tides against the foe of thy people, but like the gale that moves the grass to those who ask thy aid. (Demüthige den kühnen Streiter; aber schone des schwachen Arms; Sey ein Strom von tausend Fluten wider den Feind deines Volks; aber denen, die deine Hülfe suchen, sey ein West, der im Graße spielt.) — — Doch diese Maximen verwebt die Natur selbst in große Seelen; bey ihnen hören sie auf Maximen zu seyn, und werden bloß Gefühl.

München.

Brauns H. Versuch in prosaischen Fablen und Erzählungen. 1772. 8. 187. S.

Diesen Fablen hat der Herr Verf. für seine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, sagt er, [278] nicht ohne

Selbstgefälligkeit; „vielleicht etliche junge Leute sich hervorthun, und ihm Fabeln nachschreiben könten, so wie gleich etliche Bändchen freundschaftlicher Briefe erschienen wären, seit dem Er einen Versuch in freundschaftlichen Briefen geschrieben hätte; Diesen jungen Leuten nun, meynt er, wären die ächten Begriffe von der Fabel sehr nöthig.“ — — Nöthig sind sie freylich, sowohl den bösen jungen Leuten, die Hrn. B. Fablen nachschreiben, als allen andern, die sich ohne Genie in dieses Feld wagen; aber aus Hrn. B. Theorie werden sie eben nicht sehr erleuchtet werden. Er sagt: „die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meistentheils thierische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liege.“ Unbestimmter kan man wohl nicht erklären. Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander gesetzt. Wir glauben, daß sie im Anfang nichts war, als eine Art von Induktion, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nemlich andere belehren oder überreden, so zeigte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beyspielen. Wahre Beyspiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so gieng man aus der menschlichen Natur hinaus, und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und so fabulirte man fort, bis die Menschen mehr anfiengen, zu räsoniren, als zu leben. Nun erfande man Axiomen, Grundsätze, Systemen, u. d. gl. und mogte die Induktion nicht mehr leiden; zugleich entstunde das Unding der honeten Companie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Induktion gefallen war, wieder [279] aufhelfen. Sie schminkten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, sondern amusiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr

zurückkehren, und schnitte die Auswüchse ab; allein, man konnte doch mit der Induktion nicht fort kommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde die Fabel Epigramm. — — So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beyspiele von der letzten Gattung würden wir genug in Hrn. B. Fablen antreffen. Wir würden aber schwerlich welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden, oder abgenutzt, oder falsch, oder alltäglich. Hr. B. verspricht noch eine weitläuftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbitten; aber — — liceat perire poetis! und warum sollte Hr. B. auch nicht so viel Recht haben zu dichten und zu theoretisiren, als andre?

Frankfurt am Mayn.

Kritisches Wörterbuch über juristische Sachen. Fünftes und sechstes Alphabet, 207 S. Siebendes Alphabet 324 S. bey Kochendörfer 1771. 8.

Unsere Leser werden die vorige Alphabete dieser Schrift kennen. Recensionen juristischer Bücher, Penseen, kleine Abhandlungen, gelehrte Merkwürdigkeiten ꝛc. durch einander, nach dem Alphabet geordnet, sind der Inhalt der vorigen und dieser Stücke. Der Autor hat Kopf und Application. Deutsches Privat- und Staatsrecht und die Lehnrechte sind sein eigentliches Fach. Seine Recensionen sind meistentheils gründlich, und durchaus, wie es uns scheint, unpartheyisch. Die Abhandlungen und kur- [280] zen Anmerkungen, sind, wo nicht alle sehr wichtig und neu, doch immer lesenswerth.

Berlin und Leipzig.

Versuch einer prosaischen Übersetzung der griechischen Lieder des Pindar. Dritte und vierte Abtheilung, die Nemeischen und Isthmischen Siegslieder in sich enthaltend. In der Ringmacherschen Buchhandlung 1771.

Hiemit ist also in dieser Übersetzung Pindar beschlossen. Sie kann für nichts minder als ein Nachbild Pindars in

unsrer Sprache, selbst im mindsten nicht für eine Übersetzung von Geist und Geschmack gelten — — unedel, umschreibend, zerronnen, äusserst prosaisirend, und in einem ganz falschen Geschmack von Allegorie. Sonst aber dem flachsten Wortsinne getreu, und also doch immer einiger Versuch über Pindarn in unsrer Sprache, der einem künftigen Übersetzer hie und da wird dienen können, wenn er sonst freylich keinem dienet. Wo lebt aber dieser Übersetzer Pindars? Grillo ists gewiß nicht, oder sollte es nicht seyn. Auch seine neuliche 11te Olympische Ode im Musenalmanach ist unausstehlich und dazu untreu. Wir verzweifeln auch fast auf immer an einer Übersetzung: denn wer wird in dem Labyrinth von griechischer Mythologie und kleinen Stadtgeschichten die fortgehende Musick und den edlen Gang Pindars erhalten können, der immer dabey nur Blumen und die höchste Blüthen zu pflücken scheint, in seinem Fluge nur immer mit der Spitze des Fittigs das berührt, in das auch dieser Übersetzer, als in einen Morrast, hinnein sinket. Sonst aber sagt schon J. Aventinus, daß unsre deutsche Sprache mehr sich der griechischen, denn der lateinischen vergleichet, und kann ohne Erkänntniß der griechischen Sprache nicht recht, wie sie von Art seyn soll, geschrieben werden, und von der Seite würde Pindars sein Spruchreiches, seine Wortflechtung, seine dorische Stärke, auch gewiß ungemein deutsche Art seyn können.

[281] Nro. XXXVI. Den 5. May 1772.

Leipzig.

Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie; aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von C. Garve, 1772. 8. 420 S. samt den am Ende angehängten Anmerkungen.

Der Verfasser eröffnet seine Moral mit einer weitläuftigen, aber doch flüchtigen Beschreibung des Zustandes der Menschheit, nach ihrem itzigen Verhältniß, und des einzlen Menschen nach seinen Kräften, Eigenschaften, Trieben und Hoffnungen. Er setzt sein gröstes Gut in die Liebe

des Nächsten; theilet hierauf alle Pflichten, nach der gewöhnlichen Mode, in Zwangs- und Gewissenspflichten, und baut auf jene das Recht der Natur, auf diese die Moral im engern Verstande. Von dem allgemeinen Staatsrecht sagt er ausser den bekanntesten Dingen wenig, hält sich aber desto weitläuftiger bey der Staatskunst auf, womit er sein Buch beschließt. Wir glauben mit ihm, daß man keine gründliche und nützliche Moral schreiben kann, ohne eine genaue Kenntniß von dem Menschen und seinem äussern Verhältniß zu haben; allein, ein Wörter- und Definitionskram kann uns hier so wenig Genüge leisten, als wir von einem Moralisten eine Beschreibung [282] des Zustandes der Menschheit unsers Jahrhunderts erwarten; oder will man ja diese Grundsätze in ihrer ganzen Ausdehnung voraussetzen, so muß man doch nachher in der Abhandlung von den Pflichten selbst, immer wieder darauf geführt werden. Es ist sehr unangenehm, wenn man sich durch eine lange Reihe von flüchtigen oft willkührlichen Bemerkungen über die Bildung, Wohnung, Gattungen, Dauer, Geselligkeit, Fortpflanzung der Menschen, über ihre Künste, Handlung, Sprache, Schriften u. dgl. durcharbeiten muß, und am Ende, von allen diesen Zurüstungen gar keinen Gebrauch machen sieht, sondern wieder auf einmal auf den nemlichen Platz zu stehen kommt, auf welchem alle die Hypothesenmacher und Schulmoralisten stunden. Dieses ist vollkommen Ferguisons Fall, und seine Einleitung und seine Hauptabhandlung sind zwey ganz unabhängige Bücher, welche nicht die geringste Beziehung auf einander haben. Nicht einmal der von dem Verfasser angenommene Grundsatz ist benutzt worden; und sein Recht der Natur und seine Moral, sehen mehr einer Sammlung von logischen Erklärungen und Positivgesetzen, als einer philosophischen Abhandlung ähnlich. Wir müssen überhaupt gestehen, daß wir dieses Werk für eine von denen unreifen Produktionen halten, welche die Buchhändler beliebten Schriftstellern abzwingen, und welche die beliebten Schriftsteller sich meistens sehr gerne abzwingen lassen. Nach den vielen moralischen Systemen, die wir haben; oder viel-

mehr, nach dem Gefühl, das uns eine gütige Natur, und die Erfahrung so vieler Jahrhunderte von dem wahren Guten und Schönen gegeben hat, brauchen wir keine Moral mehr, die uns nur Pflichten nennt; sondern der Zweck solcher Bücher sollte, dünkt uns, nur allein dahin gehen, diese Pflichten leicht, eindringend, überzeugend zu machen, damit unsere Leser und Zuhörer das erfahren, [283] was andre spekulirt; damit sies thun. In dieser Absicht sollte man den Menschen studieren, und sonderlich ihm den Vortheil, den er aus den gewissenhaften Beobachtungen seiner Schuldigkeit ziehet, recht fühlbar machen. Der Grundsatz von der Menschenliebe ist dazu wenig geschickt. Wir sind dieser menschenfreundlichen Philosophie von Herzen gut, aber wir halten sie für sehr unvollständig und unwirksam. Die Menschenliebe, dieser sanfte und mit den seeligsten Empfindungen begleitete Trieb, macht vielleicht zween Drittel unserer Glückseeligkeit aus; aber ein Drittel bezieht sich allein auf uns, und die zwey andern suchen wir nur, weil sie zwey Drittel unserer Glückseeligkeit sind. Den willkührlichen Unterschied zwischen Moral und Recht der Natur, wünschten wir ganz aus der praktischen Philosophie verbannt zu sehen; und was wir mit dem ganz falschen Schulbegriff von Zwangs- und Gewissenspflichten anfangen sollen? wissen wir gar nicht. Alle Pflichten gegen andere sind Zwangspflichten, wenn diesen andern, nach einer aufrichtigen und vollständigen Prüfung, mehr an der Erhaltung ihres Endzwecks, als an der Beobachtung der Pflichten der gegenseitigen Liebe der Menschen gelegen ist. Daher entsteht das Nothrecht, die Nothwehre und tausend andere Dinge, die gar keinen Nahmen zu haben brauchten, und auch keinen bekommen können, weil die Begriffe im Allgemeinen zu unbestimmt, und erst in einzlen Fällen zu bestimmen sind. Herr Garve, der sich die undankbare Mühe gemacht hat, dieses Buch zu übersetzen, hat dasselbe mit Anmerkungen bereichert, die den denkenden Mann verrathen, und der Übersetzung einen vorzüglichen Werth geben. Er klagt mit Recht über die Unvollständigkeit dieses Buchs, und den üblen Zusammenhang desselben. Wir

wünschen mit ihm, daß man die Lehre von der Freyheit lieber auf das Gefühl von Schuld und Ver-[284]dienst baute: Wenigstens wollten wir, daß man die Freyheit lieber in unserm Verstande, als in der unbestimmten Eigenschaft des Menschen suchen möchte, die man, dem System zu liebe, Wille genennt hat; ein Nahme, der doch am Ende wohl nur einer gewissen Art von Empfindungen gegeben worden ist, um daraus die, vielleicht nach blos mechanischen Gesetzen folgenden Wirkungen zu erklären. Die gewissenhafte Untersuchung, die der Herr Übersetzer über die wahre Bedeutung verschiedener englischer Wörter anstellt, die er nicht auszudrücken vermogte, hat uns sehr wohl gefallen, und läßt uns gar nicht zweiflen, daß seine Übersetzung sehr getreu ist; denn, da wir das Original nicht bey der Hand haben, so konnten wir sie nicht vergleichen. Wenn der Hr. Übers. S. 326. sagt, „daß man im Lateinischen zuerst philosophirt habe;" so muß er blos von der neuen Philosophie verstanden werden. Über die Armut unserer Sprache in der Seelenlehre, dürfen wir uns so lange nicht beklagen, bis wir bestimmte Begriffe in dieser unübersehlichen Wissenschaft bekommen, wenn wir je dissëits des Grabs welche hoffen dürfen; vielleicht könnte man in einigen Fällen bestimmtere Zeichen finden. Warum nennen wir z. B. nicht: die Veränderung im sinnlichen Werkzeug Sensation; das Bild, das daraus entsteht, Vorstellung; das innere Gefühl der Gegenwart dieses Bilds (welches Locke nicht gut Reflexion nannte) Bewustseyn; und endlich das bey einigen Fällen darauf folgende intereßirende Gefühl, Empfindung? — — Die meisten übrigen Anmerkungen enthalten viel wahres, wie denn überhaupt auch Herr Garve sich großen Anspruch auf unsere wahre Hochachtung erworben hat. Nur von Geistern, wie der seinige, die sich, frey von allem Hypothesiren und Systematisiren, den Abgründen der Weltweisheit mit Ehrfurcht und Schüchternheit nahen, nur von solchen dürfen wir hoffen, daß [285] endlich einmal unsere Räsonemente einen wirklichen Nutzen stiften, und die Vernunft wieder in ihre alte Rechte setzen werden.

Paris.

Les Comedies de Terence, Traduction nouvelle avec le latin à coté, et des Notes par l'Abbé le Monnier. 1772. 8. en 3 Vol.

Der Abt hat erst den Terenz für Schüler exponirt, nun wollte er ihn auch den Dames zu Lieb übersetzen; wer aber einmal zum exponiren gebohren ist, wird nie übersetzen. Pedantischängstlicher kann man nicht schreiben. Wir wollen einige Beyspiele anführen: Terenzens Clinia sagt voll Gefühls zu seiner Antiphila: Salue anima mi; vt vales? Das heist bey M. Bonjour mon amie; comment vous portés vous? Antiphila muß keinen Funken von Lebensart haben, wenn sie nicht antwortet: fort bien à votre service. An cuiquam est vsus homini vt se cruciet; Quel homme a pour usage de se tourmenter. Membra metu debilia sunt; animus timore obstupuit; La crainte a rendu mon corps defaillant; la fraïeur a suspendu les fonctions de mon ame. Und dergleichen Beyspiele sind unzählig. Grobe Unrichtigkeiten, die beym Terenz auch nicht leicht möglich sind, haben wir wohl nicht entdeckt; aber daß M. kein Genie zum Theater hat, und dem Terenz nicht nachfühlt, haben wir oft genug bemerkt. Z. B. Chremes sagt zum Ctesipho: Clinias hat alles, was er braucht, glücklich zu seyn; Eltern, Vaterland, Freunde, Adel, Verwandten, Vermögen: Atque haec perinde sunt vt animus illius qui ea possidet; da sagt M. aber, wie gewöhnlich, sehr steif: Mais la valeur de toutes ces choses est dans l'ame. Uns dünkt, er sollte ohngefähr sagen: Mais tout cela n'a de prix, qu'autant qu'on en sçait [286] jouïr. Die feine und so natürliche Bemerkung, die Ctesipho über seinen Vater macht: Perii, is mihi vt adbibit plus paulo, sua quae narrat facinora, verstellt M. ganz: Je suis perdu lorsqu'il a bu deux coups de trop; combien il me raconte de ses beaux faits. Auch ein mittelmäßiger Übersetzer würde etwa gesagt haben: Dieu sçait quelles belles histoires

il me fait des exploits de sa jeunesse lorsque le vin lui monte à la tête. Hei misero mihi! schreyt Sannio, da ihm Syrus eine Ohrfeige giebt; M. läßt ihn sehr tragisch ausrufen: que je suis malheureux. Ein bloßes ahi würde hier genug gewesen seyn. Die Anmerkungen sind bisweilen kritisch: meist entbehrlich; und oft bloße Rettungen gegen die alte Dacierische Übersetzung. Hier und da will M. die Kunst des Dichters in seinen Planen zeigen; — — aber pfuy! wer wird dem Zuschauer die Taschenspielerkünste verrathen, die ihn so angenehm täuschten? Doch in solchen Fällen wollen die Kritiker meist mehr ihre Kunst zeigen, als die Kunst der Dichter. Nicht selten sucht sie der Abt auch gerade da, wo sie kein Mensch suchen würde. Z. B. Wenn er fragt, warum in dem Heaut. Bacchis die Curtisane und die unschuldige Antiphila eine so lange Unterredung halten? so antwortet er unter andern: puisqu'il falloit rasurer le spectateur, qui devoit craindre que Bacchis n'eut en chemin tenu des discours peu honnêtes à cette jeune fille. Gewiß, eine solche Anmerkung ist so gut als ein lustiges Nachspiel. — — Zu Berichtigung des Texts hat Hr. M. wie er selbst auf Treu und Glauben versichert, alle Ausgaben vom Minnellius an — — welche Genauigkeit! — — bis zum Westerhofen, auch Gothische und Vandalische Editionen gebraucht. Der Druck, und die jedem Stück vorgesetzten Kupfer sind schön; nur vermissen wir in diesen die römische Natur und das römische Theater Costume ganz. Vor dem Werk selbst steht ein Kupfer von Cochin gezeichnet, an [287] welchem wir alles begreiffen, ausser an was eigentlich die Thalia hängt, die den Terenz krönet.

London.

A new Introduction to the Study and Knowledge of the New Testament. By E. Harwood, D. D. Vol. II. 8 vo. 6. S. bound. Becket, 1771.

Dies ist der 2te Theil von Dr. Harwoods Einleitung in das N. Testament, und sie enthält so viele wichtige Unter-

suchungen verschiedner bisher nicht in gehörigem Lichte angesehener Schriftstellen, daß wir den Herrn Prof. Schulz in Gießen ersuchen, diesen 2ten Theil in seiner Übersetzung bald folgen zu lassen. Der Verfasser wird mit einem dritten Theil beschließen, worinn die Schreibart der heiligen Schriftsteller näher betrachtet, die Erklärung verschiedener emphatischer Redensarten fortgesetzt, Parallelstellen verglichen werden. Dieser Band besteht aus 25 Abschnitten. Der dritte Abschnitt enthält alle Anspielungen des N. Testaments auf römische Triumphe, und dadurch wird 2. Cor. II. in das gehörige Licht gesetzt. Der folgende untersucht die Bilder, die von dem Theater der Alten geborgt sind, 1. Cor. VII, 31. 1. Cor. IV, 9. wo der Verf. einen Unterschied macht unter den Bestiariis, die den Morgen in die Area gebracht wurden, und bewafnet mit den wilden Thieren stritten, und denjenigen, welche zuletzt nackend, ohnbewaffnet erschienen, und ihren unvermeidlichen Tod vor Augen sahen. Auf diese letztere meynt er, spiele der Apostel an. In dem 18ten Abschnitt, der sich mit den Künsten beschäftigt, glaubt er mit andern, Demetrius habe kleine Modeln in Miniatur von dem Tempel der Diana zu Ephesus verfertigt. Die lateinischen, griechischen und armenischen Mönche machen dergleichen noch heut zu Tage von dem heiligen Grabe.

[288] Dies mag genug seyn, um auf dieses allgemeinnützliche Buch unsre Leser zum Voraus aufmerksam zu machen. Die Anmerkungen von dem Corps Schanzgräber, das vor allen Armeen der Alten vorauszog, um die Anhöhen zu ebnen, und die Tiefen zu füllen, das die Stelle erklärt: Bereitet den Weg; die Erklärung der astronomischen Kunstwörtern *ἀποσκιασμα, παραλλαγη* und *τροπη* bey Jacob I, 17; der Gebrauch der Esel von Fürsten und Königen im Morgenlande, bey dem Einzug des Erlösers; die Bemerkung von den weitläuftigen Garderoben der Morgenländer, bey dem Menschen, der kein hochzeitlich Kleid anhatte, haben uns vorzüglich gefallen.

Kupferstiche.

Von Schenan gemahlt und von **Halbou** gestochen zeigen wir die **Intrigues amoureuses** an. Hier steht ein junger Mensch in dem galantesten Morgenhabit, der aber eine lange Art von Regenmantel mit einer Kalesche übergezogen hatte, um unter Frauengestalt eingelassen zu werden; er reicht einer reichgekleideten Dame zwey Täubchen dar, die auf einem Sprengel sitzen, und einen Brief umhängen haben. Die Dame hält mit der einen Hand dem Schooshund, der bellen will, das Maul zu, und scheint mit Gefälligkeit zuzuhören. Die Confidente ist nicht vergessen.

Angelique et Medor, von Blunchard gemahlt, und von **Voiés** dem ältern gestochen. Die beyden Liebhaber des Rolando furioso sind in der Stellung, wie sie ihre Namen in die Bäume schneiden. Sie sieht man von hinten, ihn von der Seite. Die Stellung von beyden hat viel Grazie; nur der Rücken des Mädchens oben ist zu breit gehalten, und die von der Seite gesehene Brust ein wenig Ammenmäsig.

[289] Nro. XXXVII. Den 8. May 1772.

Breßlau und Leipzig.

Bey C. F. Gutsch: **Versuch einer Theorie über die Erbauung von Christian Friedrich Engelmann, Pastor in Langersdorf ꝛc. 1771. 8. 258 S.**

Wer mit einer ausgebreiteten und tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens; wer mit reifen und durchgedachten, besonders moralischen Kenntnissen ausgerüstet ist; wer durch mannigfaltige Übung in der Sprache eine gewisse Gewalt über dieselbe erhalten; wer Geschmeidigkeit des Geistes, und ein für Wahrheit und Tugend warmes Herz besitzt; Eigenschaften, ohne welche die Verfertigung einer wahren Erbauungsschrift, überhaupt ächte Erbauung, sie sey enthalten, worinn sie wolle, eine Unmöglichkeit ist; wird dieses Buch entbehren können, so wie das wahre dichterische Genie eine Theorie der Dichtkunst ruhig bey Seite legen kann. Indessen vermag es doch Anfängern, die mit der ge-

hörigen Anlage von der Natur ausgesteuert in diese Laufbahne eintreten wollen, vor manchem Abweg zu verwahren, und ihnen manchen heilsamen Wink zu ertheilen. Herr E. hat uns nicht überall Genüge geleistet, auch können wir nicht alle seine Meinungen unterschreiben, noch seinen Gang an einigen, Weit- [290] schweifigkeit und ungleichen Stil an andern Orten billigen; glauben aber dennoch, dieses Buch um seines gewissermaßen gemeinnützigen Inhalts, und der großentheils fruchtbaren Bearbeitung desselben willen, wegen des Geistes der Duldung, der darinn herrscht, und verschiedener richtiger und gesunder, aber noch nicht allgemein bekannter und geübter Gedanken, manchen unter denen, welchen das Geschäfte der Erbauung eigentlich obliegt, und besonders den angehenden Theologen anpreisen zu können. — — Hier ist der Inhalt der Abschnitte: 1.) Allgemeiner Begriff von der Erbauung, S. 1. 2.) Vom Erbaulichen überhaupt, S. 19. 3.) Gedanken über die Bemühung, das Herz wirklich zu erbauen, S. 101. 4.) Über die Erbauung aus Gebetbüchern, S. 158. 5.) Schilderung eines erbaulichen Redners, S. 182. 6.) Bestimmung des Werths der Erbauungsschriften, S. 196. 7.) Über den, welcher erbauet wird, S. 212. 8.) Vom Aussenbleiben der Erbauung, S. 241. Aus dem fünften Abschnitt wollen wir doch die Hauptzüge des Gemähldes eines erbaulichen Redners, mit den eignen Worten des Herrn E. hierher setzen: „Vor dem erbaulichen Redner geht der Ruf einer ungezweifelten Frömmigkeit her; nächst diesem geht bey ihm die Liebe zur Wahrheit über alles; dann tritt er hervor, und lehret was er weiß und was er selbst erfahren hat, mit einem wohlanständigen Nachdruck: er kennt die Welt, und zeigt mir, wie ich wahre Klugheit des Lebens mit der Klugheit des wahren Christen verknüpfen soll, predigt also nicht, mit dem Evangelio in der Hand, Mordsucht und Gewissenszwang; räth mir auch nicht mit verzogner Miene an, mich der Welt gänzlich zu entziehen, um den Himmel zu erwerben; Er verknüpft ferner mit der Kenntniß der Welt auch Kenntniß

des menschlichen Herzens; brennt vor Ver- [291] langen, die höchste Glückseligkeit seiner Mitmenschen und seiner Mitchristen aus möglichen Kräften zu befördern, dringt also stets auf die gewissenhafteste Ausübung aller Vorschriften der Vernunft und des Christenthums; Moral mit Dogmatik verbunden, ist sein Werk, doch so, daß man leicht sieht, er bediene sich der letztern blos um der ersten willen; daher erstreckt sich seine Unterweisung auf alle wichtige Verhältnisse meines Lebens u. s. w.“ Überhaupt weiset er der Moral auf der Kanzel die ansehnlichste Stelle an, auch in andern Stellen, z. B. S. 119. und 62, wo es unter andern heißt: „Vor allen Dingen, ihr Lehrer des Volks, predigt euren Christen Moral. Das, was sie wissen sollen, um es zu wissen, kann ihnen bald und leicht beygebracht werden. Aber zeigen, wie es richtig anzuwenden, wo etwan Ausnahmen erlaubt, wie dieselbe gewissenhaft genug anzustellen, das ist eine Sache von größrer Wichtigkeit. Das thätige Christenthum ist doch allein das wahre.“

Venedig.

Albrizzi hat gedruckt: **Della pittura Venetiana e delle opere publiche de Venetiani Maestri Libri V. 1771. gr. 8. S. 628.**

Wie schwer es sey, mit einem einigen Blick das Ganze zu überschauen, was eine Nation in den Künsten geleistet hat, wird ein jeder erfahren, der gewohnt ist, der Geschichte des menschlichen Genies nachzuspähen. Herr Hieronymus Zanetti, Verfasser dieses Werks, war der einige Gelehrte in Venedig, der Kenntniß der Philosophie, Kritik und der Kunst mit einander verband, und fähig war, die Epochen der Kunst seiner Nation auszuzeichnen. Von dieser Seite betrachtet, nennen wir es ein vortreffliches Werk, an dessen äussern Glanz auch der [292] Verleger nichts gespart hat. Für den Künstler wird er ein getreuer Erzähler, für den Liebhaber ein Lehrer des Geschmacks. Er theilt sein Werk in 5 Bücher ein, wovon das erste den Ursprung und die Grundlage der Venetianer Mahlerschule entwirft. Venedig

hat seine Mahler den Griechen zu danken, von welchen ein gewisser Theophanes von Constantinopel öffentlichen Unterricht in der Mahlerey in Venedig gab. Man kan leicht denken, wie roh ihre Arbeiten seyn mußten. Erst nach der Hälfte des 14ten Jahrhunderts bemerkt man eine neue Epoche der Kunst, da das Genie der Mahler wirksamer wurde. Der erste Mahler, an dem man Stärke und Feuer bemerkt, hieß Lorenzo, den ein venetianischer Edelmann Lion mit einem Gehalt von 300 Zechinen berief. Gemeiniglich fängt man die Geschichte der venetianischen Mahler mit dem Guanienti an, der in den Tüchern seinen Vorzug hatte. So wie Lorenzo in den Köpfen. Die 2te Epoche fängt mit dem XV. Jahrhundert an, da Andreas von Murano zuerst die griechische Barbarei verließ. Sein Schüler Ludwig Vivarino kam in dem Studio der Architectur und Perspective weiter. Jacobello del Fiore war reich, und brachte das Gold und die Verzierungen häufig bey seinen Arbeiten an. Die 3te Epoche war für das Colorit glücklich. Antonello da Meßina hatte die Farbenmischung in Öl, in Flandern bey Joannes Vandyk gelernt, und diese Kunst nach Venedig gebracht.

Donnato war der erste, der dem guten Geschmack den Ursprung gab, und mit ihm hört der griechische Geschmack ganz auf. Nach Jacob Bello theilten sich die venetianische Mahler in 3 Classen. Jene der ersten Classe blieben standhaft bey den alten Manieren. Ihr Haupt war Victor Carpaccio, dem es noch an dem guten Geschmack in den Farben fehlte. Seine Gemählde sind noch jetzo sehr überraschend. [293] Im Feuer der Farben übertraf ihn Joannes Mansueti, gieng ihm aber in der Erkenntniß der Natur nach. In der zweyten Classe stehen die Mahler, die mit edler Kühnheit den alten Frost verbessern. Ihr Haupt war Joannes Bellini, der von seinem eigenen Schüler Giorgione viele gute Manieren lernte. Sein Bruder Joan Bellini ist viel schwächer. Unter seinen Schülern zeichnen sich Andreas Cornegliaghi, sonst Cordella genannt, dessen Charactere edel sind, und Joannes Buon-

consighi vor andern aus. Das Haupt der 3ten Classe war Marcus Basaiti, der um das Jahr 1520 lebte, und dessen Figuren zierlich sind. Keiner in dieser Classe blieb länger bei dem alten Geschmack als Vicentius Catena. Und so weit geht das erste Buch.

Das 2te Buch betrachtet die venetianische Mahlerey in ihrem höchsten Flor, da die Mahler die edle Natur studirten. Der große Giorgione von Castel Franco brach die Bahn. Nur Schade, daß er zu kurz lebte. Nach ihm tritt Titiano Vecalio von Cadore auf, der wegen seiner Gründlichkeit und mahlerischen Wahrheit Bewunderung verdient. Viele seiner Werke sind durch Brand zu Grunde gegangen; indessen hat doch Venedig noch immer einen zahlreichen Vorrath von titianischen Meisterstücken. Sein Schüler Jacob Robusti, zugenannt Tintoretto, brachte es bis zum Ideal, und mit seiner ungeheuren Einbildungskraft überschritt er zuweilen die Gränzen der Wahrheit. Der V. bringt daher seine vollkommene Werke bey, und schreitet hernach zu den unvollkommenen, ermahnt auch die Lehrlinge, in der Nachahmung derselben sparsam und klug zu seyn. Auf ihn folgt Paul Caliari Veronese der ganz original ist. Oft läßt er das Costume aus der Acht, hatte aber z. B. bey seiner Hochzeit zu Cana in Galiläa seine wichtige Ursache, weil er nicht in das Einförmige fallen wollte. Oft sind seine Figuren wahre [294] Bilder nach der Natur. Er starb den 19. April 1588 in einem Alter von 60 Jahren, und seine Erben sind Catadini. Jacob da Ponte von Bassano hatte einen neuen Styl und zwo Manieren. Venedig selbst hat wenig Mahlereyen von ihm.

Das 3te Buch betrachtet die Schüler und Nachahmer der genannten Meister, die nur entlehnte und geborgte Schönheiten haben. Unter Titians Nachahmern zeichnet sich Jacob Palma der ältere von Bergamo, und Johann Antonius Licinius von Pordenone, der mit Titian selbst wetteiferte vor andern aus. Titian, von der moralischen Seite betrachtet, war voll Neid. Er beneidete den Dominicus Campagnola, ja seinen eigenen Bruder Franciscus

Vecelio. Titians Neffe, Marcus Vecelio, war ein guter Schüler von ihm, dessen Sohn aber Tizianello genannt, hatte Geschmack. Hieronymus Dante copirte seinen Meister; Titian verbesserte ihn, und daher werden seine Werke oft als Originalien angesehen. Die Schüler des Tintoretto, unter welchen sein eigener Sohn ist, bedeuten nicht viel. Paul Veronese hatte die glücklichsten Nachahmer, von seinem eigenen Geschlecht, seinen Bruder Benedict Caliari, Pauls Sohn Carletto, Ludwig Benfatto, Pauls Neffe. Unter seinen gelehrten Nachahmern kommen Baptista D'Angelo zugenannt Moro, und sein Sohn Marcus Moro, wie auch sein Bruder Julius Moro vor. In der Schule des Bassano sind die Schüler von dem Meister sehr schwer zu unterscheiden, weil sie meistens bey den Manieren ihres Lehrers blieben, und nach neuen Gedanken nicht begierig waren.

Das vierte Buch betrachtet die venetianische Mahlerey in ihrem Verfall. Fremde verpflanzten den guten Geschmack. Die Manieristen schwammen empor. Nun mahlten die venetianischen Mahler schnell und ums Brod. Der Weg der Natur war ihnen zu [295] mühsam, und sie waren bloß Gedächtniß. Jacob Palma der jüngere mahlte zu viel und zu schnell. Unter dem Heer der Manieristen lobt der V. den Peter Molombra, und nimmt den Joannes Contarini von dem gemeinen Haufen aus. Endlich standen wieder andere auf, die dem wahren Geschmack aufhalfen. Unter diese Classe gehört der Graf Peter Liberi, der viele Reisen that, und nach 3 Manieren mahlte, Hieronymus Forabosco, und Peter Bellotti.

Das 5te Buch reicht vom Ende des vorigen Jahrhunderts in das jetzige. Man sah so viele Manieren in Venedig als Mahler waren, weil ein jeder von fremden Schulen fremde Bilder mit sich brachte. Nach dem Joannes Segala einem Originalgenie, und dem melancholischen Antonius Zachi, wird Gregorius Lazareni in ein großes Licht gesetzt. Antonius Balestra, der im Jahr 1740. in einem Alter von 74 Jahr gestorben, hatte eigenes Ver-

mögen, und arbeitete für die Kunst, nicht für das Brod. Piazzetta, der im Jahr 1754 starb, lernte Licht und Schatten von Jugend auf. Den Joan Batista Tiepolo, der im J. 1769. in einem Alter von 77 Jahren in Madrid gestorben, lobt der V. vielleicht zu sehr. Hierauf werden alle Mitglieder der jetzigen Mahler- und Bildhaueracademie in Venedig, welche erst im J. 1766 bestätiget wurde, angeführt, ein Verzeichniß der fremden Mahler geliefert, deren Werke in Venedig vorhanden sind, und mit einer Beschreibung von der mosaischen Arbeit in der St. Markus Kirche das Werk beschlossen. Der Recensent gesteht, daß ihm dieses Werk vorzüglich gefallen habe; aber das Einförmige in den Urtheilen, und auch ein gewisser Grad von Partheiligkeit, in Rücksicht auf die neueren Mahler, konnte ihm ohnmöglich gefallen, weil er die Natur und die Wahrheit zu sehr liebt.

[296] Paris.

Theatre du Prince Clenerzow Russe, traduit en François par le B. de Blening Saxon. II. Vol. 1771. Vol. 1. 330 S.

Dialogirte Vorstellungen des übertriebenen Abgeschmackten in der französischen Nation, ohne komische Stellung, komischen Witz, komischen Ausdruck, komische Manier; ganz ohne Laune und ohne Wahrscheinlichkeit. Die Comödie soll die Menschen auf ihrer lächerlichen, aber warlich nicht auf ihrer schlechtesten Seite abschildern. Wenn diese Schauspiele wirklich rußisch sind, wenn sie in Rußland gerne gesehen werden, und wenn es wahr ist, daß die Russen avides de conoitre les mœurs et les usages des François et desirants de les imiter, nichts unterlassen diesen unsern Nachbarn ähnlich zu werden, wie der deutsche Edelmann in dem vorgesetzten Brief sagt, so beklagen wir diese Nation, die ehe sie noch ganz polirt ist, schon so abgeschliffen seyn muß, wie die Guinee des guten Yoriks.

London.

Flora Americae Septentrionalis; or a Catalogue of the Plants of North America. Con-

taining an Enumeration of the known Herbs, Shrubs and Trees, many of which are but lately discovered. By John Reinhold Forster, F. A S. 8 vo. 1 S.

Hr. Forster der Übersetzer von Kalms Reisen und der Verf. einer Nordamericanischen Zoologie, liefert hier nach D. Gronov Flora Virginica alle Nordamericanische Pflanzen mit englischen Namen. Er hat verschiedne hinzugesetzt, die in Gronovs Verzeichniß nicht standen, und hat auch den öconomischen und medicinischen Nutzen davon angezeigt.

[297] Nro. XXXVIII. Den 12. May 1772.

Paris.

Lettre sur les desirs à M. T. D. S. 1770. 12. 53 S.

Diese Schrift ist von dem jüngern Herrn Hemsterhuys im Haag, den unsre Leser wenigstens aus der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften kennen werden. Neben den tiefsten Kenntnissen des Staatsmanns, vereinigt er die neuste Aussichten in die Sternkunde und Metaphysik, mit dem wärmsten Enthusiasm vor die bildende Künste, die er selbst als Dilettante mit wahrem Erfolg ausübt. — — Er beruft sich auf eine Erfahrung aus dem Brief sur la Sculpture, wo er bemerkt hatte, daß die Seele nach einer langen Betrachtung ebendesselben Gegenstandes, Ekel und Überdruß bey sich empfindet. Diese Eigenschaft legt er zum Grunde, um darauf sein System über die Wirksamkeit der menschlichen Seele zu bauen. Die Seele sucht immer die größte Anzahl von Ideen in dem kürzesten Zeitraum zu genießen, und das, was sie daran hindert, liegt in der Nothwendigkeit, sich gewisser Organen zu bedienen, um sich durch eine Folge von Zeit und Partien durchzuarbeiten. Könnte die Seele ohne Organe von einem Gegenstand gerührt werden, so würde die Zeit, die sie brauchte, [298] sich eine Idee davon zu machen, gerade Nichts seyn. Wäre der Gegenstand so beschaffen, daß sie durch die ganze Totalität seiner Essenz davon könnte gerührt werden, so würde die Anzahl der Ideen schlechterdings unendlich seyn; und fänden diese beyden Fälle zugleich statt, so würde die Summe dieser

Ideen ohne Medium, und ohne Folge von Zeit und Partien die ganze Totalität des Objekts vorstellen: oder dieses Objekt würde auf die innigste und vollkommenste Weise mit dem Wesen der Seele vereinigt; und alsdann könnte man sagen, daß die Seele dieses Objekt auf die vollkommenste Art genießt. Die Lebhaftigkeit der Begierden, oder der Grad von anziehender Kraft, werden durch den Grad von Homogeneität des verlangten Objekts bestimmt; und dieser Grad von Homogeneität besteht in dem Grad der Möglichkeit einer vollkommnen Vereinigung. Man wird eine schöne Statue weniger lieben, als seinen Freund, seinen Freund weniger als seine Geliebte, und seine Geliebte weniger als das höchste Wesen. Dieses ist die Ursache, warum die Religion größere Enthusiasten macht, als die Liebe, die Liebe größere als die Freundschaft, und die Freundschaft größere als das Verlangen nach bloß materiellen Dingen. Betrachte ich eine schöne Statue, so suche ich nichts weiter, als mein Wesen mit seiner Essenz zu vereinigen; nach langer Betrachtung aber entsteht Überdruß bey mir, und dieser fließt aus keiner andern Quelle, als der stillschweigenden Betrachtung, die ich über die Unmöglichkeit einer vollkommnen Vereinigung gemacht habe. In der Freundschaft scheint die Unmöglichkeit der Vereinigung nicht so groß; und in der Liebe betrügt uns die Natur einen Augenblick; allein, der Überdruß, der unmittelbar folgt, zeigt die Unmöglichkeit der Vereinigung evident, die uns, dem Anschein nach, so vollkommen schien. Unter den Mitteln, deren sich die Seele bedienet, zu dieser Verei- [299] nigung zu gelangen, verdienen besonders zwey betrachtet zu werden: das eine ist physisch, das andere intellektuel. Jedermann kennt die besondere Harmonie, die sich zwischen unsern Ideen und den Zeugungstheilen unsers Körpers befindet. Von allen physischen Mitteln, deren sie sich zur Vereinigung ihres Wesens mit dem verlangten Gegenstand bedient, ist dieser der stärkste, der sich allenthalben zeigt und einmischt. Ich berufe mich auf alle Schwärmer in der Religion, der Liebe, der Freundschaft, und in den Künsten, die nur materielle Dinge zum Gegenstande haben, ob sie in der Hitze ihrer Leidenschaft,

da keine Veränderung empfunden haben, wo Plato schon den Sitz der Begierde festsetzt. Hierher gehören alle Ausschweiffungen der Unreinigkeit, die an dem eignen Geschlechte, dem Marmor und Bronze zu allen Zeiten sind begangen worden. Diese Irrungen der Einbildungskraft entstunden aus nichts, als dieser allgemein anziehenden Kraft, und sie würden ins Unendliche fortgegangen seyn, wenn die Seele nicht zugleich das Vermögen hätte, dieser Kraft Einhalt zu thun; nicht, daß sie selbe vernichtet, oder ihre Intensität verringert, sondern ihre Würkung durch Hindernisse erschweret, und sie von einem Objekt zu einem andern Weg leitet. Dieses göttliche Vermögen ist die Stütze der ganzen Moral. Sie kann mit dem verglichen werden, was wir bey der Materie vis inertiae nennen; In der Freundschaft würkt alles auf die Hervorbringung dieser Homogeneität fort. Von dem ersten Augenblick an, da in einem Cirkel von Unbekannten unsere Wahl auf eine Person insbesondre fiel, arbeitet die Seele unaufhörlich, mehr Seiten der Übereinstimmung zu entdecken, und die Liebe oder Freundschaft wächst nach Maßgabe dieser Entdeckung. Mit welcher unaufhörlichen Bemühung arbeiten einsamlebende Personen, die Homogeneität mit ihrem Hunde oder einem an- [300] dern Lieblingsthier, zur Vollkommenheit zu bringen; und mit welchen Liebkosungen bezahlen sie ihm ein wohlverstandnes Wort, oder eine neue erworbene gemeinschaftliche Idee mit Ihnen. — — Bey den Griechen hatte Liebe und Freundschaft ohngefähr eben die Bedeutung, wie bey uns; allein, ihr Gefühl und ihre ausserordentliche Empfindsamkeit, gab allen ihren Leidenschaften eine Stärke, die wir nicht begreiffen können, und ihren Tugenden und Lastern einen Glanz, der uns blendet. Die Religion, die eigentlich in nichts besteht, als in dem Verhältniß jedes Individui zu dem höchsten Wesen, und deren Endzweck das höchstmögliche Glück jedes Individui ist, hatte nichts bestimmtes bey den Griechen: Der Polytheismus machte einen Gegenstand der Cärimonie und Parade daraus. Die bürgerliche Tugend, oder das Vermögen, welches die Handlung jedes Individui zu dem höchsten Wohl der Gesellschaft leitet, ware also das

einzige, was man zu bearbeiten hatte. Die Gesetzgeber, ob sie gleich meistens von der nothwendigen Existenz eines Einzigen Gottes und Schöpfers überzeugt waren, sahen doch, daß jede Form der Gesellschaft ein Wesen von Menschenhänden war, und daß diese besondere Form gegen Gott kein anders Verhältniß haben könne, als jede andere Uhr oder Maschine. Sie setzten also diese Maschinen nach dem bestmöglichsten Plan zusammen, und modificirten die dirigirende Kräfte jedes Individui nach ihrem Belieben. Sie liessen diese Art von Religion an ihrer Stelle, und bedienten sich ihrer zuweilen mit Geschicklichkeit, weil sie glaubten, das Volk, indem es mit den Göttern umgieng, erhielte dadurch etwas Erhabnes in seiner Denkart. Daraus folgte, daß man jedem Individuo eine gewisse Dosis Freyheit liesse, seine Handlung selbst zum höchsten Wohl der Gesellschaft zu bestimmen; und folglich machte es ein mehr oder [301] minder ansehnliches Stück des Staats selbsten aus. Da es sich selbst als das Bild des Staats ansahe, so verdoppelten sich seine Kräfte: und dieß brachte nothwendiger weise die Wirksamkeit, den Fleiß, die Ehrbegierde, und die alles belebende Liebe des Vaterlandes hervor. Bey uns, die wir eine Offenbarung haben, ward das Individuum seiner ewigen Fortdauer gewiß. Sein Verhältniß gegen Gott ward bestimmter und bekannter; allein, sein Endzweck ward anders. Es sahe bald, daß sein höchstes Wohl nicht in einer Welt zu finden seye, die durch Zeitfolge existiret; und der Gesetzgeber, welcher fand, daß die bürgerliche Tugend ein wenig dadurch geschwächt wurde, glaubte, das Mittel dagegen in ihrer Vermischung mit der Religion zu finden. Der Staat, oder die Regierung, die ihn vorstellt, und die kein Recht auf die Handlungen des Individui hat, als in sofern sie nothwendige Ursachen von gewissen bestimmten Wirkungen sind, griff seine Absichten, seine Gedanken, und alle Modification seiner Velleität an, die doch nur einzig und allein zu seinem Verhältniß gegen Gott gehören; und das Individuum sah gegentheils in seinen Handlungen nichts mehr, als die einfache Wirkungen seiner Velleität, ohne ihre Verhältniße mit dem Staat zu betrachten.

Die Religion und die bürgerliche Tugend, die getrennt hätten bleiben sollen, schwächten einander wechselsweise; und da die innre Freyheit des Menschen einmal gedrückt und angegriffen war, so folgte natürlicher weise daraus die Muthlosigkeit und die Trägheit.

Alles, was wir sehen und empfinden, strebt nach der Vereinigung. Indessen ist alles von Individuis, die schlechterdings vor sich bestehen, zusammengesetzt; und ohngeachtet diesem schönen Anschein von einer Kette genau vereinigter Wesen, scheint es klar, daß jedes Individuum existirt um zu existiren, und [302] nicht wegen der Existenz eines andern. Da sich also das Ganze in einem Stand des Zwangs befindet, so folgt daraus, daß ein Urheber da ist, der es zur Vereinigung streben läßt, oder der durch seine Kraft und Natur es in Individua zertheilt hat. Und diesen Urheber nenne ich Gott. — — Wir unterschreiben nicht alles in dieser sonderbaren Schrift, deren Seltenheit (denn es existiren nicht mehr als 80 Exemplare) diesen weitläuffigen Auszug entschuldigen wird. Die Stellung der Sätze, wie sie aus dem Kopfe eines H. kamen, ist allzeit merkwürdig, und sollte sie auch nichts, als dem Psychologen neue Data zur Genealogie der Ideen an die Hand geben.

Breßlau.

Daselbst ist im Mayerischen Verlag herausgekommen: **Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß, 1stes Stück, 1769.**

Diese nützliche Schrift bestehet aus drey Abschnitten. Der erste enthält eine chronologische Bibliographie des Euclids, in welcher verschiedene Ausgaben dieses großen Mathematikers, sowol alte als neue, in chronologischer Ordnung, welche einem historischen Vortrage am natürlichsten ist, auch Übersetzungen in verschiedenen Sprachen angezeiget und kurz beurtheilet werden. In dem 2ten kommen Nachrichten von alten und neuen mathematischen Büchern und Schriften vor, als G. J. Vossius de matheseos natura. J. C. Heilbronners Versuch einer mathematischen Historie.

I. F. Weidleri Historia astronomiae. Ejusdem bibliographia astronomica. Heilbronneri Historia matheseos. I. N. Frobesii introductio in mathesin historica et dogmatica. J. F. Stockhausens historische Anfangsgründe der Mathematik und Histoire des [303] Mathemathiques par Mr. Mantucla. Der dritte Abschnitt giebt Nachricht von zwey neuen wichtigen Werken des ältern Herrn Eulers. Es ist diese Schrift bereits in vielen Händen, und in gelehrten Nachrichten hin und wieder beurtheilet; und wir würden deßwegen dieses erste Stück, als bekannt, vorausgesetzt haben, wenn wir nicht um der folgenden Stücke willen, eine Anzeige desselben nöthig geachtet hätten. Es verstehet sich von selbst, daß in einer solchen Bibliographie nicht alle Schriften stehen, die von einem gewissen Theile der Mathematik vorhanden sind; denn sie können nicht alle an einem Orte bekannt seyn. Der Plan des Verfassers erfordert dieses auch nicht. Er verspricht nur nach Weidlers astronomischer Bibliographie, chronologische Bibliographien über alle Theile der Mathematik zu liefern, und diese hat er sehr vollständig geliefert. Er sammlet darinne Materialien, aus welchen mit der Zeit eine vollständige mathematische Bibliothek zusammen gesetzet werden kann. In den besondern Recensionen größerer und kleinerer Bücher, die noch ausser der Bibliographie vorkommen, herrschet ein gegründetes Urtheil, welches nicht ohne Noth weitläuffig ist. Wir wünschen, daß der Verf. seinen mühsamen Plan durch alle Theile der Mathematik ausführen möchte. Kenner dieser Wissenschaften werden seine Bemühungen um desto höher schätzen, je größer der Mangel in dergleichen Nachrichten bisher gewesen ist.

Ohne Anzeige des Orts.

Gedanken über die Verfassung eines allgemeinen Gesetzbuches, zur Verbesserung derer Justizverfassungen. Erstes Stück, 1770. 5 Bogen. 2tes Stück 1771. 8. 7 Bogen.

Etwas schlechteres ist noch nie aus einer Gänsefeder geflossen, als dieses Schriftchen. Cujacius und [304] Hermann, Mosheim und Abraham a Sancta Clara, Cuno und Klopstock, Montesquieu und dieser Autor, das ist immer dasselbe

Verhältniß. Man merkt aus der Vorrede, daß er es gar nicht übel nehmen würde, wenn die Rußisch-Kayserliche Majestät, die dato so glorreich regieret, ihn zu Abfassung ihres Gesetzbuches nach Petersburg vociren wollte. Wir haben nichts dagegen, aber sein Büchlein wird ihn nicht empfehlen. Es enthält 26 Betrachtungen über die Abfassung eines Gesetzbuches überhaupt, und über verschiedene einzelne Materien. Allenthalben so viel Confusion in den Begriffen, so viel falsches und halbwahres in den Urtheilen, so viel unnützes in den Raisonnements, daß man das Recensiren verschwören würde, wenn man immer solche Arbeiten durchlesen müßte.

Kupferstiche.

Ein Blatt, die drey Apostel unterschrieben, nach Mich. Angelo von Caravaggio, von Oesern gezeichnet, von Bausen radirt. Ein Blatt, das weder Künstler noch Liebhaber entbehren kann. Das Beysammenseyn in einem Geist, dreyer, durch brüderlichste Mannigfaltigkeit karakterisirter, menschenfreundlichedler alter Köpfe; solch eine Seelenruhe durch eine dämmernde Haltung drüber gehaucht. Es ist das empfundenste Kunstwerk, das uns seit langer Zeit vor die Augen gekommen. Auch lallen wir nur eine Anzeige, um jeden wahren Liebhaber einzuladen, mit uns die Freuden der Empfindung und Erkänntniß zu geniessen, die eine anhaltende Betrachtung solch eines Werks, einer fühlenden Seele reichlich gewährt.

(Ist in der Andräischen Buchhandlung allhier zu haben für 1 fl. 45 kr.)

[305] Nro. XXXIX. Den 15. May 1772.

London.

A Dissertation on Miracles, designed to shew, that they are Arguments of a divine Interposition, and absolute Proofs of the Mission and Doctrine of a Prophet. By Hugh Farmer, 8. 6 S. Cadell 1771.

Es herrschen in diesem Buche so viel klare und bestimmte Ideen über die verwickelte und schwere Materie der Wunder,

daß wir hoffen, es werde nicht allein neben seine Vorfahren gestellt, sondern vielleicht viele von ihnen durch diesen neuen Ankömmling aus ihrer Stelle verdrungen werden. Ohne sich in die besondern Umstände der in der H. Schrifft vorkommenden Wunder einzulassen, untersucht der Verf. zuerst die allgemeine Frage: ob Wunder, an sich selbst betrachtet, Beweise einer göttlichen Mitwürkung, und folglich des göttlichen Ursprungs einer übernatürlichen Offenbarung sind? Viele haben darinn gefehlt, daß sie die Definition eines Wunders nicht in die hervorgebrachte Wirkung, sondern in die Ursache gesetzt haben. Allein, unser Verf. behauptet, daß eine wundervolle Wirkung, wie jede andere gemeine Erscheinung ihre eigne individuelle Natur habe, die sie von allen andern, ohne [306] Rücksicht auf ihre Ursache unterscheidet. Denn von der Wirkung sagt man nur allein, daß sie der einmal festgesetzten Ordnung der Dinge widerspreche, die man Lauf der Natur nennt: das würkliche unsichtbare Wesen, durch welches die Wirkung hervorgebracht wird, ob es gleich ausser seiner gewöhnlichen Sphäre würkt, übt doch nur seine natürliche Kräfte aus. Die Übereinkunft, oder der Widerspruch mit denjenigen Gesetzen, nach denen die göttliche Vorsehung die Welt regiert, ist das Einzige, was es zu einem wahren Wunder bestimmt oder nicht. Daraus zieht er nun die Folge, daß in allen Fällen, wo wir von dem wahren Lauf der Natur nichts wissen, es unmöglich ist, zu bestimmen, welche Wirkungen davon abweichen, oder zwischen natürlichen Begebenheiten und Wundern zu unterscheiden. In dem zweyten Abschnitt des 1sten Kapitels zeigt er, daß allzuhäufige Wunder, Mängel und Fehler in den allgemeinen Gesetzen der Natur verrathen würden. Aber auch derjenige müßte von sehr kurzsichtigem Stolze seyn, der behaupten wollte, daß in dieser weisen Einrichtung der Dinge niemals schickliche Gelegenheiten vorkommen, wo der Höchste von dem Plan abgehen könne, der ohne das so sehr unsere Begriffe übersteigt. Er geht weiter, und beweist, daß Wunder schlechterdings nur von Gott herkommen können, er mag sie nun selbst, oder durch

Bevollmächtigte verrichten. Sie können zwar von der Natur seyn, daß sie einen Grad von Gewalt erfordern, dessen Mittheilung ein erschaffnes Wesen fähig wäre; allein, Gott kann die Gabe, Wunder zu thun, niemals wirklich mittheilen, oder es nur in dem Fall thun, wo er den Gebrauch desselben rechtfertigt. Eben die Beweise von dem Daseyn höherer erschaffner Geister zeugen, daß sie nie ausser ihrer eigentlichen Sphäre würken. Aus der Analogie der Natur ist es wahrscheinlich zu machen, [307] daß eben die Leiter und Kette der Wesen nach eben den Gesetzen oberhalb dem Menschen fortgehe, wie unter ihm, und daß statt derjenigen Eigenschaften, die einer Creatur von höherem Range zugegeben werden, ihr wieder andre mangeln, die den Geschöpfen unter ihr sind mitgetheilt worden, und daß sie eben dadurch beständig innerhalb den Gränzen ihrer eignen Wirksamkeit gehalten werde. Also wird es Dinge geben, die der Mensch würkt, und die der Engel nicht würken kann; so wie es Fälle giebt, wo die Kräfte des Menschen weit unter den Kräften des Thiers sind.

Die Voraussetzung, daß ein erschaffnes Wesen in dieser Unterwelt Wunder wirke, ohne göttlichen Befehl, wird durch die Erfahrung aller Zeiten widerlegt; denn es giebt in der That keine erweisliche wahre Wunder, als diejenige, welche Gott selbst mit Grund können zugeschrieben werden. Wären die erschaffne Geister mit Gewalt versehen, Wunder zu thun, so ist es wahrscheinlich, sie würden diese Gewalt häuffig ausgeübt haben. Was für Elend würden die Bösen nicht über das menschliche Geschlecht gebracht haben, und hätten die guten Geister gleiche Gewalt, ihnen zu widerstehen, und den Menschen Gutes zu thun, welches Kriegstheater würde nicht die Welt unter Wesen von so verschiedener Gattung geworden seyn!

Der fünfte Abschnitt zeigt, daß, wenn je Wunder zum Besten einer falschen Lehre wären bewürkt worden, so würden die Menschen einem beständigen und unvermeidlichen Betrug ausgesetzt gewesen seyn; und selbst als Beweise würden sie diesem Endzweck nicht entsprochen haben. Sollte eine falsche Lehre durch Wunder bestätigt werden, so müßte entweder ihre

Falschheit erkannt oder nicht erkannt seyn. Wäre die Falschheit der Lehre entschieden, und es wäre zugleich bekannt, daß die bezeugende Wunder könn-[308]ten oder müßten von irgend einem bösen Geiste bewirkt werden: wo bliebe da das Zeugniß? Die Wunder wären alsdann kein Beweis von der Göttlichkeit der Lehre, und enthielten keinen Bewegungsgrund, sie anzunehmen; sie dienten vielmehr zu einem unüberwindlichen Vorurtheil gegen die Lehre, nachdem man die Bosheit ihres Urhebers erkannt hätte. Könnte aber die Falschheit der Lehre nicht erkannt werden, und würden die begleitende Wunder nur als Beweise von der Einwürkung eines *höhern Wesens* angesehen, so würde das Herz des Menschen zwar in Ungewißheit und Zweiffel über den Urheber dieser Werke gesetzt werden, allein doch allzeit leer von aller Überzeugung bleiben, die ihn bewegen könnte, die Lehre entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Und also würde wiederum das Zeugniß null seyn. Unser Verfasser bemerkt ferner, daß, wenn man die Lehre zur Probe der Göttlichkeit der Wunder macht, so macht man die Lehre zur Richtschnur, nach der man das Wunder beurtheilt, und nicht das Wunder zur Richtschnur, die Lehre zu beurtheilen. Die eigentliche Absicht der Wunder aber ist diese, eine noch vorher unbekannte Wahrheit festzusetzen, die bisher durch die Vernunft nicht bewiesen, und durch nichts zur Evidenz gebracht werden konnte, als durch die Wunder. Allein es giebt Gelehrte, die verlangen, daß man erstlich ohne Vorurtheil und Leidenschaft die Lehre untersuchen, und sie alsdann zum Beweis der Göttlichkeit der Wunder anwenden solle. Allein widerspricht dieses nicht der Absicht der Wunder? Man läßt alsdann die ganze Stärke des Beweises von der Lehre abhängen, die erst noch bewiesen hätte werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

[309] Hamburg.

J. H. V. Nölting Predigt über Ebr. 12, 3. Am Begräbnißtag unsers Alberti gehalten. 1772. 8. 40 S.

Der Mann, der die Altäre, die er, nicht Gott, sondern sich gesetzt hat, mit pharisäischer Wuth zu vertheidigen, und

den Wahn und die Vorurtheile, womit er und seines gleichen die heilige Religion unsers Gottes befleckt haben, zu verewigen, das Pannier der Schwärmerey aufsteckt, und mit Fluch und blutdürstigem Bann dem Tage Gottes den Zutritt verwehrt; dessen Nahmen werde vergessen, und, wenn er in seinem rasenden Kampfe fällt; so liege seine Asche bey dem Staube der Feinde des menschlichen Geschlechts: Aber, sinket der edle Prediger der Wahrheit und des Lichts; fällt unter seinen menschenfreundlichen Bemühungen der, der die Nacht vieler Jahrhunderte zerstreuen, und uns und unsere Kinder zu dem lichten Heiligthum unsers Erlösers zurück führen wollte; fällt der unter seinen menschenfreundlichen Bemühungen; so müße sein Andenken ewig in Seegen bleiben, und auf sein Grab fließe die Thräne des Redlichen, wie sie nun auf das Grab — — auch unsers Alberti fließt! — — O warum durfte der Freund des besten Manns nicht alles sagen, was er fühlte? Doch, wir fühlen alles mit ihm, und unsere Thränen mischen sich zu den seinen! — —

Venedig.

Graziosi verlegt: **Storia della guerra presente trà la Russia e la Porta Ottomana. Tom. VI. 8. 1772.**

Es ist bekannt, daß der Herr Caminer in Venedig die Geschichte des jetzigen Kriegs zwischen Ruß- [310] land und der Türkei zu beschreiben angefangen hat. Nun ist es immer eine sehr gewagte Unternehmung, wenn ein Schriftsteller, der weder in dem Cabinete sitzt, noch bey Staatsunterhandlungen gebraucht worden, noch den Feldzügen beygewohnt hat, eine Geschichte eines Kriegs zu schreiben sich entschließt. Wer will uns die Gewähr für die Wahrheit der Begebenheiten leisten? Ist nicht nur zu oft die Leidner Zeitung die Quelle? Wenigstens in den ersten Theilen haben wir Raisonnemens und Facta gefunden, die zuverläßig falsch, oft unrichtig erzählt, andere verfälscht gefunden. Die viele Verunstaltungen der Namen sind höchst verdrüßlich, die Landcharten oft von den schlechtesten Meistern copirt. Indessen hat uns doch die

italiänische Schreibart sehr wohl gefallen, und als wir das Buch lasen, gedachten wir uns nur gleich einen andern Titel: Materialien zu einer Geschichte von Europa. In diesem sechsten Theil, den wir vor uns haben, sind die Verunstaltungen wieder sehr häufig, sogar in italiänischen Namen, z. B. Wer war denn der Cardinal Galligli S. 32. Unter diesem Namen gab es keinen. Übrigens ist doch der Artikel von italiänischen Begebenheiten, aber auch nicht überall, vorzüglich gut bearbeitet. Die Beschreibung vom Charakter der Moldauer, ist aus den Nachrichten des Fürsten Cantimirs im Büschingischen Magazine gezogen. Von den Zaporoger Kosaken haben wir auch bessere Nachrichten. Kein Artikel ist besser, als der Einfall der Russen in Morea, und hier hat der V. eine gute und sichere Quelle. Herr Peter Romanelli, ein griechischer Arzt bey dem Bassa in Morea, hat ihm den ganzen Operationsplan zugeschickt. Diese Nachrichten unterscheiden sich gleich durch ihre Güte von allen andern. Die Polnische und Rußische Artikel sind weit nicht so gut und zuverläßig, ja manchmal strichen wir sie ganz durch.

[311] Lemgo.

Otia in otio minime otiosi, enthaltend verschiedene rechtliche practische Anmerkungen, besonders über die Eisenhardische Erzählungen von besondern Rechtshändeln, nebst einem Muster dergleichen Erzählung. In der Meyerischen Buchhandlung. 1771. 8. 266 S.

Vermischtes Allerley, das nicht viel bedeutet. Das beste sind die Anmerkungen über die Eisenhardische Rechtshändel; aber daß tadeln leichter sey, als besser machen, sieht man aus dem sogenannten Muster einer dergleichen Erzählung. Wir würden Erzählungen nach diesem Muster eben so wohl ungelesen lassen als die Eisenhardische. Die übrigen Abhandlungen enthalten Kritiken über den Esprit des loix; eine Untersuchung, warum eine Zeit von 30 Jahren zur Verjährung nöthig sey; Nachricht von den vormals im Brandenburgischen gewesenen, und nun abgeschafften, gerichtlichen Procuratoren; einen Beweis, daß es gut und auch

nicht gut sey, wenn ein Chef eines Justizcollegium mündliche Sollicitationen anhört; daß es nützlich sey, auf Universitäten zu gehen; Betrachtungen über die coups d'etat von Naudé; Rechtfertigung der strengen Regierung des Pabst Sixtus des fünften ꝛc. Alles Dinge die theils schon besser gedacht und gesagt, theils von geringer Erheblichkeit sind.

Kupferstiche.

Sieben Lebensscenen des heil. Gregorius nach **Vanloo** von verschiednen Meistern gestochen.

1. St. Gregoire distribue son bien aux pauvres. Die Frau die ein Stück Geld von ihm empfängt, ein Kind mit ausgereckten flehenden Armen, und ein kleineres zwischen ihren Knien, das sich ein Stück Brod schmecken läßt, machen eine gefällige Gruppe.

[312] 2. St. Gregoire retiré dans une Caverne. Er wendet sich von dem Boten, der ihm die Nachricht der Erhebung zur päbstlichen Würde bringt, mit Ängstlichkeit, fast möchten wir sagen, Abscheu. Das Ganze wäre auch sinnlicher geworden, wenn der Künstler die Schlüssel Petri, als die natürlichste Allegorie, hätte bey dieser Gelegenheit brauchen wollen.

3. St. Gregoire fait des prières publiques. Sollte in der Ordnung das zweyte seyn, und ist dem Werth nach das erste. Eine Proceßion um Abwendung der Pest, der trockenste Gegenstand. Und hier findt der Genius einen Standort, hascht einen Augenblick, ruft einen Lichtstrahl herein, fesselt uns mit poetischer Magie. Ein Sterbender liegt einem Weibe mit dem Kopf auf dem Schooß, das Hochwürdige, der Zug ist vorbey in eine absteigende Ferne hingewallt; der Jüngling im geistlichen Feyerkleid eine Kerze in der Hand, tritt in seiner Ordnung, mit der edelsten Einfalt heran. Ein warmer Blick wendet sich vom Sterbenden gen Himmel, und seine Gestalt und Empfindung wird durch einen unbedeutenden Proceßionsgesellen, ohne Contrast auf das würksamste erhoben.

4. St. Gregoire élu Pape, reçoit l'adora-

tion des Cardinaux. Wohl gezeichnete Figuren, wohl gekleidet und geordnet. Mehr aufmerksame Ergebenheit hätten wir den hintern Personen gewünscht.

5. St. Gregoire dicte ses Homelies. Wohl beleuchtet!

6. St. Gregoire obtient un miracle à la Messe. Mehr der Gegenstand als die Ausführung macht das Blatt wichtig.

7. St. Gregoire dans la gloire. Ist platfond; die Figuren sind wohl verkürzt, und die Gruppe hebt sich leicht.

[313] Nro. XL. Den 19. May 1772.

Fortsetzung des in dem vorigen Stück abgebrochnen Artickels der Dissertation on Miracles.

Der Autor kommt nunmehr auf seinen Hauptsatz, und beweist in dem 1sten Abschnitt des 3ten Kapitels, daß die Schriften des A. und N. Testaments, die Wunder niemand anders, als Gott, zuschreiben, oder solchen Wesen, die auf seinen Befehl handeln. Der folgende Abschnitt untersucht, was eigentlich die Schrift von der Natur und den Rechten der heidnischen Gottheiten behaupte. Der Verf. zeigt, daß die Heiden alle Kräfte der Natur vergöttert, und die Existenz der Dämonen geglaubt haben, die sie als die Ausspender des Guten und Bösen ansahen. Viele glaubten, daß sich die himmlischen Götter niemals in menschliche Dinge mischten, sondern die gänzliche Regierung dieser Unterwelt den Untergottheiten überließen; und daher wurden diese Untergottheiten die großen Gegenstände der religiösen Hoffnung und Furcht bey den Heiden, und der göttlichen Verehrung. Da man öfters behauptet hat, daß die Dämonen der Heiden, Geister von höherem Rang seyn, als die Menschen, so untersucht der Verf. die Ursachen dieses Begriffs; und beweist durch das Zeugniß aller alten Geschichtschreiber, [314] Dichter und Philosophen, daß die eigentlichen Gegenstände des heidnischen Götterdienstes diejenigen abgeschiedne Menschenseelen wären, von denen man geglaubt hätte, daß sie Dämonen würden. Er

beweist es auch aus dem alten Testament der LXX. dem Philo, dem Josephus, und dem N. T. Das fünfte und letzte Kapitel zeigt, daß Wunderwerke, als Wirkungen einer göttlichen Macht, gewisse Beweise von der Göttlichkeit der Sendung und Lehre eines Propheten seyn. Doch warnt der Verfasser seine Leser vor zwey Ausschweiffungen, erstens die Wunder nicht bloß als Beweise der Macht, und dann nicht als Beweise einer allgemeinen und immerfort dauernden Inspiration dessen, der sie verrichtet, zu betrachten. Endlich thut er auf die überzeugendste Art dar, daß der Beweis von den Wundern für die göttliche Sendung und Lehre eines Propheten vollkommen entscheidend seye; daß er den allgemeinen Begriffen des menschlichen Geschlechts in allen Zeitaltern angemessen; daß er leicht und geschwind würke; und daß die Wunder zur Bestätigung einer Lehre nothwendig seyen, die den Leidenschaften und Vorurtheilen der Menschen widerspreche.

Breßlau.

Das zweyte Stück der *Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß*, ist 1770, in 8. auf 7 Bog. von Meyer verlegt worden.

Der Verfasser liefert darinn eine chronologische mathematische Bibliographie, die Fortification betreffend. Sie fängt an von 1527, und gehet bis auf die neuesten Zeiten. Hin und wieder kommen kurze Kritiken vor, und werden die Quellen angezeiget, woraus der Verf. geschöpft, wenn er die Bücher nicht selbst in Händen gehabt. Übrigens sind seine Urtheile gründlich und aufrichtig. Obgleich diese [315] Bibliographie sehr vollständig gerathen, und der im ersten Stück ähnlich ist, so ist doch nicht zu erwarten, und der Verf. verspricht es auch nicht, daß alle Schriften ohne Mängel angezeiget sind; er thut vielmehr folgenden Wunsch: „Sollte mein Verzeichniß dem um diese Wissenschaft höchstverdienten und hochberühmten Churfürstl. Sächsis. Kriegsrath in Dreßden, Herrn Glaser, in die Hände kommen, und er selbiges aus seiner, ohne allen Zweiffel in ganz Deutschland zahlreichsten Kriegsbibliothek zu verbessern und zu ergänzen geneigt seyn:

so schmeichle ich mir, daß schwerlich jemand anderswo eine vollständigere Fortificationsbibliothek zu liefern im Stande seyn werde.“ Der Beschluß ist ein Anhang vieler Namen von Ingenieurs, von denen es zweifelhaft, ob sie etwas geschrieben, nebst einem Alphabetischen Verzeichniß, der in vorhergehender Fortificationsbibliothek angezeigten Schriftsteller mit Anweisung auf die Jahre eingerichtet. Wir können hier keinen Auszug liefern, und haben auch nicht nöthig, eine Schrift zu empfehlen, die allen Liebhabern der Mathematik, und besonders der Kriegswissenschaft ohnehin angenehm seyn muß.

Amsterdam.

Memoires pour servir à l'Histoire du monde Moral et politique, 1772. 12. 196 S.

Dieses ist der erste Theil eines Werks, das uns den Menschen so gut kennen lehren soll, als wenn wir ihn gemacht hätten. Durch Hülfe eines Stammbaums, der dem nächstfolgenden Theil vorgedruckt werden soll, werden wir die Geschlechtsregister aller Tugenden und Laster mit leiblichen Augen sehen. Die Kraft der Wirkung, und die Kraft der Trägheit sind die zwo Wurzlen, woraus alles so schön folgt. Die denkende Seele sitzt in der Mitte, und [316] sie müßte sehr dumm denken, wenn sie nicht Vergnügen suchen und Schmerz vermeiden wollte. Dadurch nun wird der Hang zur Trägheit Furcht vor Schmerz; der Trieb zur Bewegung, Begierde nach Vergnügen. Kommt dann der Mensch in die Gesellschaft, so geht dieser aus sich hinaus, jener in sich hinein; und dieses aus sich gehen und in sich gehen, ist der Grund zweyer Claßen, de celle qui se repand et de celle qui se concentre. Diese Claßen sind dem System auch so treu, daß, so bald man nur mit Hülfe der Physiognomie, die der Verf. sehr hoch hält, erforscht hat, zu welcher Claße der Mensch gehört, man gleich alle seine Tugenden und Laster an den Fingern hererzählen kann; Ja, wenn man nur weiß: L'organisation et la trempe d'ame primitives d'un individu, le climat sous lequel il est né, le caractére des gens qui l'entourent depuis son enfance, les

prejugés et l'ésprit particulier à la maison ou il est elevé, la forme du gouvernement et l'état du gouvernement de son tems; l'ésprit general du siécle, les prejugés provenants de la religion et de la philosophie regnantes et enfin la maniére de penser des persones avec lesquelles il a des liaisons d'amitié; wenn man alle diese Dinge weiß, denen man noch mehrere beysetzen könnte, als Haare in dem wunderbaren Bart des heiligen Nicephorus waren, so kann man sogar nach dem Verf. die Capricen des Wunderlichsten unter allen Sterblichen, in Claßen bringen und genealogisiren. — — Nun so seys denn dem Himmel und dem Verf. gedankt, daß wir endlich fanden, was wir so lange gesucht haben, den Schlüssel des menschlichen Herzens! Nun wünschten wir weiter nichts, als daß er oder ein anderer uns das Schlüsselloch und die Kunst, den Schlüssel herum zu drehen, zeigte; und daß endlich ein dritter noch eine Schloßdecke dazu verfertige, damit sich kein Staub, oder Rost, oder Spinnewebe in das Schlüsselloch stecke, und das [317] Aufschließen hindere. — — Schade, daß das Buch so deutlich geschrieben ist, daß man nicht einmal verborgene Weißheit darinn vermuthen kann!

(Ist bey dem Ausgeber dieser Anzeigen zu haben für fl. 1.)

Frankfurt am Mayn.

Sammlung merkwürdiger Rechtshändel, samt ihren Zweifels- und Entscheidungsgründen, wie auch verschiedener Rechts- und anderer Materien, welche zu weiterer Erkenntniß und Erläuterung, so wohl der deutschen gerichtsüblichen Rechtsgelahrtheit überhaupt, als besonders der Frankfurter Reformation und Anmerkungen darüber nützlich angewendet werden können. 9ter und 10ter Theil, 1772. 8. jeder Theil 16 Bogen.

Mit Vergnügen sehen wir diese Fortsetzung einer, so wohl zu der hiesigen gerichtlichen Praxi, als auch zu der deutschen, oder vielmehr heutigen Rechtsgelehrsamkeit, überhaupt sehr nützlichen Sammlung von Rechtshändeln. Seit dem der Geist der bürgerlichen Gesetzgebung so sehr ins

Einzle gegangen ist, daß es uns, ob gleich die Gesetze wie ein Ätna auf uns liegen, doch noch immer an Gesetzen fehlen muß; seit dem sind Aussprüche in einzeln Fällen zu unserer Belehrung unentbehrlich. Aus den vorhergehenden 8 Theilen ist die Methode des gelehrten Herrn Sammlers so gut, als sein Vortrag bekannt, und wir schränken uns also blos auf eine kurze Anzeige der Materien ein. In dem neunten Theil wird gehandelt: 1.) Von der Succeßion der Evangelischen Armenstiffter, in die Verlassenschaft der Alumnen; 2.) von der Substitutione pupillari, für, nach deutschen Rechten emancipirte, ingleichem von Substitution der Mutter, oder für Gebrechliche; 3.) von Wech- [318] selbriefen gemeiner Leute; 4.) vom Contumaciren, Dilationen, Manifestationseyd, Separation der Güter, Moratorien; 5.) vom Kindstheil, das den Stiefeltern von den rechten Eltern vermacht werden darf; von der Kraft der Gewohnheit gegen Gesetze; 6.) aus welchen Gütern die Kinder zu bestatten sind, sonderlich wenn eins von den Eltern schon gestorben ist; 7.) vom Recht der Glaubiger an die Lebsucht desjenigen, der bonis cedirt hat. 8.) von Restitution der Minorennen, gegen die vierteljährige Präscription des Insatz- oder Hypothekenrechts; 9.) von Provocations- und Transmißionsordnungen, auch Arresten; 10.) vom Fensterrecht; 11.) Erläuterung einiger Vormundschaftssachen; 12.) von Arrestnachklagen; 13.) ob man sich mit gutem Gewissen des bürgerlichen Gesetzes gegen das Naturrecht bedienen könne?

Im 10ten Theil, 1.) Ob der Collecteur oder die Direction den Lotteriegewinn zahlen müsse? 2.) von der Strafe der weitern Ehe; 3.) von Restkaufschillingen, und ob bey ihnen die Appellation statt habe; 4.) vom Vorzug der Insätze vor den Restkaufschillingen; 5.) ob der, welcher hier sein Vermögen verschätzt, auch wegen seiner Niedererlebacher Güter Lasten tragen müße? 6.) von der Avocation; 7.) von der Separatione bonorum der Judenweiber; 8.) vom Hofischen Gericht zu Sulzbach; 9.) vom Gerichtsbrauch bey allgemeinen und besondern Pfandschaften. Endlich folgen noch einige Zusätze, zu einigen, in den vorigen Theilen abgehandelten

Materien. Mit diesem 10ten Theil ist der zweyte Band beschlossen, und wir sehen mit Begierde der Fortsetzung entgegen. Deutschland hat solchen Werken eben so viel zu danken, als Rom vordem seinen Ulpianen, Paulen und Julianen; und wir hoffen noch immer, daß einmal ein neuer und besserer Justinian aufstehen werde, der aus allen diesen Materialien von Consi-[319]liis, Responsis und Decisionibus, Gesetze ziehen, und uns ein anderes Corpus Juris, als das Justinianische Collectaneenbuch, schenken wird. (Jeder Theil ist in der Brönnerischen Buchhandlung allhier zu haben für 30 kr. wie alle vorige Theile.)

Hamburg.

Der Westindier, ein Lustspiel in fünf Handlungen, aus dem Englischen des Hrn. Cumberland, 1772. 8. 186 S.

Da unsere Natur zur Bewunderung zu klein, und zum Lachen zu schlecht geworden ist, so können wirs dramatischen Dichtern nicht übel nehmen, daß sie sich Naturen aus fremden Welttheilen holen. Aber müßen sie diesen fremden Idealen unsere Thorheiten und Vorurtheile einpropfen? Belkur, ein Westindier, verliebt sich in ein armes tugendhaftes Mädchen, das er durch die Betrügereyen einer lüderlichen Wirthinn für die Maitresse ihres Bruders hält. Man hatte ihn überredet, der Name Schwester wäre nur ein nom de guerre, und hieß etwa so viel, als das lateinische frater und soror zuweilen heist. In dieser Vermuthung thut er ihr einen beleidigenden Antrag; der Bruder nennt ihn deßwegen einen Schurken, und der Westindier hat in den 24 Stunden, welche er auf unserm Welttheil erlebt hat, schon so viel Europäischen point d' honneur eingesogen, daß er lieber alles verlieren, als die Last dieser Sylbe tragen will. Endlich wird der Irrthum aufgelöst, und Belkur heirathet sein geliebtes Mädchen. Das ist die Haupthandlung, die von einigen Episoden durchgekreuzt wird. Man sieht, daß der Knoten dieses Stücks, nie ein Knoten geworden wäre, wenn der Dichter nicht nothwendig einen zum Entwicklen gebraucht hätte. Der deutsche [320] Übersetzer ist sich nicht immer

gleich. Bald kommen Perioden vor, die recht Briefsteller-mäßig gedrechselt sind, und sich vortrefflich schön drucken lassen, aber zum Dialog durchaus nicht passen; bald reden die guten Leute so pöbelhaft, daß es einem eckelt. Da die Scene in England liegt, so hätten wir auch nichts von Elementarerziehung und Eulenspiegelstreichen lesen mögen. Die griechische Mythologie des Westindiers setzen wir auf die Rechnung des Hrn. *Cumberland*, der sich *Farguhar* zum Muster gewählt zu haben scheint, aber weit unter seinem Original bleibt.

Ohne Anzeige des Orts.

Gedichte im Geschmack des Grecourt.

Warum hat doch der Verfasser gerade im Geschmack des *Grecourt* schreiben wollen? Hätte er in seinem eigenen Geschmack geschrieben, so würde er uns vielleicht nicht so viele unanständige Scenen vorgemahlt haben. Wir sind überhaupt keine Freunde von Dichtern, die in einem *fremden Geschmacke* schreiben, am wenigsten aber von solchen, welche das jungfräuliche Chor der Musen entweyhen, und sie in die Classe der Kuplerinnen verstosen wollen. Auch wo die Muse scherzt und tändelt:

Vt Festis Matrona moueri iussa diebus
Intererit Satyris paulum pudibunda proteruis.

Und die Liebe; diese edle, sanfte, reine Empfindung; wie eckelhaft wird sie, wenn sie den Schleyer der Schamhaftigkeit ablegt? Das *französisch-griechische Motto* auf dem Titel soll doch nicht etwa gar *Witz* seyn?

[321] Nro. XLI. Den 22. May 1772.

Carlsruhe.

Die wichtigste Angelegenheit für das ganze Publicum, oder die natürliche Ordnung in der Politik. 1772. 8. 333 S.

Der Politiker verdient ohne Zweifel den größten Ruhm und den schönsten Lohn der dankbaren Menschheit, welcher die Kunst findet, dem Regenten so viel zu geben, als mög-

lich ist, ohne dem Unterthan mehr zu entziehen, als er entbehren kann. Dieses Verhältniß zu treffen, ist in der Staatswirthschaft der wahre Stein der Weisen, und je mehr man mit dem neuen System der Finanzen bekannt wird, welches in Frankreich so viel Aufsehens gemacht hat, desto mehr wird man überzeugt, daß endlich der Punkt wieder getroffen worden ist, welchen die Natur von jeher zeigte, der aber nachher, durch den Schutt so vieler Systemen, Projecten, Erfindungen und Phantasien so überdeckt worden ist, daß man Jahre lang zu thun hat, ehe man ihn wieder an den Tag bringen kann. Herr Finanzrath Schlettwein, welcher sein ganzes Leben der Glückseligkeit der Menschen aufzuopfern verspricht, leihet alle Kräfte seiner Seele zu dieser mühsamen Aufräumung her; und welcher Menschenfreund wird ihm nicht danken? In vorliegendem Werk erklärt [322] er seinen deutschen Landsleuten die Grundsätze, die er in seinem französischen Aufsatz, den wir neulich ankündigten, in gedrungener Kürze zusammen zog; und beyde Schriften fließen in der Hauptmaxime zusammen: Der Landbau ist der Hauptgegenstand des Staats, und die Abgaben müssen nur auf den reinen Ertrag desselben gelegt werden. Diesen Satz so fest zu unterstützen, und so einleuchtend, als möglich, zu machen, eröffnet er sein Werk mit einer Untersuchung vom Reichthum des Staats, worinnen er zeigt, daß Handel, Manufakturen und Handwerker nur mittelbar durch Vermehrung der Consumtion, den Reichthum vergrößern; daß aber die hervorbringende Classe ihn allein herbeyschafft, und der Natur abverdient. Er schließt hieraus, daß also die hervorbringende Classe immer im Verhältniß die andern überwiegen müße. Es kommen bey dieser Untersuchung sehr viele lesenswürdige Bemerkungen, sonderlich über die Fruchtsperre, vor, und der Herr Verfasser beweißt in einer eignen Berechnung, deren Voraussetzungen wir nicht beurtheilen können, daß Europa überhaupt, und Deutschland insbesondere, bey mäßigen Zeiten und mäßiger Cultur, seine Einwohner auf zwey Jahre mit Früchten versehen kann, daß also alle Ursachen, die man

gemeiniglich für die Sperre anführt, ungegründet, und daß sie überhaupt, eine menschenfeindliche, dem sperrenden Land selbst äußerstschädliche Erfindung sey. — — Wir geben dieses gern zu: aber, was soll ein Staat machen, der überall von Nachbaren umringt wird, die nicht allein die Ausfuhr, sondern auch den Durchgang hindern? Das menschenfreundliche Herz des Herrn Verfassers hat an diesen Fall nicht gedacht, und was würde er auch einem solchen Staate anders haben rathen können, als Gott um gnädige Nachbaren zu bitten? — — Da also, wie bis S. 126. dargethan wird, der reine Ertrag des Landes allein [323] den Reichthum des Staates ausmacht; so wird ferner bis S. 191. gezeigt, wie dieser zu berechnen sey. Mit möglichster Genauigkeit werden, nach Voraussetzungen, die auch blos aus Versuchen beurtheilt werden müssen, welche wir noch nicht anzustellen, Gelegenheit gehabt haben, die Culturkosten und der Unterhalt der Bauenden, von dem gewöhnlichen Ertrag des Ganzen abgezogen, und der Überrest als reiner Ertrag bestimmt. Es kommen dabey wieder sehr nützliche Anmerkungen von vortheilhafter Einrichtung des Ackerbaues und Forstwesens vor, die jeder Regent und Beamte tief in seine Seele prägen sollte. Hierauf folgt der Herr Verf. dem Zirkel, den der ganze Ertrag machen muß, bis S. 242. und da, wenn der Gang der Natur keine falsche Richtung bekommt, alles vom Landmann ausgeht, und auf ihn zurück strömt, so kann endlich bis S. 311. deutlichst dargethan werden, daß die einzige Art der nützlichen Imposten die ist, welche auf den reinen Ertrag gelegt wird, und daß alle andere, welche einzeln durchgegangen werden, da sie den Culturvorschüßen am Ende zur Last fallen, das Land nothwendig beschweren müssen. Nach einer kurzen und sehr wahren Reflexion über die Frohndienste, beklagt sich endlich der Verf. in einem sanften und freundschaftlichen Ton, über die Vorwürfe, die man ihm bey Einführung seines neuen Systems machte, und über die Schwierigkeiten, die ihm dabey — — nicht von dem großen Fürsten, dem er zu dienen das Glück hat, dieser ist zu erleuchtet und zu väterlich gesinnt, seine Bemühungen zu verkennen oder zu hindern; sondern von

andern, in den Weg gelegt werden. Er verspricht zugleich eine pragmatische Geschichte der, in den Marggräflich Baadischen Landen eingeführten, politischen Reformation, die wir mit Sehnsucht erwarten. — — Die vorliegende Schrift muß gewiß jedem wahren Patrioten eben so ange-[324]nehm seyn, als uns der Herr Verf. ehrwürdig ist. O! es ist etwas vortreffliches, ganze Völker glücklich zu machen! — — Haben noch Unterthanen Anspruch auf Eigenthum, Glückseligkeit und auf die Freygebigkeit der Natur; Erinnern sich Minister und Beamten noch ihrer Pflichten gegen Gott, gegen ihre Herrn, gegen den Unterthan, und gegen ihre eigne Nachkommenschaft, so werden sie gewiß dieses neue wahrhaftig menschenfreundliche System einer Prüfung würdigen. Die Natur läßt sich ihre Schätze nicht mit Gewalt abpressen, aber reichlich belohnt sie von selbst den Menschenfreund und den Weisen!

Wien.

Über die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedne Übersichtigkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre, daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademische Schrift unter dem Vorsitze J. v. S. in der K. K. Theresianischen adelichen Akademie, nebst 75 Lehrsätzen aus der Policeyhandlung und Finanz, vertheidigt von 4 bis 6 Uhr! Da war ihre Bestimmung vollendet, das hätte auch ihr Lebensziel seyn sollen, und sie hätte ruhen mögen bey ihrer großen Familie, bis an jüngsten Tag.

Über die Liebe des Vaterlands in Form eines Traktats, fürs deutsche Publikum!

Die ewigen mißverstandnen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus." Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da, mit unsern Besitzthümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, uns zu decken; haben wir da nicht [325] Vaterland? und haben

das nicht tausend und tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bey gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist.

Römerpatriotismus! Davor bewahr uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, drauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den zwey ersten Hauptstücken, allerley Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beschränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalzügen mancherley Völkerschaft wohl durch einander gerührt, und mit historischen Bonmots, und Kronickenmährchen à la Zimmermann und Abbt, fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Kameral-Anschlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnet:

Was trägt {
Jagd
Fischerey
Viehzucht
Feldbau
eben Land
gebirgigt Land
unfruchtbares Land
} zur Vaterlandsliebe bey?

Da kommen nun die jagenden und streiffenden Völkerschaften am übelsten zurecht. Und hier müssen wir anmerken, daß H. S. durch das Wort *Vaterland* verführt, durchaus zu sehr, als glebae adscriptus discurirt, und wir haltens noch immer mit dem Themisthokles: Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geschlechter.

[336] Im vierten H. St. werden den Gesetzgeber Handgriffe gelehrt. *Lykurg*, *Solon*, *Numa*, treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der *Capacität* ihrer Schüller Exercitia diktiren. In den Resultaten des Lebens dieser

großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Überlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen; mit der Klarheit und Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen, bey einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! — — Von Geheimnissen, (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse?) an welche nur der tieffühlendste Geist mit Ahndungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raisonniren! — — Es wird alle Tage schlimmer. Ehmals gab man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften Preiß; an der war doch nichts fürs Menschengeschlecht verlohren: jetzt mißhandlen die Herren guten Sinn und Empfindung.

Durchaus werden die Gesetze en gros behandelt; alle Nationen und Zeiten durcheinander geworfen; unsrer Zeit solche Gesetze gewünscht und gehofft, die nur einem erst zusammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redt, und ausgezischt zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifenrocke Evas Schürzchen vorpanegirisiren wollte.

Fünftes Hauptstück. Regierungsformen nach wohl skeletirter Tabellarischer Terminologie, was sie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beytragen mögen.

Und nun zuletzt im sechsten Hauptstück, gehn die Mitbürger so drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, diesen Hauptstamm, auf den alles ankommt, dessen Boden nur das Vaterland ist; Regierungsart, die Luft, die ihn umgiebt, davon alle andre Empfindungen Zweige sind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, [327] um nur das gemeinste zu sagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege steht, und im Vorbeygehn einen Blick verdient!

Am sonderbarsten ist uns vorgekommen, daß H. S. das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt, da das doch grad dagegen deponiren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skitzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skitzen großer Meister, den reinen Hauch ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider! müßen wir hier auf unser Gewissen betheuern, daß wir, wie in den Gemählden des Verfassers, nichts denn willkührlich hingesudelte Striche haben wahrnehmen können. Portraits! Freylich immer noch so karackteristisch, als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man, trotz aller venerablen Verzerrung, wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwerten, Kreutzen und Sägen unterscheidet.

Halberstadt.

An die Musen von Gleim. 1772. 8. 8 S.

Aus diesem Gedichte sieht man, daß das Herz dieses edlen Mannes, das im vorigen Jahr von der Hand eines Freundes verwundet ward, noch immer blutet. Bald würden wir auf alles zärtere Gefühl der Freundschaft schmählen, wenn wir glauben dürften, daß alle Klagen dieses beleidigten würdigen Mannes gerecht wären. Das Gedicht fängt so an:

An meinem Bach, auf meiner Flur,
In meinen stillen Lauben,
Sing ich dem Schöpfer der Natur,
Und meine süßen Trauben,
Und scherze, doch in Unschuld nur,
Geführt von meinem Glauben;

[328] Das aber wollen Priester nicht
Von meiner Leyer leiden,
Und machen ihr ein Amtsgesicht,
Und schelten meine Freuden,
Und seufzen: ach! der Bösewicht!
Und wollen sie nicht leiden.

Auch scherz ich mit den Grazien
Dann noch, wann sie mich fliehen,
Weil Rosen nicht bey Lilien
Auf meinen Wangen blühen,
Und gerne seh ich Grazien
Vor Gott auf ihren Knien.

Dann aber wein ich, wann mein Freund,
Von seinem Gott verlassen,
Mir stolz ist, mir ein Heuchler scheiut,
Mich lehret, Menschen hassen:
Doch möcht ich, wenn ers redlich meynt
In seinem Arm erblaßen.

Wir freuen uns, daß dieser Gedanke die Empfindungen des Verfassers beschließt. Wir glauben mit ihm zur Ehre der Menschheit, daß seine letztere Hoffnungen nicht ungegründet seyen; und wir versichern beyde große Männer, die sich jetzo mißverstehen, unsrer aufrichtigsten Verehrung.

[329] Nro. XLII. Den 26. May 1772.

Göttingen und Gotha.

Deutsche Schriften, von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben. Erster Band, 1771. 8. 20 Bogen.

Unter diesen deutschen Schriften finden sich viele Aufsätze, welche der königlichen Societät der Wissenschaften theils von ihren Correspondenten, theils von andern Liebhabern der Wissenschaften sind mitgetheilt worden. Ob wir sie gleich nicht alle unter die Denkmäler des deutschen Tiefsinns und des scharfsichtigsten Beobachtungsgeistes aufzustellen getrauen; so bleiben sie doch in aller Absicht ein überaus schätzbares Product des deutschen Fleißes. Sie enthalten ohne Ausnahme sehr richtige und nützliche Bemerkungen, deren Bekanntmachung der Welt nicht anders, als angenehm seyn konnte. Vorzüglich aber haben uns die Arbeiten der Herrn *Heyne*, *Kästners* und *Raspe* gefallen. Wir wollen die in diesem ersten Bande vorkommende Abhandlungen hieher setzen, und hin und wieder das Merkwürdigste davon auszeichnen. I. Probe einer Topographie des Herzogthums Würtenberg, an einer Beschreibung des Flusses Fils und der anliegenden Gegenden. Von Hrn. Prof. *Rösler* zu Stuttgard. II. Beobachtung der Zusammenkunft der Venus mit der Sonne, im Au-[330]gust 1768.; von Herrn Prof. *Ljungberg* zu

Kiel. III. Nachricht von einem im Jun. und Jul. 1770. gesehenen Cometen; von Herrn Commissair Hartmann zu Hannover. IV. Von den Theerquellen bey Edenissen; von Herrn Pastor Pape zu Edenissen. Von diesem besonderen Phänomen müssen wir unsern Lesern eine kurze Nachricht mittheilen. Zwischen Edenissen und dem von Bülowischen Dorfe Abbensen ist ein Felsen, der aus schwärzlichen Bestandtheilen besteht. In diesen Felsen sind einige Öffnungen gehauen, die die Tiefe eines ordentlichen Brunnens haben. Auf dem Grunde dieser Brunnen (oder Theerkuhlen) der ein bloß fettigter, an manchem Orte ein harter und fester, an manchem Orte aber ein zerreibbarer etwas sandichter Felsen ist, quillt ein Wasser, das mit einem Theer oder Fette vermischt ist; das Fett sammlet sich oben auf dem gequollenen Wasser, und wird von den Einwohnern zu Edenissen davon gesondert; womit sie hernach ihre Ackerwagen schmieren. Der felsichte Boden eines solchen Brunnens hat Ritzen, wodurch der Theer mit dem Wasser sprudelt; die größten dieser Ritzen sind eines kleinen Fingers breit, andre aber kann man kaum mit dem Auge sehen, und man weiß nicht, woher das Wasser springt. Eine solche Theerkuhle ergiebt täglich zwey Pfund Fett, einen Tag gegen den andern gerechnet. Besonders merkbar ist es, daß diese Kuhlen weniger Fett ergeben, wenn der Wind aus Osten oder Norden wehet; sobald er aber in Süden oder Westen tritt, auch schon des Tages vorher, wenn er dahin treten will, so quillt der Theer viel reichlicher. Wenn sich das Wetter ändern, ein Sturm entstehen, es donnern, blitzen, hageln, regnen, und im Winter ein starker Schnee fallen will; so kann dies der Kuhlengießer jedesmal recht zuversichtlich voraus wissen; denn alsdann gähren die Kuhlen stets zweymal 24 Stunden zum voraus, und das sonst schwärzliche Theer wird weißlich, [331] wie Room von süßer Milch; es ändert aber diese angenommene Farbe wiederum, wenn es einige Tage nach seiner Ausschöpfung steht. Je reiner die Luft ist, wenn der Wind aus Westen oder Süden bläset, und je weniger sich Ungestüm einzufinden drohet, je reicher sind diese Fettgruben, darinn man täglich, und zwar im

Winter bey der strengsten Kälte, und im Sommer bey der größten Hitze, unausgesetzt schöpfen kann. Die Fragen, welche Herr Pape seiner Nachricht angehängt hat, verdienen Aufmerksamkeit. V. Nachricht von einigen Niederheßischen Basalten, besonders aber einem Säulen-Basaltsteingebirge bey Felsberg, und den Spuren eines verlöschten brennenden Berges am Habichtswalde über Weißenstein, nahe bey Cassel; von Hrn. Rath Raspe in Cassel. Herr Raspe zeigt zuerst die Beschaffenheit der Niederheßischen, und besonders der Weißensteiner Wacken, und behauptet, daß sie zum Geschlechte der Basalten gehören, und eine Art derselben ausmachen, welche von der Irrländischen an Regelmäßigkeit, und von der Egyptischen an Größe verschieden sey. Hierauf beschreibt er das Basalt-Säulengebirge bey der Stadt Felsberg, welches den Schloßberg ausmacht, und welches er unter die schönsten und vollkommensten Gebirge dieser Art rechnet. Er widerlegt sodann einige Meynungen von Basalt, und beschließt diese Nachricht mit einigen Anmerkungen über den Gebrauch und Nutzen der Basalte, besonders der Niederheßischen und Felsbergischen. Wir sind mit Herrn Raspen überzeugt, daß es nicht blos in Nieder- sondern auch in Oberhessen noch viele unbemerkte Merkwürdigkeiten der Natur gebe, die eine bessere natürliche Geschichte verdienen, als die Wohlfarthsche ist. Dieser Nachricht sind zwey Schreiben an und von dem Herrn Gesandten Hamilton zu Neapolis angehängt, worinn ein jeder Liebhaber der Naturgeschichte einige sehr gute [332] Anmerkungen und Nachrichten von Basalten, Lavaströmen, Vulcanen ꝛc. finden wird. Wir enthalten uns, einen Auszug davon mitzutheilen, weil sie zu sehr verdienen, von jedem ganz gelesen zu werden. VI. Von einem Italiänischen Marmor-Tufo. Ebenfalls von Herrn Rath Raspe. Der Marmor-Tufo, wovon hier Nachricht gegeben wird, ist aus den Bädern di St. Filippo bey Radicofani genommen. Diese Bäder finden sich an der Straße von Florenz nach Rom, auf einer mäßigen Anhöhe, die aus einem großen Block weißen Marmors zu bestehen scheint, und aus einer großen Entfernung in die Augen fällt. VII. Methode, die Zeit,

welche eine Uhr weiset, auf andere Zeit zu bringen. Von Herrn Prof. Kästner zu Göttingen. Herr Kästner hat schon in der zweyten Ausgabe seiner Anfangsgründe der angewandten Mathematik S. 579. eine Methode angegeben, die Zeit, welche eine Uhr weiset, auf wahre Zeit zu bringen. Hier theilt er noch einige Erleichterungen bey solchen Verwandlungen einer Zeit in die andre mit. VIII. Untersuchung des Cylinders, der sich eine schiefe Fläche hinauf zu wälzen scheint; von Ebendemselben. Desaguliers hat diese Begebenheit schon untersucht; allein, seine Untersuchung, und was ihm Charles de Labelye dazu beygetragen hat, schien Herrn Kästnern etwas mühsam und verwickelt. Er hat sie deßwegen in gegenwärtigem Aufsatz aus den jetzo zulänglich bekannten Gründen der Analysis leichter und natürlicher herzuleiten gesucht. IX. Berechnung des Egyptischen Kornmaßes; von Ebendemselben. X. Nachricht von der Kriebelkrankheit, oder Krampfsucht; von Herrn Hofmedicus Taube zu Zelle. Diese Nachricht ist gut und mit vieler Genauigkeit geschrieben. Nur wäre zu wünschen, daß man ein sichres Mittel wider diese entsetzliche Krankheit hätte, bey deren bloser Beschreibung man schon zittert. XI. Beschreibung einer [333] zweyleibigen Mißgeburt von Herrn Stadtphysikus Seedorf zu Lauterbach. XII. Beantwortung einiger Fragen wegen des Osterfestes 1771. Von Herrn Prof. Kästner. Aus den Zeitungen ist bekannt, daß der Zweiffel entstanden ist, ob das Osterfest 1771. nicht mit der Juden ihrem zusammenfallen würde, und deßwegen verlegt werden müße? Hierüber hat die Societät der Wissenschaften auf Befehl der Königl. Churfürstl. Landesregierung ihre Gedanken eröffnet. Gegenwärtiger Aufsatz von Herrn Kästner, ward mit Einstimmung der übrigen Mitglieder überschickt, und hat Beyfall erhalten. Die Societät hat diese Frage kürzlich so entschieden. Sie glaubt nemlich, daß das Osterfest in keinem andern Falle einer Verlegung auf eine Woche später bedürfe, als in dem Falle, wenn der Ostervollmond auf einen Sonntag fällt. Dagegen aber sieht sie keinen Grund, warum die Osterrechnung dadurch noch

verwickelter sollte gemacht werden, daß man auf den Fall, wenn der Ostervollmond auf einen Sonnabend fällt, erst der Juden Ostern aufsuchen, und sich nach denselben richten müßte. XIII. Beschreibung einer convulsivischen Krankheit, welche von einem kriechenden Insekte im Magen entstanden; von Herrn Hofmedikus Klärich in Göttingen. Das Insekt, welches Herr Klärich bey einem Säuglinge von 8 Wochen gefunden, war die von Sulzern so genannte Assel. (Scolopendra fortificata). Das Mittel, womit er es von dem Kinde abgetrieben, war Rhabarbarsaft mit süßem Mandelöhl, worunter einige Grane von der Brechwurzel gemischt waren. XIV. Herrn Kästners Zusatz zu der Methode der Zeitvergleichungen. XV. Nachricht von Herrn Irwins Erfindung, das Seewasser trinkbar zu machen. Das Seewasser wird nemlich in dem kupfernen Kessel gekocht, in welchem man der Seeleute Speisen kocht; der Mund des Kessels wird mit einer Decke verschlossen, die in einer [334] Röhre ausgeht. Darinnen verdickt Herr Irwin den Dampf, vermittelst feuchter Tücher, nach dem Grundsatz, auf dem Dr. Cullens' von Edinburg Entdeckung beruht, daß das Quecksilber in der Röhre eines Thermometers sinkt, wenn auf die Kugel des Thermometers äusserlich Weingeist gebracht wird, der geschwind ausdünstet. Herr Irwin hat 75 Gallonen Seewasser in einer Stunde trinkbar gemacht; die Kohlen dazu kosteten nur 30 Pence. XVI. Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums; von Hrn. Prof. Heyne in Göttingen. Unstreitig gehört dieser Aufsatz unter die besten Stücke dieser deutschen Schriften. Wir wollen keinen Auszug davon hierher setzen. Er muß von jedem Kenner selbst gelesen und bewundert werden. Überall wird man finden, daß nur Heyne im Stande war, die Hand an die Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannischen Geschichte anzulegen. XVII. Abhandlung von dem ältesten Norwegischen Geschichtschreiber, dem Mönche Theodrich; von dem Herrn Prof. Murray. XVIII. Zusatz zu der Probe einer Würtenbergischen Topographie, wegen des auf der 12ten Seite angeführten Serpentinmarmors.

Breßlau.

Meyer hat verlegt: **Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß, drittes Stück, 8. Bog. Zwey Abschnitte.**

Der erste enthält eine Fortsetzung des Auszugs aus der Histoire des Mathematiques par Mr. Montucla, davon der Anfang im ersten Stück stehet. Hier ist die Fortsetzung bis zu Ende des ersten Buchs. Dieser Auszug ist in seiner Art vollständig, gleich dem vorigen, und hin und wieder mit kritischen Anmerkungen begleitet, welche um so viel wichtiger [335] sind, je weniger die Fehler bey einem vollständigen Werke, dergleichen der Montucla ist, vermieden werden können. Die Kürze erlaubet uns nicht, aus diesem Auszuge einen weitern Auszug zu machen. Ihre Absicht verdienet die beste Empfehlung. Der zweyte Abschnitt giebt Nachricht von deutschen Schriften, welche bey Gelegenheit des im Jahr 1769. erschienenen Kometen herausgekommen. Es sind dieses keine bloßen Nachrichten, sondern Recensionen von diesen Schriften, deren Inhalt wir in möglichster Kürze anzeigen. Sie sind folgende: 1.) M. Semmlers astronomische Beschreibung und Ausrechnung des Kometen Ao. 1769. welche abendtheuerliche Einfälle enthält, und ein lehrreiches Muster ist, wie man über eine so wichtige astronomische Materie nicht schreiben müße. 2.) Anweisung, den Lauf eines Kometen und anderer Gestirne, ohne astronomische Instrumente und mathematische Rechnungen zu beobachten; ist von keiner Erheblichkeit, und mit astronomischen Irrthümern angefüllt. 3.) D. J. J. Plitts, astronomisch-theologische Untersuchung der Kometen, ist mehr theologisch, und in der Absicht gut. 4.) Eines Ungenannten Schrift von den Kometen, wird noch für erträglich gehalten. 5.) Der Komet nach den Gründen der Naturlehre betrachtet, von B. ist eine kurze Beschreibung des wahren Lehrgebäudes von den Kometen. 6.) Kurzgefaßte Abhandlung von dem im Herbst dieses 1769. Jahres erschienenen Kometen, nebst einem geometrischen Entwurf seiner wahren Laufbahn um die Sonne, von J. E. Bode. Diese wird für die beste unter diesen Schriften gehalten. 7.) Physikalische und moralische Untersuchung der Frage: Ob die Erscheinung der Cometen

was besonders bedeute, u. w. ist von schlechtem Geschmack und Inhalt. 8.) Etwas von den Kometen, womit zu Anhörung einer deutschen Ode — — M. A. G. Mayer einladet; ist eine kleine [336] Einladungsschrift, die theils wegen ihrer guten Schreibart, theils wegen des gesunden Unterrichts, ihr verdientes Lob bekommt. 9.) Gott der überschwenglich thun kann, der beste Gedanke, bey Betrachtung eines Kometen u. w. ist eine Predigt, die in ihrer Art gut ist. 10.) Der Komet, mein letztes Gedicht an den Herrn Prof. Meier, ist ein Gedichte 11.) Bischoffs Sammlung der Nachrichten, von dem d. 26. August dieses 1769. Jahres erschienenen großen Kometen, nebst einigen vorangesetzten Beobachtungen, sind schlecht gerathen. 12.) An die Bürger, bey Gelegenheit des Kometen, von J. E. B. Wiedeburg. Diese Schrift wird wegen ihrer sonderbaren Schreibart, und unschicklichen Einfalls, astronomische Leyen zu machen, auch astronomischer Irrthümer, in das Intelligenzblatt, oder politische Zeitung verwiesen, wo entweder die Leser Ursache haben, an der Einsicht des Zeitungsschreibers, oder dieser an der Einsicht der Leser zu zweiffeln. 13.) Beytrag zu den deutschen Schriften von dem Kometen des vorigen 1769. Jahres, von J. E. Scheibel, ist eine lesenswürdige Einladungsschrift.

Englische Litteratur.

A Synopsis of Quadrupeds. 8vo. 9 S. Boards. Chester printed and sold by White in London. 1771.

Herr Pennant folgt in seiner Claßification zuweilen dem Ray, zuweilen Klein oder dem Linne, und er giebt seinen Lesern allzeit die Ursachen an, warum er von diesem oder jenem System abgeht, oder ihm beystimmt. Die Kupfertafeln sind sehr gut gestochen, und viele Beschreibungen sind ganz neu.

[337] Nro. XLIII. Den 29. May 1772.

London und Lemgo.

The Avthenticity of the First and second Chapter of St. Matthews Gospel vindicated in

Answer, to a Treatise intitled a Free Enquiry into the Avthenticity etc. 1771. 8.

Herrn J. C. Velthusen, Predigers in London, gerettete Authenticität der beyden ersten Kapitel des H. Matthäus zur Beantwortung eines Traktats unter dem Titel: Freye Untersuchung über die Authenticität ꝛc. aus dem Englischen übersetzt von J. C. Benzler, 1771.

Das Äussere bey diesem Buch hat viel Befremdendes. Die Übersetzung einer Schrift, die eine bloße Beantwortung ist, die sich in allen Reihen auf die andre beziehet, die beantwortet werden soll, die ohne jene übersetzen, heißt Noten ohne Text geben, und insonderheit in philologischen, critischen und solchen Litterarsachen, wo es ja so genau ankommt auf das, was gesagt ist und hier widerlegt wird, sind solche Noten ohne Text ganz unausstehlich: denn hier läßt sich der Einwurf ja durch keinen Orpheus oder Odin errathen. Also hätte *zuerst* eine Übersetzung, oder wenigstens ein Auszug aus dem Free Enquiry selbst sollen gegeben werden, und keine Brille ohne Augengläser. Und nun zweitens, [338] wenn diese Schrift übersetzt wurde, warum mußte das Original in Deutschland wieder abgedruckt werden? ein Original ja, was kein Original ist, was ein Deutscher Englisch geschrieben hat, in der trockensten Sache, mit so viel Eleganz, als im Tirocinio oder in Cursiv Noten statt finden kann — — wenn in Deutschland englische Sachen gedruckt werden sollten, und sehr gerne möchten, Himmel! sind da nicht andre? beßre? oder soll Hrn. Verf. als einem Deutschen, ein Monument aufgerichtet werden, daß er so viel englisch schreiben kann? — — Und endlich drittens gar Original und Übersetzung gegen einander! ein Wisch Citationen, was man auf Einer Seite, in einer Sprache nicht schnell genug herunter lesen kann, in zwey Zungen und Sprachen weitläuftig gedruckt, pedantisch und Schulmäßig gegen einander zu buchstabiren. — — Die geschmacklose Barbarey unsrer Buchhändler und Buchdrucker ist oft zu groß, als daß man nicht bisweilen auch ein Wort, wenn nicht *für* diese, so doch *über* diese reden müßte. Und nun zum Buche. Der Titel zeigt schon den Inhalt:

2. Kapitel zu retten, die so viel schwürige Stellen und Anführungen des A. T. haben, an deren Authenticität also manche gezweifelt, die das alte hebräische Evangelium der Ebioniten nicht gehabt, auch das Evangelium Markus, das doch augenscheinlich dem H. Matthäus folgt, gleichsam nicht anerkennet; — — und wie rettet die der Verfasser? Die Instanz ob dies spätere Mscr., diese Irländische Übersetzung sie habe, oder nicht? übergehen wir; denn was will ein so spätes Mscr., eine einzelne Übersetzung sagen? höchstens, daß der Übersetzer, der Abschreiber sie auszulassen für gut, oder zu setzen für zweiffelhaft gefunden. — — Die Instanz gilt wenig. Aber nun das Evangelium der Ebioniten? Der Verf. sagt alles das schlimme davon, was alle sagen, und zum Theil schon Hieronymus gesagt, daß es verfälscht, [339] eine Compilation sey, u. s. w. Ganz gut! aber, um diese Sache von Grundaus zu heben, müssen wir doch erst die Ebioniten recht kennen, und wer kennet die? Sind sie die beschrieenen Leute, von denen die spätern Kirchenväter der herrschenden, insonderheit Alexandrinischen Kirche, so viel Ketzereyen und Fabeln wusten? oder sind sie wirklich der erste Stamm armer, dürftiger Christen in Palästina, die freylich sehr judaisirt haben mögen, die allerdings bey ihrem Bettelzustande wenig Cultur haben konnten, mehr groben Irrthümern ausgesetzt waren, auslassen mußten; und insonderheit (worauf hier wohl das meiste ankommt) deficiente pecu nicht die herrschende Kirche werden konnten, die aber deßwegen noch immer nicht ganz zu verachten wären; — — welches sind sie? Der Canzler Mosheim zog sich aus dieser Sache, wie aus andern, Canzlermäßig; er schrieb eine Dissertation über die Ebioniten, „daß über sie keine Disputation geschrieben werden, daß ihre Sache nicht ausgemacht werden könne," und kann das nicht, so weiß ich nicht, wie manches nicht ausgemacht werden könnte, was man doch jetzt so oft, als ausgemacht, annimmt. Rhenferd hat allerdings auf einem zu Etymologischen Wege für sie patrocinirt — — auch wollen wir der Authenticität ihres Evangeliums, wie Hieronymus Stellen anführt, damit nicht im mindesten das Wort reden. — —

Aber das Evangelium Matthäi ist doch einmal, der Wahrscheinlichkeit nach, hebräisch geschrieben gewesen? — — Die Ebioniten konnten doch die Geburtsumstände Jesu immer am nächsten wissen; — — die Ketzereyen hierüber sind durchs erste und zweyte Jahrhundert nicht ihnen allein, sondern so viel andern Sekten gemein, ja dies fast die Hauptketzerey aller später so bestimmten damaligen Ketzer gewesen. — — Das Evangelium Marci fängt auf den Fußstapfen Matthäus doch nur vom Lehramt und Taufe eben an. — — Kurz, wir wissen [340] nicht! Man sollte die Sache der Ebioniten untersuchen, oder einen Streit aufgeben, den man nicht bis auf die Wurzel verfolgen will oder kann.

Halberstadt.

Der Schmetterling, nebst drey Liedern von Joh. Georg Jacobi. Bey Joh. Heinrich Groß 1772. 8. 38 S.

Eins der angenehmsten Geschenke der Jacobischen Muse. In der Vorrede an eine nicht aus der Luft gegriffne Panthea erklärt sich der Dichter über das Sujet dieses Gedichts, das der Schmetterling überschrieben ist. „Lassen Sie mir, sagt er, ohne deßwegen einen Kenner des Alterthums zu befragen, die lachende Vorstellung, daß die griechischen Mädchen auf ihren Ringen den Schmetterling als ein Sinnbild der Unsterblichkeit, trugen. Auf den Steinen, welche sich von jenen Zeiten her erhalten haben, ist der Schmetterling zu wiederholten malen abgebildet, und gemeiniglich in den Händen des Amors, oder neben dessen Geliebten, der jungen Psyche. Oft habe ich die Abdrücke solcher griechischen Steine betrachtet, oft zur Blumenzeit, den Schmetterling flattern gesehen; beyde mit dem Gedanken an meine künftige Bestimmung, dem ich alle das Liebliche geben möchte, was die süßeste Schwärmerey in ihrer Gewalt hat; und daraus entstand folgendes Gedicht.“ Der Plan ist folgender: Amor steigt in den Hain der Psyche herab. Er findet ihre Hütte verlassen; fern in einem Thale entdeckt er sie endlich unter ihren Nymphen bey dem Aschenkruge einer eben ab-

geschiednen Freundinn. Psyche sieht das Mitleid im Auge ihres Geliebten. Sie eilt, ihn zu trösten, in den Wald, und bringt einen Schmetterling auf ihrer Hand.

[341] Psyche sah die Freude bald
Wieder im Auge des Knaben,
Und die Musen gaben
Ihr, der Begeisterung sanfte Gewalt.

„Amor! wenn aus deinen Armen
Endlich meine Seele flieht;
Und mein Schatten, voll Erbarmen
Hier im Thal dich irren sieht;
Wenn den ersten Schmetterlingen
Dann die erste Rose blüht;
O so komm, ein Frühlingslied
Deiner Psyche vorzusingen.

Bald erwacht aus einer kurzen Ruh,
Gleich den Schmetterlingen,
Eil ich, schön wie du,
Neben dir, auf goldnen Schwingen
Deinem Vaterlande zu.“

Das ganze Gedicht ist in petrarchischem Geiste, in der süßesten Schwärmerey, mit wahrem petrarchischem Tonfall gesungen, und wir bedauren, daß wir nicht mehrere Stellen hersetzen können, besonders den Anfang, der die herrlichste Eröffnung der Scene macht, und ein neuer Beweis von dem Anschauenden in der Einbildungskraft unsers Dichters ist. Die Auferstehung ist ein vortreffliches Gedicht an Elisen, ein junges Frauenzimmer, das bey der reizendsten Gestalt unter dem Schleyer einer sorglosen Munterkeit die tiefste Empfindsamkeit verhüllt. Eine wahre Elysische Blume, deren Anblick den großen Gedanken der Auferstehung bey dem Dichter erwecken durfte.

[342] An Antonetten, als sie am Feste des heilgen Nicolaus, einen neuen Schleyer bekam, und an die Unschuld,

zwey sehr niedliche Stücke. Wir wissen indessen nicht, ob die Engel und Seraphinen, die hier vollkommen das Amt der Liebesgötter oder Popischer Sylphen verwalten, ohne sich die Flügel zu knicken, innerhalb den niedern Klostercellen flattern dürfen, oder ob nicht im Hause ein Lärm über Rauch, Feuer oder Diebe entstehen möchte, und bey den in der Gefahr geöffneten Fenstern, diese Kinder der Freude und Unschuld dürften weggeschrien werden.

Halle.

Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hausen. 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir würden so viel Beschwerden über zu hochgespanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verf. nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo andre den Menschen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder giebt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls. Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vors Publikum hingelegt. Kein Mann von Genie, das heist ohne Fähigkeit, neue große Ideen aus der Tiefe zu heben, eine lebhafte Einbildungskraft andrer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß. Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche, sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn. Und was hat er gethan? Ein Paar Autores herausgegeben. Weiter? unbedeutende Tractätgen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recensiren, necken, lästern.

[343] Und als Professor, keine Intention auf seine Lesestunden, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beyfall. In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inkonsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppeltheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge andrer, also Mißtrauen. — —

Wir mögen nicht weiter ausschreiben; wir haben mehr christliche Liebe, dann Herr Hausen, und sind Recensenten.

Mußten sie denn das Wort, gewiß so leicht weggesprochen, als irgend eins des seel. geheimen Raths, und wenns zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer, mußten sie das Wort: Wenn ich todt bin, müßen Sie mein Leben beschreiben — — wie ich bin in wahrem Bilde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauesten Sinn der Wille eines Menschen, der da spricht: macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände. Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde auszieht, und seine mißgestallte Nacktheit an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publikums prostituirt, und Vögeln und Hunden preis giebt? Freylich ein Leichenbegängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr H. selbst in diesem Stücke spielt, uns könnte ers übel nehmen, und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

Ulm.

Canut der Große, oder Streit der kindlichen und ehelichen Liebe. Eine Heldengeschichte. 1771.

Der Verfasser betheuert in der Vorrede: er wolle [344] keine geheime Geschichte, keine Anekdoten schreiben, bemühe sich nicht, neue geheime Triebfedern des Verstandes und Herzens auszuforschen. Zugestanden, mein Herr, ohne Protestation, daß sie weder für alte noch neue, geheime noch offenbare Triebfedern der obern, mittlern noch untern Seele, jemals ein Auge gehabt haben. Eine Haupttugend seiner Helden preißt er die Keusch- und Züchtigkeit. Welch Wunder! die ganze Gesellschaft ist eine steife Marionettennation, Panzer, Schnürbrüste und Wänste, durchaus mit Lumpen ausgestopft. Du Muster eines moralischen Volks, ohne Leidenschaft, ohne Begierde! Nicht daß wir den schlüpfrigen Liebes-

erzählungen das Wort reden, wir bedauern nur, daß der gesittete und tugendhafte Theil des zu amusirenden Publikums, so schlecht bedient worden ist, seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Litteraturneuigkeiten.

Göttingen. Den 1sten May starb der Herr Prof. Achenwall an einem hitzigen Fieber, in einem Alter von ohngefähr 51 Jahren.

Jena. An die Stelle des Hrn. Dr. Bohn kömmt der Herr Prof. Faber von Kiel, als Professor der Morgenländischen Sprachen.

Wien. Der Ruf des Hrn. Prof. Riedel hat durch die Bemühungen Ihrer Durchlaucht des Fürsten von Kauniz, dieses großen Beförderers der Wissenschaften seinen Fortgang gewonnen, und man erwartet ihn nächstens allhier.

[345] Nro. XLIV. Den 2. Junii 1772.

London.

A general history of the British Empire in America: Including all the countries in North-America and the Westindies, ceded by the Peace of Paris. By Mr. Wynne. 8. 2 Vols. 10 S. Boards. Richardson and Urguhart 1770.

Wir denken, es werde unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen aus diesem Werk, das uns wegen der Nachrichten vom Ursprung, Wachsthum, und gegenwärtigen Zustand des ansehnlichen brittischen Reichs in Amerika, und aus andern Ursachen, interessant dünkt, das Merkwürdigste hier vorlegen. — — Unter der Regierung Karls I. wollten Arthur Haselrig, Oliver Cromwell, und andre ihr Glück in Neu England versuchen; aber ein von Karln I. auf die Schiffe gelegter Beschlag hinderte sie daran, wodurch acht Fahrzeuge abgehalten worden, in diese Gegenden zu segeln. — — Neu-England begreift drey Gouvernements in sich, das von Massachusets-Bay, (gewöhnlich Neu-England genannt, welches das vornehmste

ist) das von Connecticut, und das von Rhode-Island. Die Generalversammlung von Neu-England (General-Assembly) hat die gesetzgebende Gewalt. Sie besteht aus den Magistratspersonen, und einer gewissen An-[346]zahl von Deputirten, und macht zwo Kammern oder Häuser aus, worinn, so wie im Hauß der Gemeinen und der Lords in England, die meisten Stimmen von beyden nöthig sind, ehe eine Bill dem Gouverneur zur Einwilligung vorgelegt werden kann. — — In Massachusets-Bay ist die Gewalt zwischen dem König und dem Volk getheilt, doch besitzt dieses den größten Antheil davon, denn es wählt nicht allein die Assembly, sondern die Assembly wählt den Rath (Council); und der Gouverneur hängt in Absicht auf seine jährliche Unterhaltung von der Assembly ab. — — In Connecticut und Rhode-Island, befindet sich ebenfalls beynahe die ganze Gewalt der Kron in den Händen des Volks. — — Diese Kolonien besitzen das Recht, Gesetze zu ihrer bessern Regierung und Unterhaltung zu geben, nur dürfen sie den Gesetzen Großbrittanniens, der mother country, nicht entgegen, noch nachtheilig seyn. Wenn dieselbe gehörig durch die Assembly und das Council gegangen, und vom Gouverneur genehmigt worden, so erhalten sie in selbiger Provinz eine verbindende Kraft, können jedoch, auf gerechte Klagen, vom König in seinem Rath widerrufen werden, und erhalten nicht eher eine ewig verpflichtende Kraft, als bis sie von demselben bestätigt worden. Es giebt aber auch hiervon Ausnahmen. — — Ehebruch, Gotteslästerung, Schlagen oder Verfluchen der Eltern wird hier mit dem Tode bestraft. Niemand kann in Verhaft genommen werden, wenn er einigermaßen Satisfaction zu leisten, im Stande ist. Quaker, Jesuiten, und katholische Priester sind in Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Der Trunkenheit, dem Fluchen und dem Schwören vorzukommen, ist man durch Gesetze beflissen. Auf Eins wissen sie sich besonders viel, daß nemlich Christliche Fremdlinge, die der Tyranney entfliehen, auf gemeine Kosten unterhalten, oder anderweitig versorgt werden müßen. Ein sonderbarer [347] Kontrast, den die Verordnung gegen die

Quaker ꝛc. mit diesem Gesetz macht. — — In Neu-England ist jede Stadt von fünfzig Familien verbunden, eine Lese- und Schreibschule zu halten, so wie die von hundert Familien eine Lateinische. Man hat keine Feyertage, ausser den Tag der jährlichen Wahl der obrigkeitlichen Personen von Boston, und der Austheilung der Grade in Cambridge, sondern Fleiß und Geschäftigkeit gehen das ganze Jahr hindurch ihren Weg ununterbrochen und unermüdet fort. — — In Pensylvanien leben 250 000 Seelen, wovon die Hälfte Deutsche, Schweden, und Niederländer sind. Man sieht da Quakers, Episkopalen, Kalvinisten, Lutheraner, Katholicken, Methodisten, Mennonisten, Mährische Brüder, Independenten, Anabaptisten und Dumplers; letztere sind eine Gattung deutscher Sekte, die in einer Art von religioser Gesellschaft leben, lange Bärte tragen, und eine dem Mönchshabit ähnliche Kleidung. So ausserordentlich hier die Verschiedenheit des Volks, der Religionen, Nationen und Sprachen ist, so leben sie gleichwol alle in der bewundernswürdigsten Eintracht zusammen. — — Von den Eingebohrnen in Nordamerika sagt W., daß alle auf den Unterricht derselben in den Gesetzen und in der Religion verwandte Bemühungen fruchtlos gewesen, und sie in ihre Lebensart so verliebt seyen, daß manche, die man ordentlich gekleidet und erzogen, ihre Kleider weggeworfen, in die Wälder zurückgelaufen wären, die Gesellschaft verlassen, und zu ihrer vorigen wilden Lebensart sich gewandt hätten. Das wundert uns nicht; da ja, nach seiner Erzählung, so gar Franzosen, die von den Tsonnonthouans, einer Indianischen Nation, gefangen genommen worden, sich geweigert, in ihr Land zurück zu gehen, ungeachtet sie von den Tsonnonthouans, auf eine an sie abgefertigte Gesandtschaft, freygegeben worden. — — Ganz natürlich; denn [348] bey diesen Indianern, lebten sie in einer unter der französischen Regierung unbekannten Freyheit und im Überfluß, bezahlten keine Steuern noch Auflagen, trugen keine bürgerliche, noch militarische Bürden. — — Von den Illinois, einer Indianischen Nation, urtheilt Herr W. günstig. Seine Beschreibung ihrer zu Ehren des Kalumet

geschehenden Tänze, die aus dem Französischen des P. Marquette übersetzt ist, mag noch hier stehen. Die Scepter unsrer Könige genießen keiner solchen Achtung, als die Wilden gegen diese Pfeiffe bezeigen, welche sie für den Gott des Friedens und des Kriegs, und für den Herrn über Leben und Tod zu halten scheinen. Mit diesem Kalumet kann sich einer unter seine Feinde wagen; in den hitzigsten Gefechten werden die Waffen für der heiligen Pfeiffe bey Seite gelegt. Sie haben dergleichen zweyerley. Das Friedenskalumet dient ihnen, Bündniße und Traktaten zu befestigen, sicher zu reisen, und Fremde aufzunehmen; das Kriegskalumet ist zur Ankündigung von Kriegen bestimmt. Es ist aus einem rothen Marmor ähnlichen Stein gemacht; das obere ist, wie unsre gewöhnliche Tobackspfeiffen, nur etwas breiter, und an eine Röhre befestigt, um es zum Rauchen gebrauchen zu können. Sie schmücken es mit schönen Federn von allerley Farben aus, und nennen es das Sonnenkalumet, welcher sie dasselbe, wenn sie einer Veränderung des Wetters bedürfen, präsentiren, in der Meinung, die Sonne könne nicht weniger Ehrfurcht dafür haben, als sie, und müsse ihnen deßwegen ihr Wunsch gewährt werden. Sie erkühnen sich nicht, im Anfang des Sommers in den Bächen zu baden, oder die frische Frucht der Bäume zu kosten, wenn sie nicht vorher den Kalumetstanz verrichtet haben. — — Diesen verrichten die Wilden als eine feyerliche Ceremonie, Bündniße zu bestätigen, Friede mit ihren Nachbarn zu schließen, auch, wenn eine Nation zu [349] ihnen zum Besuch kommt, derselben zu Ehren, also statt eines Balls. Sommers geschieht er auf freyem Felde. Zu dem Ende wählen sie einen Platz unter den Bäumen aus, und legen in die Mitte eine Strohdecke statt eines Teppichs, stellen auch den Gott des vornehmsten in der Gesellschaft, der den Ball giebt, darauf; denn jeder hat seinen besondern Gott, Manitoa genannt: zuweilen ist es ein Stein, ein Vogel, eine Schlange, oder sonsten etwas, wovon sie Nachts träumen; denn von diesem Manitoa versprechen sie sich Segen zu ihren Geschäften, Fischen, Jagen u. a. m. Zur Rechten ihres Manitoa

setzen sie das Kalumet als ihre große Gottheit, und errichten mit ihren Waffen rund herum eine Art von Trophäen. Wenn nun die Stunde zum Tanz gekommen, und die Sänger unter den Bäumen die vornehmsten Plätze für sich eingenommen, so setzen sie sich alle in die Runde herum, wie sie kommen, nieder, begrüßen aber vor allem andern den Manitoa, welches dadurch geschieht, daß sie ihren Tobacksrauch darauf hinblasen; jeder nimmt hernach in seiner Ordnung das Kalumet, hält es mit seinen beyden Händen, und tanzt so damit, nach dem Gesang, herum. — — Wenn dies vorbey ist, so erscheint der, welcher den Ball anfangen soll, in der Mitte der Versammlung, nimmt das Kalumet, und präsentirt es der Sonne, als ob er sie zum Rauchen einladen wollte; nimmt hierauf eine Menge von Bewegungen mit demselben vor, neigt es bald gegen die Erde, hält es bald so, als ob er es wollte fliegend machen, und giebt es hierauf den Zuschauern, die nach einander daraus rauchen, und indessen immer tanzen. Dies ist die erste Scene des Balls. Die zwote besteht aus einem Gefecht, mit Vokal- und Instrumentalmusik. Derjenige, welcher mit dem Kalumet tanzt, giebt einem ihrer Krieger ein Signal, dieser nimmt hierauf einen Bogen, Pfeile [350] und ein Beil von den vorhingedachten Waffen, und ficht mit dem andern, der sich blos mit dem Kalumet vertheidigt; beyde tanzen indessen doch immer fort. Nach geendetem Gefecht hält der, welcher das Kalumet hat, eine Rede, worinn er von seinen Gefechten, und von den Gefangenen, so er gemacht, Nachricht giebt, und erhält sodann einen langen Rock, oder ein andres Geschenk, von dem Vornehmsten des Balls; reicht hierauf das Kalumet einem andern, welcher es, nachdem er seine Rolle geendigt, einem dritten übergiebt, und so fort, bis das Kalumet wieder zum Obersten zurückkommt, welcher es der zum Fest eingeladenen Nation, als ein Zeichen ihrer Freundschaft, und Siegel ihrer Bündniße überreicht. — — Hiebey wollen wir doch anmerken, daß das Wort Illinois in der Sprache dieses Volks, Menschen bedeutet, als wenn sie die andre Wilden für Thiere ansähen. — — Es folgt eine

Geschichte von *Kanada*, von der ersten Entdeckung dieser grossen Landschaft durch den berühmten Italiäner *Cabot*, unter K. *Henrich* VII. dessen Sparsamkeit ihm aber nicht verstattete, eine ordentliche Verfassung hier zu stiften, bis 1749. So viel vom *ersten* Band.

Frankfurt am Mayn.

Carl Franz Lubert Haas, der Philosophie und Kirchengeschichte ordentlichen Lehrers zu Marburg; Anmerkungen über die Hessische Geschichte von Landgraf Henrich dem Ersten an, bis auf das Jahr 1434. nach Anleitung dessen, was Winkelmann im sechsten Theile seiner Beschreibung des Hessenlandes hiervon gemeldet hat. Nebst einer historischen Nachricht von der ehemaligen, nun [351] zu Hessen gehörigen Herrschaft Schöneberg. Bey Johann Ludwig Eichenberg sel. Erben, 8. 11½ Bogen, kostet 30 kr.

Es gereichet den Heßischen Gelehrten allerdings zu großem Ruhme, daß sie sich, in unsern Tagen, um die Wette beeifern, ihre vaterländische ältere Geschichts- und Geschlechtskunde aufzuhellen. So lange jedoch das wichtige Gesamtarchiv in Ziegenhain verschlossen bleibt, eben so lange bleiben auch die vielen Lücken im mittlern Zeitalter unausgefüllt, und alle noch so witzige Muthmaßungen unfruchtbar. Diese Äusserung des Rec. läßet sich auch auf angezeigte Schrift gutentheils anwenden, besonders, was die Blatseite 73 bis 90 eingeschaltete „kurze Nachrichten von dem Ursprung der Grafen von Ziegenhain, Reichenbach und Nidda,“ nicht minder die am Ende angefügte „Nachricht von den Herren von Schonenberg“ betrifft. Dessen ohngeachtet ist dieses Werk schätzbar, indem der Herr Verf. nicht bloß darinn gesammlet, sondern auch selbst gedacht, und mit Scharfsinn und kaltem Blute geprüfet hat. Hin und wieder giebt derselbe nur einen Fingerzeig, aus welchem Augenstande diese oder jene Meinung seiner Vorgänger, vorzüglich eines *Estor* und *Homberg*, betrachtet werden könne. Kurz, es wird keinen Liebhaber der ältern Heßischen und Maynzischen Geschichtkunde

reuen, solche Blumenlese durchzulesen. Die Schreibart könnte etwas blumenreicher seyn.

Erfurt.

Epistel an Herrn Öser, 1771. 4to. 12 S.

Das Ding mag Ösern wohl eine muntere Viertelstunde gemacht haben, als Gesellenscherz hätte es uns auch gefallen; es ist nicht ganz ohne launi-[352]schen, obgleich meist erzwungenen Muthwillen. Nun aber gedruckt! Uns verdreußt schon lange, solch einen Mann von Großen und Kleinen, nur immer als Künstler, und so bekomplimentirt zu sehen. Zwar wissen wir, er verzeihts dem Publikum; denn nie hat er auf den Beyfall des gaffenden Haufens Anspruch gemacht, der unfähig ist, anders zu kennen und zu nennen.

Nachricht an das Publikum.

Herr Geßner hat bey einer Ausgabe neuer Idyllen, auch an den Beyfall gedacht, den er von der französischen Nation erhalten, und zugleich für eine gute Übersetzung, durch den verdienten Herrn Huber Sorge getragen. Sie wird auf starkes Schreibpapier in 4to auf Subscription gedruckt werden, die wir hiermit ankündigen. Außer vielen Vignetten, werden 10 große Platten, die malerischen Scenen der Idyllen vorstellend, das Werk unschätzbar machen. Eine derselben, die man dem Probebogen beygelegt hat, ist bezaubernd gearbeitet, und wir erwarten mit Ungeduld die übrigen. Herr Diderot, als er Geßners Intention erfuhr, überschickte demselben einige seiner bisher ungedruckten Erzählungen, um sie den Idyllen anzuhängen. Und so conspirirt alles, dieses Werk Deutschen und Franzosen, Dichtern und Künstlern, jedem Kenner des Schönen, wichtig und nöthig zu machen. Den Probebogen, nebst dem Kupfer kann der Verleger dieser Zeitung Liebhabern zur Betrachtung vorlegen, auch nimmt er Subscription an. Sie ist 18 Liv., deutsch Geld fl. 8. 15 kr. Die Hälfte sogleich, den Rest bey Empfang des Buchs zu bezahlen. Sie steht nur noch bis auf den 1sten Julii offen.

[353] Nro. XLV. Den 5. Junii 1772.

Frankfurt am Mayn.

Joachimi Hoppii Commentatio succincta ad Institutiones justinianeas. Recensuit, notas adjecit et cum introductione in lectionem Institutionum indiceque locupletissimo denuo edidit — — Walchius etc. sumptibus F. Varrentrapp 1772. 4to. Vol. I. et II. 7 Alphab. und 1 Bogen, kostet beym Verleger 5 fl. 30 kr.

Hopp, der Sachwalter, und *Walch*, der Antiquarius! Eine so groteske Gruppe konnte niemand zu sehen wünschen, als *Ludewig*; und, Dank sey es seinem Wunsch! diese *Commentatio succincta* ist nun um ein ganzes Alphabet fetter geworden, und den ehrlichen Sachwalter= und Notarius=Seelen, die das Recht studiren wollen, ohne gerade gelehrt zu werden, ganz aus der Hand gewachsen. — — Es ist ein Unglück für eine Wissenschaft, wenn Theorie und Praxis so verschiedene Wege wandeln, daß sie sich an keinem Ende mehr berühren. Der römischen Rechtsgelehrsamkeit ist es so ergangen; und wie konnte es anders, da die Urheber derselben andere Gegenden, andere Menschen, andere Denkungsart, alles anders hatten, als wir; die wir weit klüger römische Mützen, Schue und Mäntel, als römische Gesetze hätten borgen sollen! Doch es ist einmal [354] so und wird auch so bleiben, so lange die Krippen dieses Augiischen Stalles so viele ehrliche Leute mästen, und wohl mästen. Wir werden es auch nicht ändern; aber, daß man uns römische Theorie, und platte, gutherzige, deutsche Praxis auf einer Schüssel vorstellt, das kommt uns wenigstens wunderlich vor. *Hopp*, den Herr *Walch* als seinen gelehrten *patrem adoptivum* mit kindlicher Pflicht *virum summum* nennt, hatte durch seinen Commentar ein sehr gutes Werk gestiftet, da er den Sinn seines Gesetzbuchs deutlich und so darstellte, daß jeder Sachwalter, wann ihm ein Gesetz (oder §. nennt es, wie ihr wollt) aufstieß, sich Raths erholen, den zum Grund gelegten Fall auffinden, und die Anwendung ohne große Mühe machen konnte. Das ist der Geist, in dem er schriebe; und wenn man nicht von eben dem Geist getrieben

wird, so läßt man Hopp an seiner Stelle. Nun kommt aber Herr Prof. Walch dazu, und will nicht leiden, daß ein Quartant in der Welt seyn soll, der blos nutzt, ohne Gelehrsamkeit auszuduften; und in diesem gelehrten Eifer, den einige Nebenumstände von Verlegeraufträgen noch mehr belebten, setzt er sich hin, und stopft sein Buch mit so vielen Antiquitäten, Kritik, Geschichte der Gesetze, Citationen aus Livius, Gellius, Dio Cassius, Dionysius Hal. Cujacius, Fabrotus, van Leuven, Brisonius u. d. gl. die sich wohl nie in Gesellschaft des guten Hopps zu finden hofften, so reichlich aus, daß es nun dem Sachwalter in allen Ecken zu groß ist, dem Theoristen aber noch immer in allen Ecken zu klein bleibt. Wir gestehen gern, daß hier und da einige Anmerkungen vorkommen, die dem Hoppischen Commentar angemessen, und nicht ohne Nutzen sind, aber den meisten, jam non erat hic locus. Wir rechnen zu diesen selbst die Walchische Introd. ad lect. Just. wo uns, über die Verfasser und Quellen der Inst. über ihre Leßart, Handschriften, Erklärung, [355] Ausleger u. d. gl. eine Menge bekannter Sachen, die Hopp freylich wohl nie gewußt haben mag, gewiß nie lehren wollte, ohne alles Genie gesagt werden. Wir wollen nur von dem ersten Kapitel einen Auszug geben. Es wird daselbst erstens untersucht, ob Tribonianus sich mit o oder u geschrieben habe? dann lernen wir in der Folge, daß er ein gelehrter Mann war; daß man aber nicht mit Gewißheit sagen könnte, ob er Advocat gewesen sey, oder nicht, so viel aber wäre gewiß, daß er nachher die größten Ehrenstellen begleitet habe; ein guter Christ wäre er wohl nicht gewesen, und man sage auch, er habe sein Jus zu gut verstanden, um nicht geitzig zu seyn; aber Procopius, aus dem alles dieses geflossen, habe eine allzu böse Zunge gehabt, als daß man ihm glauben könne. Wer des Theophilus Herr Vater gewesen, und wann er seine Wallfahrt auf dieser mühseligen Welt betreten? weiß Herr Walch so wenig — — als wir uns darum bekümmern. Was Dorotheus für Ämter gehabt hat, und wo, und wann er gestorben ist? das ist sehr streitig; desto gewisser ist aber, daß

Tribonian, oder Tribunian, den Vorsitz in diesem Triumvirat gehabt hat; Im folgenden Abschnitt spricht Herr Walch vom Caius, in quo, sagt er, duo potissimum consideranda sunt; nomen atque aetas. — — Nun, das ist doch gerade das geringste! Wir erstaunen, in allen diesen gelehrten Erörterungen nicht eine Spur zu finden, daß Herr Walch sich jemals hat einfallen lassen, über den Geist dieser Compilatoren, und ihrer Zeiten zu denken; und doch dünkt uns, ist in der ganzen Geschichte der Menschheit, keine Epoche, die merkwürdiger wäre, als diese. Nicht wegen des Ursprungs des römischen Gesetzbuchs; sondern, weil man nirgend so deutlich siehet, wie viele krumme Wege der menschliche Geist gehet, ehe er seine anererbte sinnliche Begriffe bis auf einen gewissen Grad verfeinert; und wie schwer es ihm ist, [356] den rechten Grad der Verfeinerung zu treffen, wenn er einmal im Gang ist, zu rafiniren. Was der rohe und starke alte Römer zu einer Zeit, da jeder Zweck seiner Handlung sinnlich war, erfand und festsetzte; wie haben das nachher die Prudentes, die Prätoren, und Redner durch Fictionen und Erklärungen ausspinnen müssen, bis ein solches Gewebe zu stand kam, wie das Römische Gesetzbuch ist? Und was für eine Mikrologische Seele muß der Herr der halben Welt und seine Räthe gehabt haben; als sie sich zum Webstuhl setzten, und aus solchen Fäden ein Band verfertigen wollten, das so viele Nationen zusammen halten sollte? — — Verdiente dieser in die Augen fallender Gedanke keine Rücksicht? und wäre es nicht besser gewesen, ihm nachzuhängen, als über den ehrlichen Hopp eine römische Olopoterie ex pipere, ligustico, mentha arida, nucleis pineis, vua passa, cariota (quae capiti nocet) caseo dulci, und dergleichen, zu machen?

Leipzig.

Des Herrn von St. Lamberts Jahrszeiten. Aus dem Französischen. Bey Dyck 1772. Desselben orientalische Fabeln, nebst einigen Erzählungen; ebenfalls daselbst.

Was doch die deutschen Verleger mit allem Zeuge von Übersetzung wollen! (An die Herrn muß man sich doch schon wenden: denn die sind an dem meisten davon, und sonst an wie vielem unsrer werthen deutschen Litteratur schuld!) Ist denn die französische Sprache nicht endlich allgemein genug bekannt, als daß jedes Blatt, jedes mittelmäßige Stück gleich müste übersetzt werden? könnten nicht lieber deutsche Verleger dafür sorgen, daß die wenigen guten, vortrefflichen Stücke fremder Nationen, die so selten, so langsam, in so hohem Preise, mit so vieler Un-[357]bequemlichkeit zu uns kommen, statt des elenden Wisches, in Deutschland, nachgedruckt würden — — das wäre so schön, so verdienstlich; und wie uns dünkt, so thunlich! Das Übersetzergeschmeiß verlöhre sich, und müste andre Handthierung suchen: die Nation würde von einem Markt unvollkommner Trödelwaare gesäubert, mehr in den Schranken, und der Aussicht des Vollkommnen, des Guten erhalten; die Originale (sie sind allemal unübersetzbar!) theils nicht geschändet und verstümmelt, theils vor unheiligen Augen bewahrt — — Doch wo träumen wir hin? von *St. Lambert* war nichts, theils werth, theils fähig, übersetzt zu werden, als das Unwesentlichste von Allem, einige seiner langen Anmerkungen. Die enthalten manche sehr gute, natürlichgedachte, philosophische Entwicklung einiger Gefühle und Urtheile, (wo wir doch aber eine große Ähnlichkeit mit dem weit gründlichern Essai on the Origin of the Ideas of Sublime and Beautiful bemerkt haben) und das wären wenige Blätter gewesen. Sein *Gedicht* selbst ist so mittelmäßig, so unter *Geßner* und *Thomson*, oder wenigstens so sehr von französischer Versifikation abhängend, daß man hier statt Blumenlese, den mattesten Haufen todter Blüthen siehet. Und dann die *Orientalischen Fabeln*? Wuste denn der Ignorante von Übersetzer nicht, daß das nur ausgesuchte, äusserst verkehrte, französirte und geschminkte Blümchen aus *Schah Sadi Persischen Rosenthale* sind, das wir längst *ganz* (durch Adam Olearius Schleswig 1654. klein Fol.) und zwar *unmittelbar aus der Ursprache*, und hie und da,

in einer weit bindigern Schreibart haben? konnte man von da aus nicht (und weit mehr und besser) auswählen, verbessern, den schönen Perser den Deutschen würdiger geben, als jetzt aus der dritten fremden, unreinen, ekelpomadirten Hand? Aber welcher solcher Miethübersetzer kennt ein Buch?

[358] Zürch.

Historische Lobrede auf Johann Jakob Breitinger, ehmaligen Vorsteher der Kirche zu Zürch. Von J. C. Lavater. 1771. 8. 122 S.

In der Vorrede giebt der Verfasser diese Schrift für eine Übung. Wir danken ihm, daß er sie uns nicht aus unzeitigem Stolz vorenthalten hat. Welche Übung ist einem Jünglinge, der aufstrebt, würdiger als die, das Beyspiel erhabner Vergangenheit, wärs auch nur einsweilen nach seinem Maaß, sich und den Seinigen wieder vor die Augen zu bilden? Er wird so nie in Gefahr kommen, ein schlechtes Zeitalter für sein Publikum, und schlechte Gesellen für seine Nebenbuhler zu achten, und auf einem leicht erreichten Gipfel der relativen Vollkommenheit, in verderblicher Selbstgefälligkeit die besten Kräfte verträumen. Breitinger war 1575. geboren, und durch ein 70 jähriges Leben wandelte er, mit gleicher Einfalt und Sicherheit; von dem Schüler zum Antistes! Wir wünschten, daß alle junge Geistliche diese Lobrede beherzigten, nicht, um diesem vorschreitenden Riesen zu folgen, sondern zu erkennen, was ein Mann sey. Weniger Prunk hätten wir gewünscht. Zwar sind hie und da die Betrachtungen brav, wo Herrn L. Erfahrung hinreichte; doch auch die bravsten wollten wir entbehren. Solche Sprüche sind fürs kalte Anschauen der Theile. Wir wünschten die Empfindung durch die heilige Größe des Ganzen durchdrungen und gestärkt zu sehen.

Erfurt.

Launen an meinen Satyr. 8. 1772. 56 Seiten.

Launen! Das Wort ist seither, und auch diesesmal wieder jämmerlich mißbraucht worden. Da petillirt weder

leichtgereitzter Muthwillen eines voll- [359] safftigen Jünglings; noch greift ein Yorick mit der Gelassenheit eines Reichen in die Fülle seiner Besitzthümer, faßt aus dem gedrängten Haufen wunderlich associirtes Zeug auf, läßt eins über das andere fallen, setzt ein Halbbetrachtetes weg, um ein ohngefehr erblicktes Merkwürdigeres zu ergreiffen, wirft dann alles wieder unter einander, und schaut zufrieden drein; — — und was noch alles Sternen von dieser Seite karakterisiren möchte. Eben so wenig hat uns die ernste Laune des Mannes getroffen, der die Welt kennt, an manchem Verdruß über edles mißlungenes Unternehmen genagt hat, und den nun in einer Stunde halbheilen Behagens, aufwachendes Selbstgefühl über Thoren und Schurken hebt, und ihn darüber in der Ferne zu lachen macht, worüber er gegenwärtig knirschte.

Das alles nicht! und was denn? Wie das alte Sprüchwort sagt: Der Herr kützelt sich, um zu lachen; und wenn das auf die unempfindlichen Seiten nichts würken will, stößt er in seine Lunge, und zwingt sie zur konvulsiven Hustenbewegung.

Aber, wozu thut sich der Herr Verfasser alle die Quaal an? Um dem Publiko zu bezeugen, daß er einen mißbilligenden Blick auf seine vergangne Theilnehmung an literarischen Händeln werfe, und dann seinen Stallmeister Satyr förmlich abdanke. Freylich hat ihm der mehr schlimme als gute Dienste geleistet, und die Abschaffung eines solchen Dieners prophezeiht der neuen Haußhaltung viel Gutes. Wahrscheinlicher weise hat ihn auch dieser schlimme Gesell zu den Streifereyen auf die Zwerge verleitet, aus denen er Kranich, zwar mit ganzen Gliedern, doch, wie er selbst gesteht, nicht ungerupft gekommen ist.

Allen und jeden solchen Ausfällen der Laune und Galle entsagt der Verfasser feyerlichst bey vorseyender Standsveränderung, wenn sich ihnen anders [360] entsagen läßt, und weiht sich ganz den edlen Absichten Theresiens und Josephs.

Wir preisen den Mann, der gute Kräfte gut anwendet, und segnen das Glück der Fürsten, deren erhabner Wille von rechten Männern ausgeführt wird.

Genf.

Testament politique de Mr. de V* 1772. 8. 64 S.**

Sollte eigentlich literaire heissen. Der Alte, oder welches uns wahrscheinlicher ist, ein guter Kopf hinter seiner Maske, giebt Rechenschaft vorerst von seinem Leben, en gros und dichtrisch, wie es einem Genie geziemt, dann legirt er Feinden und Freunden, Stiche, Schnörkel und Schnaken, wofür ihm die wenigsten danken werden. Auch hier, wie in seinem ganzen Leben, ist Gutthätigkeit und menschenfreundliches Ertragen des Apostels der Toleranz, untergeordentes, wir wollen nicht sagen, erkünsteltes Gefühl. Die deutsche Übersetzung ist — — eine Übersetzung.

Kupferstiche.

Caspar Richters Portrait nach Graf von Bausen. Hell und vornehm gemahlt, und unbedeutend wie tausend Portraits in den Putzzimmern der Reichen aufgehängt. Wir erkennen es mehr für ein Gelegenheits- als Kunstwerk, und da wir nicht wissen, wies verlangt, wies bezahlt worden ist, worinn freylich dem Künstler viel Entschuldigung liegt, wollen wir ihn nicht tadlen. Nur fallen uns bey der Gelegenheit so viele empfundne Portraits ein, alter und neuer Zeit; wir trauen Herr Bausen so viel zu, daß es uns leid that, wie unsre Erwartungen im Aufrollen vernichtet wurden.

[361] Nro. XLVI. Den 9. Junii 1772.

Ohne Anzeige des Orts.

Von der Kirchenvereinigung. Ein Bedenken des Herrn Abts Jerusalem. Mit einem Vorbericht. 1772. 8. 50 S.

Um dem einreissenden Deismus eine stärkere Wehre entgegen zu setzen, wurde der Herr Abt J. ersucht, nebst einem großen Cardinal, die seit den Zeiten der Reformation so oft vergebens versuchte Religionsvereinigung wieder vorzunehmen. Der Herr Abt, der zu viele Weltkenntniß hat, um zu hoffen, daß etliche Millionen Menschen zugleich vernünftig, billig

und uneigennützig denken sollten, lehnte diesen Auftrag in dem vorliegenden Bedenken ab, und zeigte, daß die wesentliche Beschaffenheit beyder Lehrbegriffe zu sehr einander entgegen gesetzt wäre, als daß man nach unserer itzigen Verfassung, eine solche Vereinigung nur für möglich halten, oder eine andere hoffen könne, als die, welche durch das Band der Menschlichkeit und der christlichen Liebe, unabhängig vom Dogma, befestigt, und beyden Religionspartheien von ihrem ersten gemeinschaftlichen Stifter anbefohlen worden ist. — — Das ist ohngefehr Absicht und Inhalt dieser Schrift, die nicht für das Publikum geschrieben war, sondern bloß in Abschrift einigen Freunden des Hrn. Abts, und unter andern auch dem hiesigen Herrn [362] Schöffen von Olenschlager, von dem Hrn. Verf. mitgetheilt wurde. Wir wissen nicht, durch was für einen Zufall diese Abschrift, und der Brief, der sie begleitete, einem der allerunbesonnensten Zeloten aus der verächtlichen Classe der Anecdotensammler, Edirer und litterarischen Glatschen, welche unfähig selbst etwas zu schreiben, doch ihren Autorkitzel wenigstens durchs Ediren sättigen, und ihrer unfruchtbaren Natur, auf Kosten großer Männer zu Hülfe kommen wollen, in die Hände fiel; dieser ließ sich weder durch den Gedanken, daß solche Schriften nie Gutes stiften, wann sie bekannt werden; noch durch die mindeste Rücksicht auf die Ursachen, die alle bey dieser Sache geschäftige große Männer hatten, noch zur Zeit verborgen zu bleiben; oder durch das Gefühl seiner Pflicht, die einen litterarischen Diebstahl so gut verbietet, als jeden andern: oder endlich durch die Schaam, das Vertrauen des Hrn. Schöff. von O. so unverantwortlich zu mißbrauchen, abschrecken; sondern publicirte eine Schrift von dieser Art so leichtsinnig, als wenn es mehr nicht wäre als ein neuer Calender, und setzte noch einen Vorbericht dazu, der jedem Billigdenkenden äusserst mißfallen muß, und von der unbesonnenen Ungerechtigkeit und Zanksucht des Editors, einen häßlichen Beweis ablegt. Wir hassen von ganzem Herzen das litterarische Geschmeiße, das den verstreuten Saamen, der ungesehen aufkeimen und Früchte tragen sollte, hervorwühlt, und so mit seinem

eckelhaften Gespinnste umwickelt, daß er nie aufgehen kann; am meisten hassen wirs alsdann, wenn gar Zelotengift an dem Gespinnste hängt. Wir verkehmen, daß Herr Abt J. selbst schon öffentlich seinen Unwillen über die Bekanntmachung dieses Aufsatzes an den Tag gelegt haben soll; und wir wissen, daß der Herr Schöff von Olenschlager, der zu viel wahres Verdienst hat, um den mindesten Antheil an dieser Sache wirkend [363] oder leidend genommen zu haben, die Verwegenheit dieses ungebetenen Herausgebers äusserst mißbilligt. Es scheint aber nun einmal das Schicksal vorstechender Menschen zu seyn, daß sie immer durch die Zudringlichkeit der Schlechten leiden müssen, die sich an ihnen wärmen wollen.

Rom.

Komareck hat das wichtige aus 3 Quartbänden bestehende Werk verlegt, wovon wir jetzo einen jeden Theil besonders beurtheilen wollen. Der Titel des ersten Theils ist folgender:

Ven. Caesaris Baronii S. R. L. Cardinalis Bibliothecarii Epistolae nunc primum ex archetypis in lucem editae. Novam ejusdem Baronii vitam operi praeposuit, recensuit notisque illustravit Raymundus Albericius congr. Oratorii Romani Presbyter secularis. Tomus primus continens Scripta ab Anno 1579. ad annum 1600. gr. 4. S. 479. mit Register.

Der Verf. und Sammler, Herr Alberici, hatte vorzügliche Gelegenheit, die kleineren Werke des Baronius in der Valicellanischen Bibliothek zu sammlen, und schon Benedict XIV. hatte die Ausgabe dieses Werks genehmigt. Auch hatte schon Bianchini dem Galland einige Briefe des Baronius zugeschickt, um eine Ausgabe davon zu veranstalten. Herr Alberici aber brachte sie an sich, vermehrte die Sammlung, und versahe die Briefe mit Anmerkungen, welche ganz brauchbar sind. Er gab sich auch die Mühe, das Leben des B. in zwey Büchern vorauszuschicken. Aber eben dieses gefiel uns am wenigsten. Man glaubt immer, eine Legende zu lesen, in welcher B. bald im Mutterleibe hüpft, bald von dem H. Philippus Neri Wunder

erhält, bald [364] sich sein Sterbejahr durch die heilige Mutter Gottes entdecken läßt. Mit einem Wort, es ist eine Lebensbeschreibung, die einen Candidaten der Canonisation voraussetzt. Das Wesentliche davon ist dieß: B. war ein guter Christ, und ein Eiferer um die katholische Kirche. Sein Geburtsjahr ist 1538, sein Vaterland Sora, sein Erziehungsort Veroli. Er studirte die Rechte in Neapel, kam nach Rom, lernte den Heil. Philippus Neri kennen, bildete sich nach ihm, saß 9 Jahr zur Beicht, und besuchte die Kranken; ward, weil ihm sein Vater aus Zorn über seinen gewählten Stand nichts gab, Hofmeister bey Paravicini; empfand, daß er Fleisch war; und verschlang, um die Lüste zu bemeistern, und den Teufel auszublasen, eine Wanze. (S. 9.) Sein Lehrer Neri bestimmte ihn zur Kirchengeschichte, gebrauchte ihn als Prediger, und der gute B. sahe die Seele seiner Mutter (S. 23.) gen Himmel fahren. Die Magdeburgische Centuriatoren traten von den Pforten der Hölle hervor, (S. 29.) B. wurde wider sie ausgerüstet, und ward durch Gesichte (S. 31.) überzeugt, daß er der einige Mann sey, der eine solche Kirchengeschichte schreiben könne. Ja Gott entdeckte ihm sogar, wie viele Bände seiner Annalen er schreiben würde. Der Recensent glaubt, daß diese Probe hinreichend sey, den Geschmack des Herausgebers zu bestimmen. B. wird, immer wider seinen Willen, Apostolischer Protonotarius, Probst seiner Congregation, Cardinal, Bibliothekarius, und starb in einem Alter von 59 Jahren, nachdem er alles angewandt, die Throne zu beleidigen, nur damit er nicht Pabst würde. Justus Calvinus trat durch seinen Dienst zur Katholischen Religion über; Bellarmin ward durch seine Empfehlung Cardinal, und als Beichtvater bey Clemens VIII. that er manchem König, z. B. Heinrich IV. von Frankreich gute Dienste. Wir übergehen die Leichenreden des [365] Bucci, des Mucanzi, des Sanna, des Binago, wie auch die Parentalia des Justus B. bey dem Tod des Cardinals; ferner die Zeugnisse protestantischer und katholischer Schriftsteller von dem B. Die Briefe selbst sind in chronologischer

Ordnung gestellt; wir wollen sie nach den Nationen ordnen, und das Merkwürdigste anführen. Unter den Italiänern übergehen wir die Briefe an die Päbste, die schon im Druck sind. An Sixtus V. läßt es B. gelangen, wo er im Römischen Martyrologium die Commemorationem Impressionis Stigmatum, quibus Sanctus Franciscus insignitus est, hinsetzen solle? und der Pabst billigt seine Vorschläge. Franciscus Manini meldet, daß man in Aquileja nichts habe, das beweise, ob der heilige Marcus allda sein Evangelium geschrieben. Hieronymus de Rubeis hat mit dem Cardinal einen gelehrten Briefwechsel wegen der Geschichte von Ravenna. Aus andern Nachrichten merkt man, daß die Annalen des B. den Titel hätten bekommen sollen: Historia Ecclesiastica Controversa. Die wichtigsten Briefe sind von dem Jesuiten Soria, mit dem sich B. über wichtige Punkten der Kirchengeschichte bespricht. Die vertrautesten Briefe sind an den frommen Ancina, und an seinen lieben Freund Talsa gerichtet, dem B. an einem Orte schreibet: Ach lieber Vater, warum bin ich doch mit so großer Gefahr meiner Seele Cardinal? Von Spaniern kommen merkwürdige Briefe vor, von dem gelehrten Dominikaner Ludwig Sottomajor, der den Cardinal bat, er möchte doch die 500 Golddukaten annehmen, die ihm der Bischoff von Coimbra anbiete. Franciscus Penna Loaisa, und der Spanische Gesandte, Johannes de Aquez, wie auch der Dominikaner Vincentius Justinianus verschaffen ihm zum Theil brauchbare Nachrichten, die er auch bey spätern Ausgaben seines Martyrologii benutzt, theils erwerben sie ihm die Be-[366]kanntschaft mit dem Spanischen Könige. Unter den Niederländern kommen vor Wilhelm Lindanus, Bischoff von Rüremonde, dem B. die Verfolgungen klagt, die ihm sein Martyrologium zugezogen; der bekannte Drucker Plantin, dem B. klagt, wie sehr die Ausgabe seines Martyrologii bey Dusinelli in Venedig 1587. in 4. verunstaltet sey; Heinrich Gravius, ein Theolog von Löwen, den der Pabst für die Vatikandruckerey nach Rom

verschrieben hatte; die ganze hohe Schule von Löwen, die sich wegen ihrer Bedrückungen an den B. wendet; Justus Lipsius, der wegen seiner politischen Schriften den römischen Index fürchtete, und würklich Verbesserungen davon einschickte; Jodokus Gräs, der dem B. ein Exemplar vom alten Martyrologio des Ado einschickt. Unter den Pohlen bemerken wir den Polnischen Gesandten und gelehrten Stanislaus Rescius, einen großen Eiferer wider die Ketzer, der sich wundert, daß im ersten Band der Annalen nichts wider die Centuriatoren vorkommt; den Stanislaus Carcovius, Erzbischoff von Gnesen, der sich die Erlaubniß ausbittet, die Annalen in die Polnische Sprache zu übersetzen, und den Georg Radzivil, Bischoff von Krakau, der Katholisch wurde, und den Gregorius XIII. mit der Kardinalswürde beehrte. Unter den Deutschen sind der Pfalzgraf Wilhelm am Rhein, der auch Geld zum Druck der Annalen angeboten; der gelehrte Jesuit Nicolaus Serarius, dessen Briefwechsel wichtige Punkten der Kirchengeschichte zum Zweck hat; Marcus Fugger, der die Annalen ins Deutsche übersetzen will; der Cardinal und Erzbischoff Philipp von Cölln; Johannes Pistorius, der ihm verschiedenes von Costanz kritisch bearbeitet, und Carl Imhoff merkwürdig, der bittet, der Pabst möchte einigen Italiänern den Aufenthalt in Nürnberg erlauben, damit sie dem katholischen Religionswesen allda forthelfen [367] könnten. Unter den Franzosen sind die Briefe des Nicolaus Faber die gelehrtesten. Arnauld Forbin fühlt dem B. den Puls, warum er von der Constantinischen Schenkung so trocken sey. Man sieht, daß B. aus den französischen Clöstern viele brauchbare Collationen bekommen. Unter den Engelländern kommt Thomas Stapleton hauptsächlich in Betracht. Wir gestehen redlich, daß wir die Briefe weit lieber gelesen, als die Baronische Lebensbeschreibung. Unter den Anmerkungen des Herrn Alberici fanden wir viel Brauchbares, wiewohl uns manche Ausdrücke von ihm sehr anstößig waren. Vor 200 Jahren schrieb man noch so: **Elisabetha Regina**, quibusdam veluti

furiis agitata: Heutzutag aber hat die Menschenliebe und die christliche Milde solche Ausdrücke aus einem gesitteten Stil verbannt.

Berlin.

Lyrische Gedichte von Blum. 1772. 8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freyer Zeiten es nicht erwärmen, und ihm eine, wenigstens idealische freyere Athmosphäre eröffnen; aber, eben diese Sänger hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter, mit dem glücklichsten Genie, bald, sich bloß durch seine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den glühenden Begeisterungen mehr tönen lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer, so stark, so feurig, so groß? — — Die Natur [368] trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — — wir könnens uns nicht verbergen, — — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer, und darum sind unsere beste Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — — Wir sind zu dieser Beobachtung durch die Lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; so bald er allein gehen muß, so sinkt er! der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David, Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — — wir reden nach unserm Gefühl — — selten anders gebraucht wird, als wo die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazianische Duett, Donec gratus eram, hat

Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend so schön versificirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftenlose Tage, und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bey seiner Composition ans Publikum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalisten Ruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

[369] Nro. XLVII. Den 12. Junii 1772.

Lindau und Leipzig.

Die göttliche Eingebung der heilgen Schrift, untersucht von Johann Gottlieb Töllner. Bey Jacob Otto und Söhnen. 1771. 8. 487 S.

Das Vorhaben des Verf. in dieser wichtigen Schrift ist, zu zeigen, daß die Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift fest stehen würde, wenn gleich die heiligen Bücher sämmtlich, oder doch zum Theil ohne einiges besonders Zuthun Gottes geschrieben seyn sollten: und daß von dem übernatürlichen Ursprunge des Inhalts nichts auf einen ähnlichen Ursprung der Ausfertigung derselben geschlossen werden könnte. Er glaubt, daß, wenn diese zwey Fragen getrennt würden, der Streit mit den Unglaubigen ungemein abgekürzt werde. Man läßt sich mit ihnen noch zu sehr wegen jedes besondern Einwurfs gegen die heilige Schrift ein, und hegt das allgemeine Vorurtheil, daß das göttliche Ansehen der geoffenbarten Religion von dem göttlichen Ansehen der Blätter der Offenbarung abhänge, und daß es daher um den Glauben gethan seyn würde, wann es um die Eingebung der heiligen Schriften gethan seyn sollte. „Meine Leser, sagt der Verfasser, würden sich übereilen, wenn sie diese Ankündigung meines Vor- [370] habens, als eine Ankündigung der Entdeckung verstehen sollten, daß die heilige Schrift nicht eingegeben sey. Aber, was ich ihnen darüber mitzutheilen hoffe, ist so beschaffen, daß mit demselben eine Menge theologischer Streitigkeiten beygelegt, ein großer Theil der Aus-

legungsregeln für die heilige Schrift anders bestimmt, und die ganze Auslegungsart um etwas verändert, hiernächst aber, wenn es Grund haben sollte, die ganze Methode aus der Schrift zu beweisen und zu widerlegen, verbessert wird. In dem Glauben des Christen, und in der Überzeugung des Christen, bleibt wohl bey jeder Theorie von der Eingebung der heiligen Schrift, alles einerley, und wenn auch die heilige Schrift gar nicht eingegeben wäre; so würde doch alles darinn einerley bleiben. Aber die ganze gelehrte Auslegung der heiligen Schrift, und die ganze gelehrte Abhandlung, Herleitung und Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, aus derselben ist uns dergestalt nicht blos an die Wirklichkeit einer göttlichen Eingebung derselben, sondern zugleich an eine gewisse Theorie von der Beschaffenheit der Eingebung derselben geknüpft, daß mit mehr Wahrheit und Zuverläßigkeit darüber, mehr Wahrheit und Zuverläßigkeit in der ganzen Gottesgelehrsamkeit entstehen würde.“ Die Einleitung enthält eine sehr wohlgeschriebene Geschichte der Theorie, von der Eingebung bey allen Kirchen zu verschiedenen Zeiten. Das erste Hauptst. setzt den Begriff der Eingebung dahin fest, daß es eine innere übernatürliche Mitwirkung Gottes sey. Es zeigt, daß aus der Etymologie sich nichts erweisen lasse, sondern, daß es ein bloß kirchlicher Begriff sey, und daß noch nicht bestimmt sey, ob sie unmittelbar oder mittelbar geschehen seye. Daraus zieht der V. drey Folgen. 1.) Die Eingebung ist eine Gattung der Offenbarung. Es fällt also die Distink-[371]tion der Theologen weg. 2.) Sie kann nicht auf eine Offenbarung im Verstande eingeschränkt werden. 3.) Die göttliche Eingebung der Schrift ist etwas anders, als das göttliche Ansehen. Der Verf. nimmt eine fünffache übernatürliche Mitwirkung Gottes zu einem Vortrage, als möglich, an. Darauf baut er 5 Grade der Eingebung: 1.) die vollkommenste Art ist, wenn sich der Scribent wie ein Amanuensis, wie ein musikalisches Instrument verhält. Der 2te Grad, wenn nur einige zur Wirklichkeit eines Vortrags gehörige Dinge

ganz übernatürlich, einige derselben aber theils natürlich, theils übernatürlich erfolgen. Der 3te, wenn sämmtliche dazu nothwendige Dinge theils natürlich, theils übernatürlich gewirkt werden. Der 4te, wenn einige Stücke bloß natürlich, einige aber theils natürlich, theils übernatürlich erfolgen. Der 5te Grad, wenn ein ganz natürlicher Vortrag hinterher von Gott beobachtet und bestätigt wird. Denn es ist einerley, ob das übernatürliche vorhergegangen oder nachgefolgt ist.

Das 2te Hauptst. handelt von der Wahrscheinlichkeit einer göttlichen Eingebung der heiligen Schrift. Der erste Grund beruht darauf, daß wir von Gott nicht weniger zu gewarten haben, als was in ähnlichen Umständen jeder rechtschaffner Mensch thun würde. Wenn ihm etwas an dieser Erkänntniß gelegen war, so wird er es nicht dem Zufall überlassen haben, durch wen, ob, oder ob sie nicht fortgepflanzt würde. 2.) Ein Theil derselben, und der größte Theil derselben ist von solchen Personen geschrieben worden, die bey ihren mündlichen Religionsvorträgen einen ausserordentlichen Beystand des Gottes genossen haben, warum nicht auch bey ihren schriftlichen? 3.) Der Inhalt und die Wahl des Inhalts verräth offenbar einen Plan, an welchen weder die Verfasser, noch die Sammler gedacht haben.

[372] In dem 3ten Hauptst. untersucht der Verfasser bey der Wirklichkeit der göttlichen Eingebung 4 Stücke. 1.) Ob der Wille der heiligen Verfasser etwas zu schreiben, und eben dies zu schreiben; oder ob 2.) die Erkänntniß, oder die Sachen, welche sie schrieben. 3.) Die Worte. 4.) Die Ordnung, nicht bey ihnen natürlich ohne Eingebungswunder möglich und begreiflich ist. Er findet in allem dem nichts, was uns an ein Wunder zu glauben, nöthigte; allein, übereilt wäre es, wenn wir daraus den Schluß machen wollten, daß die heilige Geschichte wirklich ohne einige Eingebung geschrieben worden sey. In Ansehung der Lehre wird es sehr wahrscheinlich, daß die Verf. der Eingebung genossen haben, wenn man bedenkt, daß jeder von

ihnen den ganzen Lehrbegriff inne hatte; ein Umstand, der sehr wichtig ist! Dieser Lehrbegriff muß doch durch irgend jemand aus Eingebung seyn erkannt worden, wenn auch nicht durch sie. Die besondere Regierung Gottes ist besonders darinn zu erkennen, daß sie nicht mehr geschrieben haben, daß keiner unter ihnen den ganzen ihm wohlbekannten Lehrbegriff schrieb; daß sie nur Stücke desselben lieferten, und gleichwol aus diesen Stücken ein vollständiges Lehrgebäude erwächst. Bey der Aufzeichnung, wenigstens der Weissagung, ist auch keine Eingebung nöthig; denn sie konnten sie lange vorher von Gott oder von andern empfangen haben. Wir übergehen den Beweis der Zeugnisse. Hier dringt der Verfasser mit Recht auf die innere, als die stärkste.

4tes Hauptst. Von der Beschaffenheit der Eingebung. Hier glaubt der Verfasser, daß die ganze Schrift von Gott eingegeben sey; und dazu führen ihn augenscheinlich nicht bloß aus den göttlichen Vollkommenheiten gezogene Folgerungen, sondern aus eignen hinlänglichen Zeugnissen der heiligen Schrift hergenommene Beweisthümer. „Ich kann es mir [373] und andern gar nicht verheimlichen, daß die Eingebung der heiligen Bücher nirgends in derselben mit einer jedermann zum Beyfall hinreissenden Evidenz versichert wird. Und daher kann ich nicht irren, wenn ich solche für keinen in den gemeinsamen Glauben gehörigen Lehrpunkt erkenne.“ Er übernimmt 6 Stücke zu beweisen. 1) Daß die Eingebung der heiligen Schrift schlechterdings nicht den vollkommensten möglichen Grad der Eingebung eines Vortrags gehabt habe. 2) Daß nicht alle Bücher in gleichem Grade eingegeben sind. 3) Daß es unmöglich ist, von irgend einem derselben den Grad der Eingebung genau zu bestimmen. 4) Daß aber solche zuverläßig überall so viel begriffen hat, daß nichts falsches in die heilige Schrift gekommen ist. 5) Daß sich die Eingebung sowohl auf die Worte als Sachen (nämlich mit allen den Einschränkungen, womit er die Eingebung der Sachen behauptet) erstreckt habe, und 6) daß wir keinen hinreichenden Grund

haben, sämtliche Bücher der heiligen Schrift für sogleich mit Eingebung geschriebene Bücher zu erkennen. In dem 5ten Hauptst. werden die Folgen aus der angestellten Untersuchung gezogen. Diese sind vierfach, 1) In Ansehung der Dogmatik. 2) Des Beweises der geoffenbarten Religion. 3) Der Auslegung der heiligen Schrift. 4) Der Theologie überhaupt, und der theologischen Beweise insonderheit. Wir hoffen, daß diese mit so vielem Untersuchungsgeiste als Gewissenhaftigkeit abgefaßte Schrift endlich einmal Epoche in dieser Lehre machen werde, wenn es anders das Sujet selbst, und der jetzige Zustand der menschlichen Gesellschaft zuläßt.

Gießen.

Wir hoffen bey den Liebhabern der Litteratur Dank zu verdienen, wann wir ihnen drey sehr le- [374] senswerthe **Promotionsprogrammen des Herrn Vicekanzler Koch** in Gießen bekannt machen, worinn derselbe von drey schätzbaren und merkwürdigen Pergamenthandschriften in der Gießischen Universitätsbibliothek Nachricht giebt. Die erste enthält das breviarium extravagantium des Bernhard Circa, und ist aus dem 12 oder 13ten Jahrhundert, in Folioformate. Die Vorrede, welche gewöhnlich vor dem Buche steht, fehlt in diesem Manuscript, woraus zu vermuthen ist, daß sie nicht von dem Circa herrühret. Herr von Senkenberg hat schon vormals von diesem Codex eine Anzeige bekannt gemacht. Herr K. aber zeigt, daß dieselbe viel falsches enthält, und die Stücke, welche Herr von S. hat abdrucken lassen, im Abdruck vom Original vielfältig abweichen. In dem berühmten Cap. 7 de praescript. hat übrigens diese Handschrift so gut wie andere die unerklärbaren Worte: Ephesinus enim legislator Origenis patruus.

Ein Manuscript von der ersten Dekretalsammlung Innocentius des dritten, aus dem 14ten Jahrhundert, das Herr Böhmer in Göttingen für ein Kleinod der Bibliothek erkennt, wird im zweyten Programm beschrieben. Beyläufig ertappt Herr K. den Herrn von Selchov wieder auf dem fahlen Pferde, worauf er oft reitet, und merkt an, daß es

falsch ist, wann er in seiner Rechtsgeschichte dem Alteserra einen Commentar über die sämtlichen Dekretalbriefe Innocentius des dritten, der zu Toulouse herausgekommen seyn soll, zuschreibt, da doch Alteserra nur eine Erläuterung über die Dekretalbriefe des Innocentius, die in Raymunds Sammlung stehen, zu Paris edirt hat. Auch wird gegen die Herren Kopp und Walch bewiesen, daß sich aus dem Cap. 3 de consuetud. die Existenz der Layenschöffen bey geistlichen Gerichten nicht darthun läßt; obgleich sonst Herr K. die Sache selbst nicht bezweifelt.

[375] Die Handschrift der Dekretalcollection Bonifacius des achten, ist der Gegenstand des dritten Programms. Sie ist ebenfalls aus dem 14ten Jahrhundert und hat viele merkwürdige und noch unbekannte Varianten. Die Bulle, welche Herr K. zur Probe hat abdrucken lassen, zeigt, daß diese Sammlung auch an die Akademie zu Paris geschickt worden, und daß es ein Irrthum ist, wann Herr Böhmer glaubt, dieses sey wegen der Streitigkeiten des Pabstes mit dem Könige Philipp unterblieben. — Diese kurze Anzeige des Inhalts sey statt des Lobes und statt der Ermunterung an unsre Leser, diese drey kleine Schriften selbst durchzulesen.

Breßlau.

Der ältere Korn hat verlegt: **De methodis montium altitudines metiendi Dissert. 3 Bogen 8. mit einer Kupfertafel.**

Die Messungen der Höhen, denen man nicht beykommen kann, sind unvermeidlichen Fehlern unterworfen, wenn man sie auch nur geometrisch, oder trigonometrisch betrachtet. Denn sie werden aus zwey Ständen gemessen, wo die Verrückung des Instruments allezeit Fehler verursachet; es wäre daher zu wünschen, daß eine Methode, oder ein besonderes Instrument gefunden würde, vermittelst welchen man dergleichen Höhen aus einem Stande messen könnte. Es sind aber noch viele andere Schwierigkeiten, wenn die Höhe beträchtlich und von der Meeresfläche an gerechnet gefunden werden soll. Die Methoden die letztern zu messen, ihre Schwierigkeiten,

und die Mittel solche zu heben, sind der Gegenstand dieser lesenswürdigen Schrift. Bey Messung einer beträchtlichen Höhe, der man nicht beykommen kann, und wo die Standpunkte in einer beträchtlichen Entfernung angenommen werden müssen, sind dreyerley Höhen zu unterscheiden: 1) Die Höhe von der [376] Meeresfläche an gerechnet, 2) die Höhe von der Erdfläche, welche über die Meeresfläche schon erhaben ist, 3) die Höhe über der scheinbaren Horizontallinie, oder Tangente eines Erdkreises. Diese stehet auf dem scheinbaren Horizonte nicht senkrecht, sondern schief, und wird daher zu klein gefunden, wenn man solche senkrecht annimmt. Es kann aber die wahre Höhe aus trigonometrischen Gründen gefunden werden, wenn man den Winkel an dem Mittelpunkte der Erde suchet, wovon der Verfasser die Methoden kurz anzeiget. Überdieß ist bey den trigonometrischen Messungen die Standlinie in Betrachtung zu ziehen, welche selten horizontal angenommen werden kann. Um hier Fehler zu vermeiden, muß der Abstand entweder durch die Nivellirkunst gesucht werden, oder man nimmt diese Linie schief an. Diese Linie darf auch weder zu kurz noch zu lang angenommen werden, damit der Winkel an der Spitze der Höhe weder zu groß noch allzu klein wird. Auch macht die Refraktion Schwierigkeiten; indem der Strahl wegen der verschiedenen Dichtigkeit der untern und obern Luft gebrochen wird. Diese geographische Refraktion wird entweder als ein Kreißbogen, oder als eine Parabel vom neunten Grade angenommen, und damit wird sie so weit gehoben, daß wenigstens kein beträchtlicher Fehler begangen wird. Man pflegt die Höhen auch durch Hülfe des Barometers zu messen. Es werden davon fünf Methoden angezeiget; auch die Vollkommenheit des Barometers beschrieben, welches zu diesem Gebrauche erfordert wird. Es sind aber alle diese Methoden nicht untrüglich, wenn auch das Barometer durch das Thermometer verbessert wird, obgleich eine vor der andern einen Vorzug hat. Denn die Veränderungen der Luft durch Wärme, Kälte, Dünste und Winde sind so mannigfaltig, daß man schwerlich eine gewisse Regel festsetzen kann.

[377] Nro. XLVIII. Den 16. Junii 1772.

Göttingen und Gotha.

Revision der Philosophie. Erster Theil, 1772. 8. 310 S.

Wir würden ungerecht gegen unser Zeitalter seyn, wenn wir fürchteten, daß dieses merkwürdige Buch, nicht unter uns mit eben so viel Beyfall aufgenommen werden sollte, als unsere Nachkommen dankbare Ehrfurcht gegen den Verf. desselben, und gegen alle die, welche mit ihm Wahrheit sehen wollen, und aufrichtig suchen, haben werden. In dem lichten Tag, den er ihnen vorzubereiten sucht, werden sie den Namen jedes Denkers und jedes ehrlichen Mannes segnen, der ihnen in den Finsternissen der Scholastik unsers Jahrhunderts vorleuchtet; und wehe uns! wenn Dummheit und Partheygeist ihnen die Strahlen aufhält, die für sie — — denn ihnen werden sie erst leuchten — — hervorbrechen! Unsere Gränzen erlauben uns nicht einen ausführlichen Auszug aus diesem Werk zu machen. Nie sind uns diese Gränzen beschwerlicher gewesen! Wir müssen uns aber befriedigen, nur die vornehmsten Gedanken auszuzeichnen. „Die Philosophie, sagt der Verf. hat den Menschen zum Gegenstand. Dieser kann als individuum, er kann als Mitglied der großen Gesellschaft betrachtet werden. Deßwegen zerfällt die [378] Philosophie in den praktischen und theoretischen Theil.“ Jenen sollen wir noch hoffen; diesen fängt der Verf. hier an zu bearbeiten. Er scheint dahin nichts zu rechnen, als die Psychologie. Diese ist untrennbar von der Logik; „denn Logik, sagt er, und Psychologie verhält sich zusammen, wie die Esopische Fabel und ihre angehängte Moral.“ Diese sammelt Bemerkungen von der denkenden Seele, jene zeigt ihre Anwendung. Wahr ists! der Mensch ist der Gegenstand der Philosophie; aber wir würden ihn nicht blos als Individuum, und in der Gesellschaft betrachtet haben. Wir sehen hier keinen Platz für die Physik, Mathesis ꝛc. die doch auch mit Recht Sitz und Stimm in dem Senat der Philosophen haben, und nicht blos leere Begriffe geben. Zudem

hat diese Eintheilung auch noch die Unbequemlichkeit, daß sie die Psychologie, die auch Grundsätze der Thätigkeit lehrt, trennt, und daß sie auf die andere Eintheilung in Theorie und Praktik nicht paßt; denn auch als bloses Individuum handelt der Mensch. Wir würden den Menschen etwa unter den zween Gesichtspunkten, in Ansehnug seines ganzen Zustandes, und in Ansehung seiner Handlungen, betrachtet haben. Unser theoretischer Theil würde, da er den Menschen in allen seinen Verhältnissen durchgienge, dadurch sich auf alle Äste der wahren Philosophie haben ausbreiten können; und da er zugleich den Grund der menschlichen Handlungen und ihre Triebfedern angezeigt, und uns den einen Punkt entdeckt hätte, auf welchen alle gehen, so würde dem Praktischen nichts übrig geblieben seyn, als zu zeigen, wie die Gegenstände der menschlichen Handlungen mit diesem einen Punkt im Verhältniß stehen. Wir würden alsdann nicht nöthig gehabt haben, die Psychologie zu trennen; sondern wir hätten den Einfluß der Seele auf Handlungen und Gedanken, auf das Gute und das Schöne, mit einmal übersehen können. [379] Doch diese Bemerkung ist wohl zu voreilig, da wir aus diesem Theil, der nur eine Vorbereitung zu einem noch nicht angefangenen Gebäude ist, nicht den ganzen Gesichtskreis übersehen können, den der Verfasser umspannt. Nach diesem Umriß des Gebiets der Philosophie geht der Verfasser auf die Methode über, wo wir eine ganze Reihe vortreflicher Gedanken übergehen müssen, und nur bemerken, daß das Resultat dahin auslauft, daß wir, um unsere und der Welt Ruhe und Glückseligkeit, mit dem Interesse der Wahrheit zu vereinigen, die alte Mode der esoterischen und exoterischen Philosophie, aber freylich im ganz anderm Sinn, als bey den Alten, wieder einführen müssen! Wenn die Epopten so klug gewählt und vorbereitet werden, als der Verfasser S. 129. in einer schönen Stelle anräth; wenn der τοπος ἐνϑεος, aus dem Hörsaal ins Cabinet verlegt wird, und wenn der einweihende Priester ein erleuchteter, rechtschaffner und gesellschaftlicher Mann ist; so ist dieser Gedanke der einzige, der uns zwischen Aberglauben und Unglauben durch-

führen kann! — — Doch wie viele Ungeweihte werden noch immer fortschreiben? Und wie schwer wird der bloße Argwohn der Einweihung oft den Freund des Priesters drücken, wenn er nicht ist, was ein ehrlicher Mann nie seyn wird, ein vollkommner Heuchler — — Eine Menge reichhaltiger, und aus einem denkenden Kopf und dem besten Herzen fliessender Beobachtungen, über die Behutsamkeit in Bekämpfung der Vorurtheile, bey welchen sich die Menschheit wohl befindet; über den Zustand unserer Gelehrten Sorgen; über die Neuerungssucht, und den wahren Werth der Philosophie, musten wir übergehen. Der große Gedanke, alle Wissenschaften auf den Menschen zu concentriren, leuchtet überall durch. Nie müße der den Wissenschaften nahen, der ihn nicht fassen kann! Der zweyte Abschnitt handelt von der Logik. Gewiß [380] ists, daß sie von der Psychologie (so weit diese die Seele als denkend betrachtet) nicht getrennt werden darf. Aller Unterschied von Logica connata und artificiali ist also überflüßig, und diejenige, welche vor dem Aristoteles gelehrt wurde, verdient die Verachtung gewiß nicht, mit welcher viele auf sie herabblicken. Wir freuen uns, einen Weisen zu finden, der Locken kennt und anpreist. Locke hat in unsrer Seele wirklich Epoche gemacht. Er hat zuerst uns gereizt, selbst zu denken; zuerst die Fesseln zerbrochen, die wir aus den Schulen mitbrachten; und auch wir, bauen ihm aus Dankbarkeit Altäre. Der Verf. theilt die Logik in esoterische und exoterische; Jene soll den Gang; diese den Weg lehren, den die Seele in der Verfassung zu gehen hat, in welcher wir uns befinden; dabey aber ihre Lehren so ändern, wie diese Verfassung sich ändert. Auf diesen Gesichtspunkt müssen wir wenigstens unsrer Kürze wegen die wahren und schönen Bemerkungen zurückführen, die dieser Abschnitt enthält. Wir würden aber doch andere Namen gewählt haben, weil diejenigen, die der Verf. braucht, hier etwas anders heißen, als oben. Der dritte Abschnitt handelt von der Metaphysik, die nach dem Verfasser, welcher die Lehre von Gott und der Freyheit zum praktischen Theil verweist, nichts als ein bloßes Wörterbuch von all-

gemeinen Begriffen seyn sollte. Wir geben ihm vollkommen Beyfall; denn, sondert man die beyden eben genannten Lehren, die noch einen Einfluß auf uns haben, ab; so bleibt der Metaphysik nichts übrig, als Namen, welche gewissen Workmanships of human understanding, (Werkstucken des menschlichen Verstands) wie Locke sich ausdrückt, gegeben werden. Der vierte Abschnitt handelt endlich von der Ästhetik, die ungezweifelt eben so gut, als die Logik aus der Psychologie geschöpft werden muß. Der Verf. bemerkt sehr gründlich, daß keine Ästhetik [381] möglich sey, so lang der Sitz der Schönheit noch nicht gefunden worden ist; er zeigt, daß die schönen Künste und Wissenschaften nicht einerley Theorie haben können: vornemlich deßwegen, weil ihre Gegenstände auf verschiedenen Wegen zur Empfindung übergehen. Nach diesen Untersuchungen zeigt der Verf., wie wir zu einigem Begriff der unerklärbaren Empfindung des Schönen kommen können. Absolute Schönheit ist uns nicht möglich, (das verstehen wir so; wir können die Schönheit nicht in dem Gegenstand finden, sondern wir müssen sie nur in der Wirkung suchen, die die Objekte auf uns haben). Wir müssen also uns begnügen, nur die Organe aufzusuchen, wodurch wir zu Perceptionen gekommen sind, die wir schön nennen. Das sind Sinne, Imagination, Verstand, sittliche Empfindung. Wir müssen die Auseinandersetzung dieser Bemerkungen übergehen, und merken nur an, daß der Verf. mit Recht gegen gewisse Egoisten die sittliche Empfindung vertheidigt; allein, es giebt einen anderen Egoismus, welcher die an sich gleichgiltigen, aber wegen ihrer Folgen sittlich gut benannten Empfindungen, zu dem Zirkel seines Ichs zählet. Wir bekennen uns zu diesem; und es wäre wohl ein Wortstreit, wenn man darüber mit uns streiten wollte. Ungern müssen wir viele sehr wahre Gedanken des Verf. über den Unterschied des Schönen und des Interessanten, über den allgemeinen guten Geschmack, über die Nachahmung der Griechen, und über das Vehikulum einer Art des Schönen, die Sprachen, übergehen, um, ohne die Geduld unserer Leser zu sehr zu mißbrauchen, dem tiefsinnigen Verf. zwo Bemerkungen zur

Prüfung zu geben. Der Begriff des Schönen, welcher nicht anders, als relativ auf uns angegeben werden kann, liegt, dünkt uns, überhaupt darinn: daß ein Gegenstand angenehme Empfindungen als seine letzte Wir- [382] kung in uns hervorbringe. Dieses scheinet uns der unterscheidende Charakter des Schönen zu seyn; denn andere Gegenstände, welche z. B. gute oder große Empfindungen erregen, bleiben bey diesen Empfindungen nicht stehen, sondern verursachen Handlungen; aber das Gefühl des Schönen dreht sich blos in seinem eigenen Wirbel. Das ist unsere erste Bemerkung. Die andere ist die: der Grund des allgemeinen guten Geschmacks, liegt, dünkt uns, darinn, daß das für schön gehalten wird, was vermöge seines natürlichen Verhältnisses mit uns angenehme Empfindungen, als seine letzte Wirkung auf uns, hervorbringt. Alles conventionel Schöne, alles, was von Erziehung, Vorurtheil u. dgl. abhängt, ist ungewiß; aber die Natur bleibt ewig. Es kann also etwas, das von der Natur abweicht, schön seyn, d. i. angenehme Empfindungen als seine letzte Wirkung hervorbringen, aber der allgemein gute Geschmack, richtet doch anders. Die Natur ist aber nicht überall die nemliche? Ja, aber dieses verändert nur die Anwendung, nicht den Grundsatz des Geschmacks. Dieser bleibt allgemein; die Regeln, die aus jenem abgezogen werden, reichen aber nicht weiter, als die Gränzen einer gewissen bestimmten Natur. Allein, auch in so fern haben nicht alle Menschen Gefühl für die Natur? auch das ist gewiß; aber, ist ein Punkt möglich, in welchem alle Menschen sich vereinigen; ist einer, in welchen sich die Weißesten und Besten von jeher vereinigt haben, so ist es die Übereinstimmung mit der Natur, welche sie umgiebt. Und laßt uns nur suchen, diesen zu gefallen! — — Wir hoffen übrigens, dieses Buch bald in der Hand aller Freunde des Schönen und Guten zu sehen. Sie müssen aber denken, daß ihnen kein System, sondern nur eine Revision des Systems, in die Hand gegeben wird. Diesem Theil soll eine Revision des praktischen Theils der Philosophie folgen; „ich will damit warten, sagt der [383] Verf. S. 60. bis ich erfahren habe, ob ich ihn un-

verschleyert öffentlich aufstellen darf" — — Wie traurig ist es, daß ein so rechtschaffner Philosoph mit solchen Zweifeln kämpfen muß? Wir, die wir die Wahrheit aufrichtig suchen, aufrichtig wünschen täglich besser und weißer zu werden; wir, und alle die, welche denken wie wir, bitten den Verfasser, uns bald, ohne alle Zurückhaltung auch mit diesem Theil zu beschenken, und alsdann, wie er in der Vorrede verspricht, die hierinn allgemein beleuchtete Fächer der Philosophie, noch insbesondere zu bearbeiten. — — Unsere Zeiten, wir müssens gestehen, und sollten auch manche noch so sauer dazu sehen; unsere Zeiten brauchen einen neuen Baco, so nöthig als die Zeiten unsrer Väter.

München und Leipzig.

Freyherrn von Kreittmayrs Grundriß der Gemein und Bayrischen Privatrechtsgelehrsamkeit für die Anfänger. Bey Crätz 1771. 8. 572 S.

Der Freyherr von Kreittmayr mag sonst ein braver und Hochachtungswürdiger Mann seyn. Aber wann er solche Bücher schreibt, wie dieses

Non satis apparet cur — — factitet.

Sein Grundriß enthält nichts, was man nicht in den gemeinsten Compendien besser findet. Man höre! Tribonian soll das Corpus Juris unter andern aus den Legibus XII. Tabb. und Actionibus legis, zusammengetragen haben S. 5. Hugolin hat auf Befehl Kayser Friedrichs II. das Longobardische Lehnrecht gesammelt. S. 6. Die Ehe wird in Matrimonium Ratum et Consummatum eingetheilt. S. 23. Die Tutela Testamentaria wird auch per Pactum [384] constituirt. S. 34. Specificatio ist, wenn man fremde Materien in solche neue Gestalt bringt, daß die Sache in ihren vorigen Stand nicht wieder hergestellt werden mag. S. 69. Servitus luminum ist auch das, wenn der Nachbar seine Wand, um dem andern einzusehen, nicht öffnen darf. S. 97. Donatio ist ein titulus singularis, wann man gleich das ganze Vermögen verschenkt. S. 118. Genug mit diesen Proben! Ex ungue Leonem! In Bayern mag übrigens das Schriftchen seinen Nutzen haben.

Nachricht an das Publikum.

Nachdem, was des Herrn Abts, und Herzogl. Braunschweigischen Vicepräsidentens von Jerusalem Hochwürden, in der Braunschweigischen Zeitung vom 4ten dieses, und der edelmüthige Herr Verfasser, der im XLVI. Stücke dieser Anzeigen, enthaltenen Recension, über die ohne mein Wissen und Willen unternommene Bekanntmachung eines über die Kirchenvereinigung entworfenen Bedenkens, bereits geäussert, bleibt mir weiter nichts übrig, als mich durch gegenwärtige Erklärung gegen jenes ungerechte, und mich insonderheit höchstbeleidigende Verfahren des boshaften und strafwürdigen Herausgebers, annoch öffentlich und besonders zu verwahren, und vor der ganzen ehrliebenden Welt zu bezeugen, daß ich an diesem groben, und wider allen vernünftigen Wohlstand anstossenden Vergehen, niemals Theil gehabt; und insonderheit den in dem unbesonnenen Vorbericht ausgespienen Ketzereifer des überall schlechtdenkenden Mannes, von ganzem Herzen verabscheue. Geschrieben Frankfurt, den 12 Junii 1772.

Johann Daniel von Olenschlager.

[385] Nro. XLIX. Den 19. Junii 1772.

Frankfurt am Mayn.

Bey Franz Varrentrapp: **Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Carl Friedr. Bahrdt, Professor zu Giessen. 1772. 8. 161 S.**

Es gehört diese Schrift zu den neueren menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Überrest des Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, Sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweydeutiger Genius, unzweydeutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf des

neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bey einem großen Publikum (und das größeste glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur den Terminologiepagoden umzustossen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr Ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger, als [386] vollkommen Biblische Begriffe. — — Auch dieser Traktat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegraisonniren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunst, auch des strengsten Denkers, streitet; denn, wenn je ein Begrif biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien, und Dogmata aller Zeiten und Sekten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte, als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen davon aus, und kehren dahin zurück, daß, wenn es auch nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt worden; und nur allein der Vorsehung ist es vorbehalten, zu bestimmen, wie viel Wahrheit sie uns auch hierinn hat entdecken, oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel, ein nicht in der Heil. Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweisen seyn wird) wäre es dem großen Hausen nur Vorstellungsart von einem Principio des Übels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken, — — oder wäre er auch nur ein in die trübe Canäle der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen, und Catechismusnahrung geworden, — — so würde er auch von dieser Seite ehrwürdig genug, um in ihm nicht die Ruhe und Seelensicherheit so vieler zu stöhren, die leicht zu verwunden, aber schwer zu heilen ist. Hätte der Verf. sich den Schriften Mosis auch

nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer Egyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern wissen, so [387] würde er die Bilder der Morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen, und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18ten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Scribent, wie dieser, unterscheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Innhalt der Betrachtungen, die dem Buche vorstehn, und sehe, was er nicht alles lehren will. Nur schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorsetzt, und dadurch den Leser noch aufmerksamer auf den Beweis macht. Unsre Leser erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen her zu setzen. „§. 45. Das menschliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgestellt; §. 46. Diesem Blut kann eine List beygelegt werden; §. 47. und eben so wol eine Rede; §. 50. Der Fluch der Schlange schickt sich auch ganz wohl auf das menschliche Blut; §. 51. Hieraus erhellet, warum das Blutvergiessen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden ist; §. 85. Man kann gar wohl sagen, das Opfer des Blutes Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit beraubt." Mit dieser Dreustigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsichtigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

[388] Lemgo.

Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler. Aus deutschen Dichtern gezogen. 1772. In der Meierschen Buchhandlung.

Der Vorbericht giebt in ziemlich hohem Ton an, daß der Zweck dieser Devisensammlung sey „die Critik aus den

Studierzimmern der Gelehrten in die große Welt, auf den eigentlichen Schauplatz ihres ächten Verdienstes in die Sphäre großer Gesellschaften u. s. w. einzuführen. Und das zwar in der Tracht, die der witzige Gallier über dergleichen Gegenstände zu werfen pflegt, aber zugleich durch eine Idee, die keinem unsrer Nachbarn entlehnt ist, kurz durch, gebackne Devisen über deutsche Schriftsteller auf der Tafel der Vornehmen. Wir wollen nicht lachen, nicht über die Originalität des Einfalls staunen, sondern nur fragen, wie er ausgeführt worden? denn das weiß jeder, daß Critik sich so gut auf ein schwarzes Zeitungsblatt, als auf ein Nachtischpapierchen, drucken, sich so gut im Spruche eines fremden Dichters, als in einem eignen Spruche, in Form einer kritischen Predigt, Trauerrede abgelebter, und Taufrede junger Genies, vortragen läßt: so wie es auch jeder, wenigstens aus Schwifts Mantua nimium vicina Cremonae, weiß, daß oft fremde Verse sich mit vielem Witz auf eine neue Gelegenheit anwenden lassen, über die sie nicht gemacht wurden. Also jetzt nur Behandlung eines langgewußten, oder nur leichtveränderten Einfalls! — — und da streichen wir gleich die tiefsinnigen Denker, Gelehrte, Mathematiker, u. s. w. weg: sie wollen, und können, und dörfen sich nicht auf solche Art durch Reimgebetlein unter der Turte oder neben dem Marzipan „aus den Studierstuben der Gelehrten in die Sphäre grosser Gesellschaften, in die große Welt, an die Tafeln [389] der Vornehmern," einführen lassen. Wollens nicht: das giebt nur ein erbärmliches Namengewäsche, ohne Sachen und Werth zu kennen, und kennen zu lehren. Dürfens nicht: ihr Verdienst ist und soll in den Studierzimmern seyn. Könnens nicht: Denn alle solche erbauliche Sprüche drücken ihren Werth nur schief oder gar nicht aus. Was wills auf Kepler sagen: „kein Stand ist groß, als nur der Stand der Weisen!" auf Sulzer: „die Kenntniß unsres Glücks ist Weisen nur verliehn!" auf Segner: „je minder sich der Kluge selbst

gefällt, um so viel mehr schätzt ihn die Welt!" auf Euler: „Kluge gelten nicht, als ausser ihrem Vaterlande." — — Was wollen die Sprüchlein auf die Männer sagen? Nichts! Sie ergreifen eine Nebenbestimmung, die eigentlich nicht zu ihrem Werthe gehört, oder sagen, eine allgemeine Plauderey; zu unbestimmt, zu fliegend oder zu kriechend — — ein Dunst. Nicht besser sind die auf Mendelsohn, Meier, Flögel, J. J. Moser, Feder, Böhmer, Pütter, und viele andre. Eine große Anzahl andrer sind auf ganz unbekannte, unbedeutende Leute, die gar nicht, selbst nicht im Porcellainschälchen „an die Tafeln der Großen" verdienen gebracht zu werden, und die doch, weiß Gott, warum? mit welchem Lobe erscheinen. Von der Art sind Herr Eck, Herr von Gebler, Engel, Trüger, Schröder, Schubart, und eine große Menge deutscher Herren, die wir nicht, oder kaum kennen — — da fällt alle Proportion und Ehre der Gesellschaft weg. Eine andre größere Anzahl, die nicht hergehört, sind ein zahlloses Heer erbärmlicher Schmierer, für die auch jede Kritik zu gut, zu verschwendet ist, — — wenn gleich sieben auf einem Blättchen stehen. Viele von ihnen gehörten blos zu einem wohlseeligen Hansabunde: der Hansabund ist abgelebt, und was soll das Geschmeiß leben, das nur einen [390] Tag zu leben, bestimmt war? Sind nicht Fliegen und Ungeziefer gnug, wo nur ein Bißchen Naschwerk ist? — — Diese alle, und welch ein großer Trupp! abgerechnet — — wie wenige bleiben! und wie wenige sind auch da recht und ganz carakterisirt? hat Bodmer, Kästner, Schlegel, Ewald, Margar. Klopstock, Karschin, Gemmingen, Winkelmann, Leßing u. s. w. nicht mehr und etwas anders verdient, als sie hier erhalten? Und was sind diese gegen so viel andre unwürdige Leute, die hier gepriesen werden? — — Andre Devisen sagen offenbar nichts; man weiß nicht Lob oder Tadel. Andre sind kleine Pasquille, aus einem Zuge des Lebens, der nicht dahin gehört. Andre, wenn sie wahr sind, gar nicht angepaßt und angemessen — —

kurz, es bleibt nur wenig, worinn wahrer, ganzer, verdienter Charakter ist, und noch weniger, wo er ausserordentlich witzig und schön gesagt wäre. Indessen sind von beyden doch einige Fälle, das Einige giebt der Sammlung auch allein einigen Werth. Zuweilen ist dem Urtheil des Publikums (was für ein Fratzending heißt oft nicht Publikum?) wie uns dünkt, mit vielem Recht widersprochen, und der Widerspruch zum Theil gut gesagt: so z. B. bey Kretschmann, Gotter, Baldinger, Schröckh, Clodius, Müller, Gärtner, Thümmel; oft hat schon die Kadenz eines schönen Spruches, der so unvermuthet wieder kommt, was angenehmes. — — Das alles aber ist nur Ausnahme; das ganze ist eine elende oder mittelmäßige Burschenarbeit, in dem Winkel eines Städtchens voll Provincialgeschmack, an einem gähnenden Nachtische, mehr von blätternden Fingern, als nachsinnenden Gedanken gesammlet, und der Sammler selbst verdient als Autor, eine weit schlechtere Devise, als er sich gegeben.

[391] Zürch.

Kurze Anzeige von dem Nutzen der Stralableiter rc. von Herrn Prof. Saussüre. Aus dem Französischen. 1772. 8. 24 S.

Es besteht diese Maschine aus einer metallnen Spitze, die auf einem Gebäude, oder, wem das zu gefährlich scheint, auf einem nicht weit davon befindlichem Maste gegen die Wolken gerichtet wird, wodurch die elektrische Materie angezogen, und vermittelst eiserner Stangen oder Dräte, die nur einen Zoll weit zur Beobachtung unterbrochen sind, hinab und in die Erde geleitet werden soll. Diese Erfindung gründet sich auf die einfache elektrische Erfahrung, da eine den elektrisirten Körper mit der Spitze einer Nadel berührende Person, aus demselben die Materie saugt, und in den Boden, worauf sie steht, verbreitet. Dieser Aufsatz ist eigentlich geschrieben, dem Publiko die Furcht vor einem solchen zu Genf errichteten Apparat zu benehmen. Der Hr. Prof. zeigt mit recht populärer Herablassung die Unschädlichkeit, dann den

Nutzen des Ableiters. Wie derselbe in die Erde geführt, gar nicht mit der Gewitterwaage die Richmannen erschlug, und an welcher der elektrischen Materie aller Ausfluß sorgfältig versagt war, zu vergleichen sey. Dann bemerkt er, daß es dieser Unternehmung im Publiko ergehe, wie der Blatterninokulation, und es ist wohl auch dem größten Theile nicht übel zu nehmen, wenn es ihm bey Annäherung so wichtiger, und ihm noch ungewisser und zweydeutiger Würkungen ein wenig unheimlich wird: Ergiebt man sich doch am Ende drein, wenn man den glücklichen Erfolg durch Erfahrung bestätigt sieht.

Die Anlegung solcher Ableiter an alle Pulvermagazine von Toskana, und andrer Orten, des Herrn Prof. Beyspiel selbst, wird manchen Denkenden und [392] Vorwitzigen zur Nachfolge ermuntern, und wir zweifeln nicht, daß die einleuchtende Theorie gegenwärtigen Schriftchens das ihrige zur Verbreitung dieser vielleicht zu ängstlichen Vorsorglichkeit beytragen mag.

Wir sind nun einmal drinne, die Natur nach unsern Ideen leiten zu wollen; möge es denen Herren in Gottes Namen gelingen, den Donner über ihren Köpfen, an Dräten herunter in die Erde zu komplimentiren!

Gießen.

Carl und Leonore, oder die mißlungne Hülfe, ein Trauerspiel von Benignus Pfeufer, 1772. 8. 62 S.

Herr Benignus Pfeufer mag sonst ein braver Mann seyn; aber seinen Namen hat er durch dieses leidige Spiel ein vor allemal prostituirt.

Gelehrte Neuigkeit.

Unterm 18ten October vorigen Jahrs, haben wir aus Batavia die Nachricht erhalten; daß Herr D. Costenbader, der zur Aufnahme der Arzneykunst und Naturwissenschaft, im Sommer 1770, eine gelehrte Reise nach Ostindien unternommen hatte, zwar mit dem Anfang des 1771sten Jahrs glücklich in Batavia angekommen, 4 oder 5 Monate aber

hernach daselbst gestorben sey. Sein Verlust muß jedem Gelehrten, der sich bey dieser Reise intereßirte, und sich durch diesen Mann wichtige Entdeckungen in der Naturkunde versprach, herbe seyn.

[393] Nro. L. Den 23. Junii 1772.

Berlin.

Nachricht von den neusten Entdeckungen der Engländer in der Südsee ꝛc. aus dem Englischen 1772. 8. 232 S.

Im Juli des Jahrs 1768. gieng das Schiff Endeavour auf Entdeckungen in der Südsee aus. Am Bord waren, Green, ein Sternseher; ein reicher junger Naturliebhaber Bänks, den ein Schwedischer Doktor, und Schüler des Ritters Linne, Solander begleitete. Beyde letztern kamen nach einer dreyjährigen Abwesenheit zurück, und die Neugierde des Publikums nach seltnen Abentheuern ward durch einen Admiralitäts-Collegiumsbefehl höchstens geängstet, der den Gereisten irgend eine Publikation ohne Vergünstigung untersagte.

Da inzwischen die Zeitungsschreiber der Noth mit Lügen abzuhelfen suchten, fand sich ein Ungenannter, der gegenwärtiges Werkchen herausgab. Man vermuthet, er seye der zweyte Schiffschirurgus, der aus dem Diarium des Ersten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnungen verstorbenen, diesen Auszug gemacht. So wenig es ist, ists doch immer Etwas. Wir werden inzwischen von der Reise im Ganzen benachrichtiget.

[394] Bey Madera vorbey, zwischen den Canarischen Inseln und Teneriffa hin, nach der Insel Frio; von da auf Terra del Fuego, weiter gegen die Isles d'Hermitage, befanden sie sich am 30sten Januar 1769. unterm 60. Grad, 2 Min. südlicher Breite, als dem höchsten, den sie auf dieser Fahrt erreichten; hielten sich dann Nordwest zwischen den Routen des Schiffs Delphin, das ihr Vorgänger gewesen; entdeckten einige bisher unbekannte und noch zur Zeit unbedeutende Inseln, und gelangten endlich auf Othatee,

welche von erstgenanntem Schiff Delphin vor einigen Jahren entdeckt, und Georgen-Insel benannt worden. Die Einwohner fanden sie ziemlich bändig, und mit der freundlichen Aufnahme waren unsre Herrn Reisende wohl zufrieden; sie ließen sich in kleine Handels- und Tauschgeschäfte ein, und es gieng alles recht gut, nur daß sie, wie der Herr Chirurgus sich höchlich verwundert, dabey das offenbare Bevortheilen, ja Stehlen so gar, für keine Sünde hielten. Eben so wenig kann sich der ehrliche Mann in den Mangel der Tugend und Zucht an wilden Schönen finden. Zwar ihren Diebsgesinnungen läßt er Gerechtigkeit widerfahren; sie nehmen nichts, als was sie brauchen können, so gar daß sie sich alle Mühe geben, das Entwendete, wenn sie es unnütze finden, dem Beraubten wieder in die Hände zu spielen; wo uns das Geschichtchen vom Quadranten wohl gefallen hat. Ihr Körper ist weder groß noch stark, sie scheinen durch die Gauklerverzerrungen desselben, in denen sie sich von Jugend auf üben, Wachstum und Festigung zu hindern. Die Männer haben gegen die Amerikanische Naturart Bärte, stigmatisiren übrigens und bemahlen ihren Körper, behängen sich mit Trödel, wie alle Wilden: Dabey denn der Herr Chirurgus die bedenkliche Anmerkung über die unsrer Natur so tief eingewurzelte Eitelkeit macht. [395] Auch findet ers sonderbar, daß die Beschneidung, welche doch Moses als ein Unterscheidungszeichen des Volkes Gottes eingeführt, auch unter diesen Heiden gebräuchlich sey. Ausser der Ehe leben sie so lang wie sie können, weil sie die Heirath von Gastmälern ausschließt, bis das Mädchen schwanger wird, dadurch werden sie Eheleute. Knechtschaft ist unter ihnen eingeführt, und was Eigenthumsstreitigkeiten anlangt, behält der Stärkre den Besitz, der andre klagt, und dem Ärmsten wird das Guth zugesprochen. Sie glauben ein höchstes Wesen über die Anbetung erhaben, Untergötter, haben eine Art von Priestern, und so weiter. Eine Geschichte kommt dem Hn. Chirurgus so merkwürdig vor, daß er sie wünscht, in diamantne Tafeln gegraben, der Nachwelt überliefert zu sehen. An uns soll es nicht liegen, wenn sie der Welt

unbekannt bleibt. Als das Schiff der Delphin anlandete, hatten die Einwohner dergleichen nie gesehen; man berathschlagte sich, wie die Fremdlinge zu empfangen seyen. Die meisten stimmten auf Krieg; aber die Königinn, weißer und menschlicher, sprach: „Sie scheinen friedlich, warum ihren Tod? Sie kommen weit her und sind Männer, schickt ihnen Weiber und Schweine.“ Das geschah, und auf die Dankbarkeit des Apetits dieser Herren, läßt sich von den diamantnen Tafeln des Meister Chirurgus schließen. Auch rühmt er die Gefälligkeit der wilden Frauenzimmer gegen seine Gesellen; nur merkt er an, es haben die Matrosen bey näherer Bekanntschaft mit selben, Spuren französischer Verfeinerung, zu ihrem höchsten Leidwesen, gefunden. Auch erfuhren sie nachher, Herr Bougainville sey in diesem Punkte der Hermes dieser Nation gewesen. Als sie den Durchgang der Venus am 4ten Junii glücklich beobachtet hatten, brachen sie auf, nahmen einen Oberpriester, Namens Tobia, der mit gegenwärtiger Regierung unzufrieden war, und ihnen nachher viele Doll-[396] metschdienste that, mit; schifften viele Inseln auf sein Anrathen vorbey, und kamen nach Neu Seeland. Es liegt 500 Meilen von der Georgen Insel, und ob sie gleich eine große Ähnlichkeit der Sprache und einiger Manieren wahrgenommen, auch von einigen wohl empfangen wurden, fanden sie doch im Ganzen die Nation weit fester, rauher, ungattlicher, und sahen sich überall mit Wildbooten bedroht. Die Handelsversuche liefen meist übel ab, mehr Räuber als Diebe bemächtigten sie sich der Waaren, und machten sich zusammt dem ausgemachten Tauschpreis davon. Von ihrer tollen Tapferkeit, wie er sie nennt, kann er nicht gnug sagen. Einen Hintern voll Schroot achten sie nicht soviel, sich an der Arbeit stören zu lassen; und unsre Seefahrer wusten sich nie, als durch Abfeurung eines Vierpfunders über ihren Köpfen, zu helfen, wovor sie doch jederzeit flohen. Er erzählt, sie führen die Glieder ihrer Feinde in Körben mit herum, braten sie nach Anlaß, und lassen sichs schmecken. Für die Stärke ihrer Gegenwart deponirt denn auch die gänzliche Unwissenheit des Pfeils und

Bogens. Man erzählt, der edle Bayart habe das Feuergewehr verachtet und gehaßt, und es macht auch dieser Nation Ehre. Daher uns der weiße Einfall unsrer Herrn Reisenden, diese Wilde den Gebrauch des Bogens zu lehren, von mehr als einer Seite erbaut hat. Die Kerls haben nun keinen Gott und kein Gesetz, und sind wahre Anticirkumcisionisten. Hier gelang dem Schiffe der Hauptpunkt seines Auftrags: es entdeckte, beyde Theile von Neuseeland seyen eine Insel, 225 Meilen lang. Von da auf Neuholland giengs ihnen übel; ihr Schiff litt Noth, sie fanden mißgestalte, nackende, arme, unreinliche, unwissende Menschen, entblößt von allen Nothwendigkeiten; bemerkten, daß Neuholland und Neuguinea gleichfalls durch Wasser [397] getheilt ist, und schifften, da besonders die Einwohner des letztern sich höchst feindselig bezeigten, über Sabee nach Batavia. Nach dreymonatlicher Rast verlassen sies wieder, ein faules Fieber reißt unter ihnen ein, das ein Durchfall begleitet, und so verlieren sie mit der Hälfte ihrer Mannschaft auch den Sternseher Green. Uebers Vorgebürge der guten Hoffnung nach Hause. Das ist der Inhalt eines Büchelchens, das nichts gethan, als uns nach authentischen Nachrichten begierig gemacht hat, die freylich noch ausbleiben dürften, da, laut des angehängten Briefs, Herr Bänks und Solander auf neue Entdeckungen mit großem Apparat ausziehen, und die Resultata der vorigen Reise versiegelt deponirt haben. Die Liebhaber der Naturgeschichte sind am meisten durch diesen Aufschub verkürzt.

Zürch.

Les Caprices de l'Amour et de l'Amitié. Anecdote Angloise suivie d'une petite Anecdote Allemande. 1772. 8. 153 S.

Gleich auf den ersten Seiten haben wir deutsche Denkart, und eine ernste Mine der Empfindung bemerkt, die wir zu kennen glaubten, und die zu verkennen in der Folge unmöglich ist. Aber warum französisch? ruften wir aus, und es werden das viele mit uns fragen; und wenn die Antwort, die wir uns gaben, daß ja im gemeinen Leben ein

Deutscher, um von einer beträchtlichen Anzahl Deutscher gehört zu werden, Französisch reden müße, nicht genug thut; wenn man drauf versetzen möchte, eben an denen, denen eine Gewalt übers Publikum gegeben ist, sey es, wider solche Vorurtheile durch ein liebenswürdiges Beyspiel zu streiten; haben wir darauf nichts zu sagen. Die Ausländer, mögen die Sprachfehler und Circumlocutionen entschuldigen, da [398] es nur für Deutsche, von einer deutschen Feder geschrieben ist.

Von der romantisch glücklichen Erfindung des Plans beyder Geschichten, wollen wir nichts detailliren. Die will mit allen ihren Theilen gefühlt seyn; besonders hats uns ergötzt, so viel Handlung und so wenig Diskurs zu finden. Die Heldinnen beyder Anekdoten sind vortrefliche Geschöpfe; beyde karakterisirt eine ernste Stille, die aus dem Mangel des wahren Genusses ihrer Menschheit entspringt. Wie allen fühlenden Seelen, ist ihnen das Werkeltagsleben ihrer Nebengeschöpfe zu uninteressant, und so kehren sie in sich selbst zurück, und in dem verschloßnen Eigenthum wandelt ihre Imagination ungestöhrt, auf gefällig geschaffnen Feldern, in dämmernder Traumwollust hin und wieder. Dafür entbehren sie alle Freuden, die Gesellschaft gewährt, und die von einer Seite immer unersetzlich sind. Der Mangel an Munterkeit dieser liebenswürdigen Damen, hat uns einen Mangel des Glücks muthmaßen lassen. Und hier sey uns eine Anmerkung erlaubt. Der Unzufriedne, um nicht zu sagen, der Unglückliche, hat zween Wege des Trosts, andre unglücklich zu machen, wie sich, oder das Glück andrer zu befördern, um sich gleichsam in andern schadlos zu halten. Es wird vielleicht manchem sonderbar scheinen, daß wir daher von einem ausserordentlichen Hang zur Wohlthätigkeit auf den Mangel eignen innren Behagens schließen. Genung, es ist eine Anmerkung, das heißt, eine Art von gedachter Grille, und wir gebens für weiter nichts.

Die Art, des alten Lords seine Schwesterfrau durch eben diese Menschenliebe vor andern Gefühlen zu bewahren, wird nur durchs prämeditiren romanesk; übrigens führt die

Natur ein zärtlich-empfindendes Frauenzimmer hundertmal zu solchem Quiproquo.

[399] Und das macht denn im Ganzen diese niedlichen Erfindungen so liebenswürdig, daß wir überall durch Wahrheit gerührt werden, die nur sehr delikat erhöht und angewendet ist.

Zugleich ist eine deutsche Uebersetzung herausgekommen, zu haben um 24 kr.

Dessau.

Johann Bernhard Basedows Anschläge zu Armenanstalten wider die Unordnung der Betteley, besonders in mittelmäßig großen Städten. 8. 1772. 48 S.

Gute Erziehung, öffentliche Gelegenheit zu arbeiten, Versicherung des Debits und eine Armenkasse, sind die Mittel, die der Verfasser vorschlägt. Wir wissen noch zween Vorschläge: Nehmt dem Wohlhabenden weniger, so braucht ihr dem Armen weniger zu geben; und geizt nicht mit Unterthanen, die ihr nicht ernähren könnt oder wollt. Unsre Vorväter vermehrten sich wie die Bienen, aber wie den Bienen war ihnen auch jedes Blumenfeld recht! und doch hatten sie ein Vaterland, für das sie unerkauft sturben!

Frankfurt am Mayn.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kasimir von Kreutz rc. 1772. 68 S. gr. 8.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahndung, was so ein Mann seyn könne, schreibt hier Einer die schlechteste Parentation. Der Gang dieses sonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch so viele Hindernisse, die düstre Unzufriedenheit bey allem Gelangen; wird in der Feder unsers Skribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et [400] bonarum artium; und der sehr eigen charakteristische Kopf, wohlgefaltete honette Alletagsmaske. Das ist immer das schlimmste, was den Menschen, wie Kreutz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil sie nicht sind wie andre; daß man, um sie nach dem Tod wenigstens in

ehrbare Gesellschaft introduciren zu können, ihre Gestalten verwischt, und betheuert: sie waren wie andre vortrefliche Leute auch!

Anekdote aus dem Reich der Gelehrsamkeit.

S. Mercure de France Mai. 1772.

Ein gewisser Herr Johann Andreas von Wieland, aus Siebenbürgen gebürtig, Brandenburg=Anspachischer Regierungsrath, übersetzt des Herrn de Falbaire honete Criminel ins Deutsche, und bringt ihn auf die Wiener Nationalbühne, wo er mit tausend Thränen empfangen wird. Nach diesem schreibt Herr von Wieland einen wohlgestellten Brief an Herrn de Falbaire, und berichtet ihm, mit deutscher Ergebenheit gegen französische Talente, diese wichtige Geschichte. Mr. de Falbaire schreibt, wie billig: „Rien ne pouvoit me flatter autant que l'honneur d'être traduit par un auteur célébre dont les ouvrages meritent eux-memes des Traducteurs. Vous ne savés pas, Monsieur, que je l'ai été de votre Clementine, il y a plus de dix ans.“ Wir dachten an den Quästor Cicero, da er nach Brundusium kam; und bedauerten den Dichter, der um die Ewigkeit, und nicht seinem Vergnügen oder seinem Mädchen zu Gefallen singt.

[401] Nro. LI. Den 26. Junii 1772.

Göttingen und Gotha.

Die von 1753 bis 1763. zu Gotha in 9 Bänden erschienene **Beyträge zur Vertheidigung der praktischen Religion wider die Einwürfe unsrer Zeit**, erhalten ihre Fortsetzung in folgendem Werk, davon unter dem Titel: **Gesellschaftliche Bemühungen der Welt die Christliche Religion anzupreisen**, das erste Stück bey Dietrich herausgekommen. 8. 180 S.

Der Hauptzweck der Verfasser ist — — „die Vortreflichkeit der christlichen Religion, ihre Brauchbarkeit und Kraft, die Menschen gut und selig zu machen; das Göttliche und

das Liebenswürdige, das Weise und Erhabne im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen zu empfehlen. Blos spekulativische Wahrheiten und eigentliche polemische Abhandlungen werden keinen Platz in dieser Sammlung finden, wohl aber die Bestreitung praktischer Irrthümer; Antworten auf Beschuldigungen wider die Evangelischen Lehren. Die geoffenbarte moralische und praktische Wahrheiten werden vornemlich das Feld ihrer Bemühungen seyn. Den Inhalt dieser Sammlung werden sie am meisten aus eignen Meditationen hernehmen, bisweilen aber auch Übersetzungen einrücken, und Beweise für die Wahr- [402] heit der christlichen Religion aus weitläuftigen Abhandlungen in einem kurzen Auszug vortragen. Dabey werden sie auch Begebenheiten anführen, wodurch die Kraft und Schönheit der Religion J. C. bestätigt wird, und endlich Anzeigen von neuen die christliche Religion beweisenden, und deren Ausübung befördernden Büchern liefern." — — Dieses, nebst der Beschreibung der mancherley Arten der Religionsfeinde, und der Vorstellung der verschiedenen Quellen der Feindschaft gegen die Religion, machen den Inhalt der Einleitung aus. Eine Stelle S. 6. 7. wollen wir daraus hierher setzen: „Ihr Lehrer der Religion! die ihr anders lebt als lehret, ihr habt auch manchen zur völligen Verleugnung Jesu gebracht; mancher, der sich der Wahrheit schon näheren wolte, ist eurenthalben im Irrthum geblieben. — — Gott! welche große Verantwortung habt ihr pharisäische Geistliche, deren Betragen der christlichen Rechtschaffenheit widerspricht, die ihr euch von Eigennutz, Stolz, Wollust, Neid und Rachbegierde beherrschen lasset; keine Sanftmuth gegen Irrende, keine brüderliche Eintracht und Verträglichkeit gegen die, welche anders, als ihr, denken, beweiset! Von euren Händen wird Jesus einst manche Seelen, die ihn verläugnet haben, fordern." — — Es folgt hierauf: II. Die Verächter der Religion Jesu denken der Ehre Gottes, der menschlichen Würde und Glückseligkeit zuwider, S. 21. bis 48. Erster Beweis, von ihren eignen Meinungen

sowol, als von ihren Feindseligkeiten gegen die Lehrsätze des Christenthums hergenommen. Zweyter Beweis, weil sie einmal die richtigste Anleitung, Gott zu erkennen, und die stärkste Ermunterung, ihn recht zu verehren, verachten, und zweitens die edelsten Mittel, den Menschen besser und vollkommner zu machen, verwerfen. Im ersten [403] Beweis hat das Wort, Verächter der Religion Jesu, die rechte Bedeutung; wie es aber im zweyten genommen wird, da auch „Männer, welche Wahrheit, Mäßigkeit, Menschenliebe, und gute Sitten selbst ausüben und anderen anpreisen; die Gottes Heiligkeit und Vorsehung erkennen, die Seele für den größten Vorzug halten, und ihre Unsterblichkeit für das größte Gut des Menschen," nach S. 33. 34. mit diesen Namen belegt werden, dünkt uns offenbar unbillig und hart zu seyn; und wir möchten nicht sagen, daß solche der Ehre Gottes, und der Hoheit des Menschen rc. zuwider denken. Wer etwas bestimmteres, vernünftigeres und bescheidneres über diese Materie lesen will, der findet es in dem Schreiben eines Freydenkers an seine Brüder, Berlin 1770. — — S. 39. heißt es: „Die Religion Jesu hat der Philosophie insbesondre in den Lehren von der Vorsehung und Unsterblichkeit, Deutlichkeit und Gewißheit gegeben, ohne ihren wohlthätigen Unterricht wäre sie die dunkle, verworrene und irrige Philosophie der Heiden geblieben." Wir wissen nicht, ob der, auch S. 138. 139. wieder vorkommende Schluß von den Gränzen der Vernunft zu einer Zeit, z. B. zu den Zeiten Christi, auf ihre Schranken überhaupt, richtig sey. Der Verfasser des kurzen Systems der natürlichen Religion, hat auch eben so erbärmlich hier, wie an mehrern Orten, besonders der letztern Kapitel seines Buchs, geschlossen. Ob man daran wohl thue, daß man die Religion Jesu auf Unkosten der Vernunft, die doch auch ein wichtiges Geschenk Gottes ist, erhebet? Uns ist es immer leid, die gute Sache des Christenthums mit seichten Gründen unterstützt zu sehen. — — S. 26. 30. und folgende, wird von der Lehre vom zukünftigen Leben

nach dem Tode gesprochen, als ob mit derselben die Moral stehe und falle, mit einer Stelle aus dem Young belegt, der, weil er nun einmal gewohnt war, alles durch das Medium einer dü-[404]stern Melancholey anzusehen, hierinn keinen kompetenten Richter vorstellen kann. Wir glauben ein künftiges Leben; können aber dergleichen übertriebne Vorstellungen vom Einfluß derselben in das Verhalten der Menschen nicht billigen. Die Moral beruht auf ganz andern Gründen. — — Nach den gewöhnlichen Vorstellungen und Behandlungen, ist die Lehre vom zukünftigen Zustand kaum unter die schwache Motiven der Tugend zu rechnen. — — Und wenn es S. 29. heißt: „Wenn der Tod das Ende unsers Daseyns ist, wenn jenseits des Grabes keine Güter, keine Freuden und Glückseligkeiten mehr für uns übrig sind, da sind wir die Unglückseligsten unter der Sonne.“ Wie hängt dieses mit den häufigen Stellen dieses Buchs, da von dem Trost, den der Tugendhafte im Unglück genießt; von der Erhöhung seines äusserlichen Glücks, durch die gute Beschaffenheit seines Inneren; von der Heiterkeit desselben im Alter, Muth beym Tod, und andern wesentlichen Vortheilen der Tugend geredet wird, zusammen; wie mit andern unleugbaren, wohlthätigen Vorzügen des Menschen, wie mit 1. Tim. 4, 8. Kap. 6, 6. und andern Schriftstellen zusammen? — — S. 45. „Denen, die vor dem Zorne Gottes zittern, wird Gnade und Friede verkündigt“ (durch das Christenthum). Der Ausdruck, Zorn Gottes, ist einer von denen, die der Religion, statt zu nutzen, geschadet haben. Was Luther Zorn übersetzt hat, heißt das in der Ursprache nicht, was wir im Deutschen unter Zorn, uns gedenken. Ist Gott wie ein stolzer Mensch, der sich durch demüthiges Kriechen und Zittern beugen läßt? Muß das Zittern, um Gnade zu erhalten, nicht noch von andern Empfindungen und Entschlüssen begleitet seyn? III. Vom Tode der Verfolger der ersten Christen. Ein Auszug aus dem Lactantius, von S. 48 bis 107. dreht sich um die einzige Idee herum: [405] die schmerzhafte und schimpfliche Todesarten der Römischen Kayser in den ersteren Jahr-

hunderten sind gerechte Strafen, die ihnen, um der Christen Verfolgungen willen von Gott auferlegt worden. — — Wenn werden doch die Menschen die Rathschlüsse des Unendlichen nicht mehr nach den Eingebungen ihrer kleinen thörichten und stolzen Leidenschaften modeln,

Pour savoir ce qu'il est, il faut être lui même,

gehört auch hierher. — — S. 51. „Der ohnmächtige Tyrann Nero verschwand plötzlich, so, daß man von dieser schändlichen Bestie nicht einmal den Ort ihres Begräbnisses wuste." — — „Als der Satan dem Domitian ins Herz gegeben, die Christen zu verfolgen ꝛc." S. 52. „Es war kein Ort, auch in den entferntesten Gegenden der Erde, dahin nicht die christliche Religion gedrungen wäre." S. 53. „Dem Decius wiederfuhr nicht einmal die Ehre begraben zu werden, sondern er war als ein Feind Gottes, eine Speise der wilden Thiere und Vögel." — — „Valerianus vergriff sich — — an dem Höchsten ꝛc." nebst einer Stelle S. 58. in der Mitte, u. a. m. der giftigen, auf allen Seiten vorkommenden Lästerungen über die Röm. Kayser, die wir freylich nicht ganz entschuldigen wollen, nicht zu denken. Diese Proben werden hinlänglich seyn, vom Geiste dieses Stücks eine Idee zu geben. Schlimm genug, daß solche Sachen in einen Menschenkopf gekommen, und je einigen Beyfall erhalten haben, noch schlimmer, daß dergleichen Excremente 1771. dem Leser vorgesetzt werden. — — IV. Ein Versuch über die Glückseligkeit. S. 108 — 163. Anfangs etwas von Gut und Übel und dessen Graden, hernach die Artickel vom Stand der Unschuld, Ebenbild Gottes, Fall Adams, Erbsünde, der Erlösung Jesu Christi, vom jüngsten Gericht, ewigen Leben und ewigen Tod aneinander gereiht, mit größtentheils [406] gar nicht passenden, angeflogenen Schriftstellen belegt; kurz, so behandelt, als es nur in der schlechtesten, den gesunden Verstand und wahre Exegese auf allen Blättern beleidigenden, Dogmatik aus dem vorigen Seculo seyn kann. Wird dieser Verfasser die Menschenseele besser studiert, gute Schriftsteller mit Nach-

denken, und die Bibel mit unbenebelten Augen gelesen haben, dann mag er wohl bessere Waare, nach seinem Ausdruck, zu Markt bringen! V. Charakter der Herzoginn zu Hollstein-Sonderburg, nebst einem hinterlassenen Brief derselben an ihre Tochter. S. 164—171. In dem ersten, der aus des Herrn Kabinetspredigers Jessen Trauerrede, gezogen ist, wünschten wir die Stelle S. 165. „Sie war eine große Beterin &c." weg, oder mit einigen Zusätzen und Einschränkungen vorgetragen. Das Gebet ist blos ein Mittel der Tugend, und kein Ingredienz derselben. VI. Ein Lied, das Elend der Gottesleugner. S. 172—174. Man sieht überall, daß dieses ganze erste Stück aus einem Guß ist. Auch in diesem Lied ist alles in einen Klumpen zusammen geworfen — — übertrieben — — einseitig. In den Anzeigen S. 175—180. werden Jerusalems, Nösselts und Leß Schriften, von der Wahrheit der christlichen Religion, empfohlen; und die Anmerkungen bey den aus dem Englischen übersetzten Betrachtungen über die Geschichte der Religion vom E. Law, berichtigend genannt. Sie enthalten lauter triviale Sachen; allemal hätten wichtigere gemacht werden können, überhaupt das Buch einen andern Übersetzer verdient. Das Ende ist des vorhergehenden würdig; Gellerts moralische Vorlesungen werden mit vollem Hals angepriesen. Uns hätte gewundert, nach dem im Ganzen herrschenden Geist, wenn das nicht geschehen wäre. — — Wir glauben nicht zu hart zu urtheilen, wenn wir sagen, daß in diesem ersten Stück einige richtige und gesunde [407] Gedanken mit allzuvielen falschen, übertriebenen, vernunft- und schriftwidrigen abwechseln — — daß der Vortrag an vielen Orten declamatorisch, an andern schwülstig, an andern niedrig und platt, an einigen nur simpel, reine und edel sey — — und wenn wir diesen ges. Bemühungen &c. keinen besonders glücklichen Erfolg versprechen. — — Herr Dietrich verlegt Arbeiten von Schlözer und Heyne; warum mag er doch solche unzeitige Geburten, als diese Bemühungen, und

der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit sind, ans Licht befördern?

Berlin und Stettin.

Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Medicin von Joh. Christian Anton Theden, Königl. Preußischer Generalchirurgus u. s. f. bey Friederich Nicolai 1771. 8vo. 208. Seiten.

Herr Theden ist ein wahrer Wundarzt, der schön schreibt, faßlicher als Herr Bilguer; nur wünschten wir, daß er manche Wahrnehmung nicht so zur allgemeinen Regel machen wollte. Ein Fehler, der bey dem ausübenden und schreibenden Arzte, so bald man ihm nur ein paarmal gesagt hat: er sey Etwas, sehr gemein will werden. Ganz vollkommen geben wir ihm Beyfall bey der Umwickelung der Glieder mit Hobellagen: nicht ganz vollkommen, bey der Unterlassung der Unterbindungen großer Arterien nach Amputationen: und noch etwas weniger bey der Anpreisung seiner Arquebusade. Jede Erhöhung eines Universalmittels mißfällt uns durchaus; und jeder Arzt, der an einem Mittel klebt, verräth entweder eine Caprice oder Stolz, oder einen eingeschränkten Kopf. Die Methode die Wassersucht zu heilen, ist auch nicht die beste, und es wäre besser gewesen, wenn Herr Theden uns nicht davon hätte belehren wollen, ob er gleich als Generalchirurgus die Wassersucht besorgen muß. Dieß alles aber hindert uns nicht, ihn unsrer Hochachtung zu versichern, und ihn für einen wah= [408] ren Wundarzt zu erkennen, der seine Kunst studirt hat, habil ist, denkt, und was er denkt, niederschreiben kann: Und daher empfehlen wir sein Buch den Wundärzten sehr: Sie können lernen S. 32, wie schön die Luxation des Vorderarmes am Oberarm behandelt wird; S. 43, u. f. wie der gewöhnliche Tourniquet des Herrn Petit seinem vorzuziehen sey, wie die Arterien tamponirt müssen werden, und daß der Brossardsche Schwamm öfters vor den Tampons Vorzug verdiene; S. 48. daß der Petitische Trombus eine Chimäre sey. S. 53, daß

die heftige Unterbindung des Saamenstrangs epileptische Zuckungen mache, eine gelindere aber angehe, und auch hier der Brossardsche Schwamm gute Dienste thue: S. 63. daß das Bluten aus den Rippenpulsadern ohne Unterbindung, und bloß durch das Durchschneiden und Zurückbringen der Pulsadern am bequemsten könne geheilet werden: S. 71. Etwas vom Nutzen der Tropfbäder bey der Anchylosis, S. 89. Wie eine tödtliche Hämorrhagie hätte abgewendet werden können. Die Goulardschen Mittel erhebt Herr Theden S. 94. zu sehr. Wir haben sie auch, und zwar schon sehr oft gebraucht, und gefunden, daß sie ganz gut sind, aber vor andern nichts sonderlich vorzügliches haben; und dieß behaupten wir nicht aus Caprice. Daß das ceratum saturni S. 96. besser sey als vnguentum lithargyrii bezweifeln wir stark. Ceratum saturni, vnguentum lithargyrii, extractum saturninum Goulardi und acetum lithargyrii u. n. a. m. sind meist dem Namen nach verschieden, ihre Wirkung ist eine und ebendieselbe. Die Abhandlung vom Calender nach geheilten Beinbrüchen, desgleichen der 18te Abschnitt und ganze 19te sind schön. Vom Nasengeschwür S. 133. hätte Herr Theden bestimmter reden, und einen bessern Begriff liefern können. Den morgenländischen affectirten Lobgesang einer Dame, die ihre Brustwarze besingt, erwartet man in einem chirurgischen Buche wohl nicht.

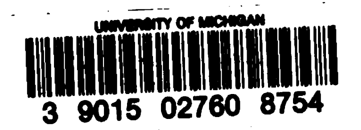
[409] Nro. LII. Den 30. Junii 1772.

Zürch.

Biblische Erzählungen für die Jugend. Altes Testament. 1772. 8vo. 656. S.

Nichts ist wirksamer, den größten einzigen Zweck der moralischen Erziehung der Jugend zu erreichen, als eine geschickte Entwicklung der guten Empfindungen, die die Mutter Natur, die uns zur Glückseeligkeit schuf, als die einzigen Werkzeuge unserer wahren Glückseeligkeit in unsere Herzen legte. Aber keine trockene Moralmaximen, und sollten sie auch mit den Schellen der Dichtkunst, wie Pope sagt, be-

hängt werden; keine Demonstrationen, keine Belohnungen und Züchtigungen sind zu dieser Belebung des besten Theils unsrer Herzen so geschickt, als Erzählungen, die mit sympathisirender Anmuth vorgetragen werden, und sonderlich den seligen Zustand, in dem gute, mit Gott und der Welt versöhnte Menschen stehen, reizend und ohne Übertreibung zu schildern wissen. Wir sind den Verfassern der vorliegenden biblischen Erzählungen deßwegen sehr verbunden, daß sie unsrer Jugend eine Sammlung solcher Erzählungen aus der heiligen Schrift in die Hände geben. Ihre Art zu erzählen, ist leicht, einnehmend und vollkommen geschickt, mit der Neugierde zugleich alle andere Empfindungen des Guten [410] zu erwecken, und wenn nicht die verdorbenen Sitten der Eltern meist in den wirksamen Stunden des Lebens alle Eindrücke wieder verlöschen, die in den Lehrstunden gemacht werden, so könnten wir uns von diesen Erzählungen gewiß recht wichtige Vortheile versprechen. Einige schweizerische Redensarten, einige aus der Mundart der Schweizer entstehende Fehler wider die Rechtschreibung, z. B. stuhnde, u. dgl. musten wir übersehen. Die angehängten Verse wünschten wir aus dem Buche weg; sie haben meist keine Absicht, als dem Kind zu sagen, was es fühlen soll; und das ist eben so, als wenn ich einem sagen wollte, was er sehen oder riechen soll. Schärft durch Übung den Sinn, und setzt alsdann die Gegenstände nur in das rechte Licht und die verhältnißmäßige Stelle, so folgt das Gefühl von selbst, weit besser, als durch das Auswendiglernen von so frostigen Maximen. Wir haben bemerkt, daß das Anstrengen des Memorirens bey Kindern den Übergang ins Herz, immer verwehrt. Es werden auch noch Kupfer zu dieser Sammlung versprochen; diese mögen aber nun noch so nützlich seyn, so haben sie doch immer den Schaden, daß sie ein Buch, wie dieses, welches Vielen nutzen soll, und schon itzt um die Hälfte zu theuer ist, noch im Preise erhöhen, und also für mehr als zwey Drittel von denen unbrauchbar machen, für die es doch bestimmt seyn soll. Zu diesem Bande kommt noch ein andrer, welcher die Erzählungen aus dem Neuen Testament enthält.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02760 8754

